

Hermann Sparr *Hrsg.*

Feldpostbriefe 1914

Berichte und Stimmungsbilder von
Mitkämpfern und Miterlebenden

Feldpostbriefe 1914

Berichte und Stimmungsbilder
von
Mittkämpfern und Miterlebem

Gesammelt und herausgegeben von
H e r m a n n S p a r r



Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH 1915

ISBN 978-3-662-23707-6

ISBN 978-3-662-25796-8 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-662-25796-8

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1914

Copyright 1914 by Springer-Verlag Berlin Heidelberg

Ursprünglich erschienen bei Otto Spamer, Leipzig

(Gesetzlich erforderlicher Schutzvermerk gegenüber
den Vereinigten Staaten)



Vorwort.

Aus der unerschöpflichen Fülle von „Feldpostbriefen“ und ähnlichen Mitteilungen ist in diesem schmalen Bändchen versucht worden, das Wertvollste und Charakteristischste in anschaulicher Gruppierung zusammenzufassen. Mitfühlen lassen, wie der Einzelne, ob einfacher Soldat oder Offizier, den weltbewegenden Ereignissen gegenübersteht, wie er die gewaltigsten aller Eindrücke in sich aufnimmt und verarbeitet, ist eine Aufgabe von besonderem Reiz. Möge das vorliegende Buch dieser Aufgabe gerecht werden.

Der Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Zur Einführung: Warum ich deutscher Kriegsfreiwilliger wurde	1
Im Lande der Franktireurs	
Vorwärts in Feindesland (Leipz. N. Nachr.)	3
Im Nachtkampf mit Franktireurs (Frankf. Stg.)	9
Der Sturm auf Lüttich (Köln. Stg.)	15
Dem Gegner auf den Fersen (Leipz. Tagebl.)	19
Wie wir Namur erstürmten (Der Tag)	22
Die Schreckensnacht in Löwen (Köln. Stg.)	28
Die ungläubigen Belgier (Leipz. Tagebl.)	33
Vor Antwerpens Fall (Tägl. Rundsch.)	36
Trummersymphonie (Tägl. Rundsch.)	39
Der Sturm auf Fort Wavre (Rhein.-Westf. Stg.)	43
Ein Braver (Köln. Volksztg.)	47
Alldeutschland nach Frankreich hinein	
Bei Mülhausen (Leipz. N. Nachr.)	50
Über die Grenze nach Frankreich (Leipz. Tagebl.)	56
Der Kampf um den Donon (Tägl. Rundsch.)	65
Vom Lothringer Kampfplatz (Leipz. N. Nachr.)	70
Der Kampf um Tagnsdorf (Frankf. Stg.)	73
Im Straßenkampf in St. Dié (Münch. N. Nachr.)	79
Vom Beginn der Riesenschlacht (Leipz. N. Nachr.)	84
Wie ich die Bagage suchte und fand (Leipz. N. Nachr.)	88
Blutige Tage der Sachsen (Leipz. N. Nachr.)	93
Eine Nachtpatrouille (Berl. Lokalanz.)	101
Aus schweren Tagen (Leipz. Tagebl.)	109
Wie die deutschen Granaten wirken (Schles. Stg.)	112
Von der „fleißigen Berta“ (Leipz. N. Nachr.)	117

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Im Feuer (Köln. Volksztg.)	121
Das erste Nachtgefecht (Der Tag)	126
Gefangenenehend (Leipz. N. Nachr.)	129
Gegen die russischen Mordbrenner	
Gumbinnen beim Kriegsausbruch (Leipz. N. Nachr.)	138
Wie sie gehaust haben (Berl. Lokalanz.)	140
Die ersten russischen Kanonen (Voss. Stg.)	144
„Schwesterchen“ (Leipz. N. Nachr.)	147
Ein Pastorsbrief aus Ostpreußen (Der Tag)	152
Ein Marschtag in Russisch-Polen (Leipz. Tagebl.)	155
Die Russen im Wurstkessel (Leipz. Tagebl.)	160
Neidenburg (Der Tag)	162
Im Kartoffelader (Leipz. N. Nachr.)	169
Wie die Russen umzingelt wurden (Berl. Tagebl.)	171
Wie preussische Jäger nach Suwalki marschierten (Der Tag)	176
Die Herren der Luft	
Eine Erkundungsfahrt durch die Luft (Voss. Stg.)	181
„Mahaufklärung“ (Frankf. Stg.)	183
Ein „Wurschtiger“ (Tägl. Rundsch.)	185
Ein Kampf in den Lüften (Leipz. N. Nachr.)	189
Ein Stündchen in französischer Gefangenschaft (Lüb. Gen.-Anz.)	191
Unsere blauen Jungen	
Die deutsche Wacht zur See (Leipz. N. Nachr.)	194
Libau (Lüb. Anz.)	196
Husarenstreiche auf See (Magdeb. Stg.)	199
Wie die Ariadne unterging (Üb. Land u. Meer)	201
Waffenbrüderschaft im fernen Osten (N. Wien. Journ.)	202
Unsere Waffenbrüder	
Der Drinaübergang (N. Fr. Presse)	204
Die Schlacht (N. Fr. Presse)	207
„Echt österreichisch“ (Grazer Tagespost)	214
Was jeder von sich selbst erzählt	
Die Jagd zur Schlacht (Leipz. N. Nachr.)	217
Man muß sich zu helfen wissen (Berl. Bdrf.-Stg.)	221

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Wir haben uns durchgeschlagen (Der Tag)	224
Frische Wurst für Hindenburg (Berl. Lok.-Anz.)	227
Ein Pionierstückchen (Stett. Gen.-Anz.)	230
Ein unfreiwilliges Bad (Tägl. Rundsch.)	233
Bei St. Quentin verwundet (Berl. Lok.-Anz.)	238
Wie ein Schwerverwundeter drei Franzosen gefangen= nahm (Leipz. N. Nachr.)	243
Eine Kriegslift (Voss. Stg.)	247
Nächtliche Fahrt mit der Munitionskolonne (Leipz. N. Nachr.)	248
Wie ich verwundet wurde (Tgl. Rundsch.)	253
Stimmungen. Beschauliches	
Aus einer stillen Stunde (Tägl. Rundsch.)	261
Die Wohnhöhle (Zeiser N. Nachr.)	264
Aus dem Schützengraben (Schaumb.-Lipp. Landesztg.)	266
Humor im Schützengraben (Berl. Börs.-Stg.)	270
Nachdenkliches aus dem Schützengraben (Leipz. Tagebl.)	272
Die belagerte Landwehr (Leipz. Tagebl.)	274
Auf dem Marsch (Berl. Tagebl.)	277
Der Normaltag des Automobilisten im Felde (Der Tag)	279
Landsturm (Magdeb. Stg.)	283
Was der Leipziger Landsturm alles zu tun hat — und was er sonst noch tut (Leipz. N. Nachr.)	284
Mütter (Frankf. Stg.)	295
Berliner Mädels (Berl. Lok.-Anz.)	297

Zur Einführung.

Warum ich deutscher Kriegsfreiwilliger wurde.

(Ein Brief des bekannten Berliner Schauspielers Alexander Moissi, eines Italieners.)

Mein Entschluß, ins deutsche Heer einzutreten, ist keineswegs nur eine Geste der Dankbarkeit gegenüber einer gastfreundlichen Nation, in deren Mitte ich als Ausländer eine gewiß seltene Laufbahn zurücklegen durfte. Vielleicht hätte mich mein Talent in Frankreich, Rußland oder England ebenso erfolgreich durchgesetzt und doch hätte ich die Sache dieser Nationen nie zu der meinigen gemacht. Nicht Gastfreundschaft, sondern das ungeheure Bild moralischer und menschlicher Kraft, das sich in diesen Tagen vor mir entrollt, hat mich bewogen. Trotz der Gewalt dieser allgemeinen Erhebung gegen drei mächtige Verbündete — kein fanatischer Chauvinismus; trotz ungeheurer Siegeszuversicht — kein blinder Rausch; trotz Inanspruchnahme aller nationalen Kräfte — menschlichste Schonung des einzelnen wie der Gesamtheit. In den amtlichen Bekanntmachungen nichts als die reine Tatsache. Hier nur ein Satz: Lüttich ist gefallen. Dort auf der gegnerischen Seite: prunkhafte Siegesnachrichten noch nach dem Fall. Hier ein Volk, das sich jedem Wink der Führenden mit dem würdigen Gehorsam des politisch

Reifen unterwirft. Dort Auflehnung, Desorganisation und die entfesselten Banden der Franktireurs. Wer dieses ernste Volk mitten im Kriegslärm bei seiner werktätigen Ruhe einmal gesehen hat, der weiß, daß es moralisch den Sieg schon heute errungen hat. Ist es denkbar, daß sich von dem Siege der Moral der Sieg der Waffen trennt? Wo ruhiger Fleiß für den letzten Knopf auf der Montur eines Infanteristen sorgt und zugleich unbekümmert, tollkühn abenteuerliche Schiffe nach der Themsemündung, nach den Schetlandsinseln, nach Algier entsendet — Muß nicht diese Zusammenarbeit von Bürgerlichkeit und Genie die höchsten Leistungen hervorbringen? Der beschränkte Despotismus des Zarentums hat sich nach innen und außen als bankrott erwiesen. Die große, aber überreife Kulturnation der Franzosen ist dem Verfall geweiht. Das friedliche Volk der Briten wird gegen seinen Willen von einer wankenden Regierung zum Kriege geführt. Deutschlands Aufgabe ist es nunmehr, die Ideen der Menschlichkeit und der Ordnung zugleich auch für alle übrigen Völker zu verfechten. Hätte ich Worte, unserer edlen italienischen Nation, die sich stets auf die Seite der Menschlichkeit gestellt hat, das, was ich hier gesehen habe, mit der gleichen Glut zu schildern, mit der es mich als Erlebenden überwältigt! Ich bin überzeugt, kein italienisches Herz würde zögern, sich gleich mir ohne Besinnen der großen Partei des Rechts und der Ideale anzuschließen.

Im Lande der Franktireurs.

Vorwärts in Feindesland.

... Als wir Luxemburg verlassen, hatten wir auch die Grenze der Zivilisation überschritten. Nun ging's weiter über Kopstal-Dandelingen, Bour, Simmern (der letzte deutschsprechende Ort, freundliche Leute, nettes Quartier), Elmer, Nieder-Colpach, Atterte. Hinter Nieder-Colpach passierten wir mit lautem Hurra die belgische Grenze. Auch fanden wir nun schon abgeschossene Patronenhülsen, Käppis, Helme, Tornister, Verhaue an den Straßen, verbarrikadierte und zugeworfene Brunnen. Hier und da ein Haus abgebrannt. Die letzten drei Orte sprachen flämisch. Nun weiter nach Aulier-Léglise. Es wurde nun schon immer bunter. Vor allen Dingen sein Französisch herausgekrant. Und nach einer ruhigen Anfrage nach Lebensmitteln in der Muttersprache der Bewohner habe ich für meine Person nie Widerstand oder feindliches Auftreten gefunden. Kam ich allein in ein solches Haus, dann habe ich für alle Fälle meinen Browning in der Hand gehabt. Und es kam oft vor, daß ich auf der Suche ein Glas Gelee fand. „Ah, madame, très joli, très joli, merci bien; avez-vous aussi quelque chose du pain? Ah, merci!“ Und mit befriedigtem Gesicht setzte ich mich hin, den Stuhl an die Wand in

eine Ecke, daß der Rücken gedeckt war und ich alles übersehen konnte. Vor mir der Tisch, darauf Brot, Gelee und ganz dicht vor mir mein Browning. Und so wurde gefuttert, bis das Gläschen Gelee alle war. Kam noch ein anderer Soldat dazu, der ebenfalls nach so was suchte, dann wollte der gewöhnlich wieder rasch fort, oder er nahm sich ein Herz, nahm die Hacken zusammen, und: „Gestatten, Herr Wachtmeister?“ „Komm her, setz dich hin“, sagte ich dann. Denn der arme Kerl sehnte sich geradeso mal nach was anderem. Während der Zeit unterhielt ich mich fast immer sehr lebhaft mit den Bewohnern. Erzählte ihnen, daß wir keine Menschenfresser seien, daß uns nur das Land ernähren müsse. Und wenn die Bevölkerung freundlich und loyal ist, dann machen wir auch nichts. Und die Leute, die sich ein Herz nehmen und dableiben, die sehen es ja auch ein. Ist natürlich ein Haus herrenlos, dann ist schwer Ordnung zu halten. Und die Leute erzählten mir übereinstimmend, daß die Franzosen alles Eßbare sofort an sich genommen haben, ohne Bezahlung! Was sollen wir da machen!

Nachdem ich die Marmelade als „la plus meilleure dans les derniers quatorze jours“ befunden hatte, verließ ich rückwärts gehend, die Pistole in der Rechten, mit einem „Mille fois merci“ das Haus. — Ja, Vorsicht ist angebracht! Mancher bekam alles schön vorgesetzt und verließ nicht mehr lebend das Haus. Andererseits muß ich sagen, haben mir viele Leute, wenn ich fortging, die Hand gegeben. Es ist eben überall Unterschied. Wenn die Bevölkerung nicht so systematisch aufgehezt worden wäre, dann stände manches Dorf noch. Meine Beispiele für gute Behand-

lung beziehen sich alle auf Frankreich. In Belgien war meistens glühender Haß. Ausnahme machte die flämische Stadt Florenville, die sehr loyal war.

Im allgemeinen kann man sagen: 1. „Unser guter Ruf flog vor uns her.“ Er bahnte uns immer mehr die Wege. 2. Die französische Bevölkerung hatte sich mehr in der Gewalt als die belgische, und wo in Frankreich Übertretungen vorkamen, waren sie doch nicht so bestialisch. 3. Die Regierung hatte Gewehre und Waffen an die Bevölkerung verteilt. Dies erzählte mir ein Bewohner in Naur, Dept. Ardennes, fünf Kilometer östlich Mouzon-sur-Meuse. Der vorsichtige Bürgermeister hatte jedoch alle Waffen einsammeln lassen und wieder aufs Rathaus gebracht, und so entging der Ort seinem Verhängnis. 4. Die französischen Truppen haben wie die Schweine gehaust, so daß die Bewohner mit Recht sagen mußten: „Wie müssen da erst die Feinde sein?“

Doch nun weiter! Ich war in Léglise auf der Landstraße, Richtung nordwestlich nach Neufchateau (Belgien). Circa sechs Kilometer vor Neufchateau Halt und Essen. Raum war das Essen ausgegeben — Marm. Rasch alles in die Feldküche zurück. Und mancher tapfere Soldat, der sein Essen zurückschüttete, hat es nicht mehr empfangen, er brauchte keins mehr. — Im Nu standen die Bataillone, und nun ging's links schwenkt, marsch! Richtung „Assenois“ vor. Unser Regiment als linker Flügel. Rechts davon sieben Regimenter als rechter Flügel gegen Neufchateau. Wir hatten wenig Arbeit. Dafür aber der rechte Flügel in Neufchateau und zwei Regimenter im Zentrum, eins verlor den Tag im Straßenkampfe zirka 40 Prozent.

Neufchateau selbst wurde dem Boden gleich gemacht, da von der Bevölkerung aus allen Häusern geschossen worden war. Der Feind wurde nach Gefangennahme von 2500 Mann kräftig zurückgejagt unter Hinterlassung von sehr vielen Toten. Alles Kolonialinfanterie und Marineinfanterie, also französische Elitetruppen. Doch die französische Infanterie hat kein Rückgrat. Solange sie in Dörfern und hinter Deckungen sitzen, schießen sie wie toll. Doch sowie die erste Wirkung unserer Artillerieschüsse in ihre Reihen kommt, laufen sie, werfen alles weg, oder „Hände hoch“. Doch vor der französischen Artillerie Hut ab! Sie schießt sehr gut. Nur etwas zu nervös. Man merkt, das Unsichere der Infanterie verfehlt auch dort seine Wirkung nicht. Fast jedes große Gefecht verläuft so. Unsere Artillerie schießt auf die französische, weil jene unsere Infanterie beschießt. Und die französische Infanterie schießt auch auf unsere Infanterie. Es wird also unsere Infanterie von der französischen Artillerie und der Infanterie beschossen, und unsere Artillerie gar nicht oder wenig. Die französische Infanterie wird von unserer Infanterie beschossen. Trotzdem hatten die französischen Infanterielinien bedeutend mehr Tote. Wir verhältnismäßig wenig, aber mehr Verwundete. Doch die wenigsten Verletzungen bei uns sind Infanterieverletzungen, die meisten brachte uns die Artillerie bei. Die französische Infanterie schießt schlecht, viel zu hoch. Oft wurden ganze französische Schützengräben weggefegt, Mann an Mann tot, nicht verwundet, oder doch nur wenige, und alles waren Kopf- und Halschüsse. In unserer Infanterie steckt eben eine eiserne Ruhe, sie schießt wie auf dem Schießstand.

Für die Franzosen verhängnisvoll sind die roten Hosen und die roten Käppis. Dann wirkt ihr blauer Rock als deutlicher schwarzer Punkt schon aus weiter Entfernung, und unsere Feldgrauen sieht man erst aus kleiner Entfernung. Und dann wie kläglich: — die wenigsten Franzosen können Dir sagen, warum sie in den Krieg ziehen. Aber auch gar keinen Grund können sie angeben! Sie zucken die Achseln: „Je ne sais rien. On nous a dit, nous allons dans la manoeuvre.“ („Ich weiß gar nichts. Man hat uns gesagt, es ginge ins Manöver.“) Das war bereits im Frühjahr, im April und Mai! Dann lagen sie solange auf den Schießplätzen herum, und auf einmal gab's scharfe Patronen und „Deutschland hat uns den Krieg erklärt“ war die Erklärung für alles. Voilà tout. Nun gab's täglich Kämpfe. Immer dasselbe Bild. Unsere Artillerie schießt erst das besetzte feindliche Dorf zusammen, wirft die französische Infanterie hinaus. Dann zwingt unsere Artillerie die französische Artillerie, das Feuer zu erwidern. Unsere Infanterie jagt hinter der französischen Infanterie her bis zum nächsten Dorf, und so weiter von Dorf zu Dorf, von Höhe zu Höhe und von Wald zu Wald. Das ging vom 22. bis 28. August so. Am 25. geriet unsere 10. und 12. Kompagnie in starkes Feuer. Da wurden zirka 15 aus meiner Heimat Nauheim kampfunfähig gemacht. Im ganzen sind bis jetzt von hier zehn Mann gefallen.

Ich war am 22. bei Assenois stehengeblieben. Es ging weiter über Les Fossées, Suzy. Les Bulles und Ezel wurden gestürmt und vernichtet. Hier mußten wir sechs Zivilisten und den katholischen Pfarrer erschießen, weil sie auf uns geschossen hatten.

Ezel stand in hellen Flammen, als wir durchrasten. Man sah kaum die Hand vor den Augen. Dicker schwarzer und gelber stinkender und stickiger Qualm. Pfosten stürzten, Fenster klirrten. Die ganze Stelle, die sich in Schillers „Glocke“ auf den Brand bezieht, ist hier angebracht. Nur daß ein ganzer Ort auf einmal brennt und niemand rettende Hand anlegen kann. Naß geschwitz, schwarz vom Rauch, kommt man durch. Und nirgends ein Bewohner zu sehen. Alles steckt in den Wäldern. Wir müssen die Orte mit Artillerie zusammenschießen, sonst könnten wir, wie 1870 die Bayern in Bazeilles, in jedem Neste ganze Kompagnien opfern, und es dauerte zu lange. Die Zeit ist kostbar. Immer vorwärts — vorwärts! Mag sich auch dieser oder jener Franzmann im Walde verstecken. Laßt ihn, wir müssen weiter, dem Gros des Feindes nach. Die Trainkolonnen haben ja soviel Zeit, die streifen die Wälder ab und finden noch manche Rothose, die froh ist, auch etwas zu essen zu bekommen.

So kommen wir nach Florenville. Hier waren nur einige Häuser am Ortseingange zusammengeschossen worden, dann zog sich der Feind gegen die Maas zurück. Von Florenville, wo unser Essen wieder einmal durch Alarm gestört wurde, ging's über Billiers, d. h. kurz vorher über die französische Grenze mit lautem dreifachen Hurra und entfalteter Fahne. Der Koch der 10. Kompagnie hing eine Kuhhaut an sein Gewehr und schwang sie in tollem Übermut. Von Billiers ging es im ständigen Kampfe gegen Tremblois am 25. 8. Letzterer Ort wurde genommen. Kein Haus blieb ganz und wir erbeuteten 36 Geschütze.

Am meisten litt unsere 10. Kompagnie; wir nannten sie nur die Nauheimer Kompagnie, weil zirka 30 Nauheimer dabei waren. Von diesen fand ich spät in der Nacht einige am Verbandplatze. Einer war schwer verwundet. Ich wollte ihn mal sehen und ihm die Hand geben, aber er war nicht mehr bei Besinnung und erlangte sie auch nicht mehr. Er ruht in fremder Erde.

Ich sah den Menschen an, ein Stück Vergangenheit zieht vorbei über sein friedliches Leben daheim. Dann aber steigt's in einem hoch, stark und wild, erstickt alle weichen Regungen. Fort, weg, immer vorwärts, räche ihn! ruft's in einem, räche sie alle, übe Vergeltung! Und in diesem Sinne geht's immer wieder von neuem los, wobei das Andenken an gefallene Kameraden den Zorn und die Wut immer wieder anstachelt.

Im Nachtkampf mit Franktireurs.

Unser Reservekorps hatte den Befehl erhalten, die Festung Namur zu belagern und zu diesem Zweck am 20. und 21. August die Maas bei der Fabrikstadt Andenne zu überschreiten. Zurückgehende feindliche Truppen hatten die recht ansehnliche steinerne Brücke, die beide Teile der Maas verbindet, gesprengt. Unter dem Schutz von Infanterie hatten die Pioniere eine neue Brücke geschlagen, deren Fertigstellung am Nachmittag des 20. August erfolgt war, so daß gegen 5 Uhr mit dem Durchmarsch der Truppen durch die Stadt und dem Überschreiten der Maas begonnen werden konnte.

Es war gegen halb 7 Uhr abends, als die leichten Munitionskolonnen der Artillerie, die ich führte, etwa zehn Kilometer vor Andenne angelangt waren, um sich

in die Kolonne des Gros einzuschieben. Wir machten vor einem Dorf, an dem die Landstraße nach Andenne vorbeiführt, Rast. Andenne selbst war unseren Blicken durch vorgestreckte bewaldete Anhöhen entzogen. Plötzlich vernahmen wir in der Richtung nach Andenne heftiges Gewehrfeuer, das etwa eine Stunde lang anhielt und von dem Donner einiger Kanonenschüsse begleitet war. Dann wurde es still. Wir zogen langsam durch das Dorf nach der Landstraße. Vor einzelnen Häusern mit Brunnen standen Trinkeimer. Da wurde von vorne der Befehl durch die Truppen weitergegeben: „Nicht aus den Brunnen trinken; die Brunnen sind vergiftet.“ Gleich darauf pflanzte sich der weitere Befehl durch die Truppen durch: „Revolver heraus, Achtung auf Franktireurs!“ Diese Warnung war nur zu berechtigt. Denn wenige Minuten später galoppierte ein Unteroffizier mit der Meldung heran, daß er mit seinen Leuten aus einem Haus beschossen worden sei. Sofort drang die begleitende Infanterie in das Anwesen ein, erschoss die erwachsenen männlichen Einwohner und steckte das Haus in Brand.

Langsam vorrückend, näherten wir uns bei einbrechender Nacht Andenne. Über dem bewaldeten Höhenrücken, hinter dem die Stadt liegen mußte, glänzte in breiter Ausdehnung ein Feuerschein, bald stärker, bald schwächer werdend, das sichere Anzeichen eines gewaltigen Brandes. Um 11 Uhr nachts waren wir auf der Höhe angekommen. Da bietet sich unseren Augen ein wunderbar graufiger Anblick. Vor uns in der Maasebene liegt eine brennende Stadt — Andenne — brennend an allen Ecken und Enden. Der Brand mußte schon stundenlang gewütet haben. Denn von vielen Häusern, insbesondere

Fabriken, stehen nur noch die Mauern, zwischen denen brennende, glühende Balken mit lautem Krachen zusammenstürzen. An andern Stellen, an denen das Feuer besonders günstige Nahrung gefunden, lodern die Flammen zum Himmel empor, das furchtbare Schauspiel grell beleuchtend. Es war kein angenehmes Gefühl, in diese Stadt zwischen brennende Häuser einzureiten, immer gewärtig, von glühenden Balken getroffen zu werden. Unsere Vermutung, daß hier vor wenigen Stunden ein erbitterter Straßenkampf getobt haben mußte, wurde zur Gewißheit, als wir beim weiteren Einrücken die Leichen erschossener Franktireurs in wildem Durcheinander an den Rändern der Straße liegen sahen.

Die innere, nach der Maas zu belegene Stadt, in die wir kurz nach Mitternacht einrückten, war vom Brand zum großen Teil verschont. Die Läden der Häuser waren geschlossen. Kein Licht zeigte sich. Alles schien in vollkommener Ruhe zu sein. Wir biegen gerade nach einem freien Platz ein, als unter meinem Pferd ein harter Gegenstand aufschlägt. In demselben Augenblick erdröhnt ein fürchterliches Krachen und zwischen unter mir, Feuerstrahlen schießen knatternd rechts und links an meinem Pferd empor, das noch einen gewaltigen Satz in die Höhe macht, dann nach der Seite zusammenbricht und mich zum Teil unter sich vergräbt. Das Platzen dieser Bombe war offenbar das verabredete Zeichen zum Beginn des Kampfes. Denn nun begann aus allen Häusern des Platzes ein geradezu ohrenbetäubendes Schießen auf die Fahrzeuge der Munitionskolonnen, die in kurzen Abständen im Galopp über den Platz eilten, um dieser gefährlichen Zone zu

entrinnen. Man schoß aus allen Fenstern, Kellerlöchern und Dachluken; man schoß von den Balkons, aus Schießscharten und aus den halbgeöffneten Haustüren. Rechts und links neben mir prasselten die Kugeln funkensprühend auf das Pflaster. Ich versuchte, trotz der heftigsten Schmerzen, die ich infolge des Sturzes verspürte, meinen Schenkel unter dem Pferd herauszuziehen. Ich bildete hierbei für die Franktireurs jedenfalls ein bequemeres Zielobjekt, als die im Galopp dahinstürmenden Fahrzeuge. Endlich gelang es mir, mich freizumachen. Ich versuche, mich aufzurichten — da fällt aus unmittelbarer Nähe, aus einer Ecke des Platzes, ein Schuß. Ich sehe den Feuerschein, empfinde eine Erschütterung am Knie und spüre gleich darauf, wie Blut an meinem Schenkel herunterläuft. Ich raffe mich auf und taumle — begleitet von einem wüsten Kugelregen, aber begünstigt durch die Dunkelheit der Nacht — über den Platz nach der Straße, in welche die Fahrzeuge verschwunden waren, und sinke schließlich an der Treppe eines Gartens zusammen. Da knallt es auch schon hinter dem Gartentor und links und rechts hinter den Büschen und Bäumen und aus den Fenstern des Hauses auf der anderen Straßenseite gegen mich. Ich raffe mich noch einmal auf, schieße mit der Pistole nach den Richtungen, aus denen ich die Feuerstrahlen leuchten sah, und wanke auf die Straße. Hier höre ich, wie im Galopp ein Munitionswagen über die Straße faust. Ich schreie dem Vorderreiter ein „Halt!“ zu, die Fahrer reißen die Pferde zusammen — und der Wagen steht. Ich rufe den Kanonieren zu, ich sei verwundet. Sie erkennen ihren Hauptmann an der Stimme, und während die Kugeln um die Räder

saufen, werde ich langsam emporgehoben und auf der Proze des Munitionswagens gebettet.

In wenigen Minuten hatten wir die übrigen Fahrzeuge erreicht, die in einer ziemlich schmalen nach der Maas hin führenden Straße zu zweien, vielfach auch zu dreien nebeneinander aufgefahen waren. An dieser Stelle war es ruhig, so daß sich die Munitionskolonne ordnen konnte, um den Übergang über die Brücke zu beginnen. Die Straße selbst wurde nur matt durch ein am Ende stehendes brennendes Gebäude erhellt. Da ertönt plötzlich aus dem Haus, vor dem ich halte, mitten in die Stille der Nacht ein Schuß, ihm folgt aus dem Nachbarhaus ein zweiter, dritter und im Augenblick entwickelt sich aus beiden Häuserreihen auf die Kolonne eine wahnsinnige Schießerei. In blindem Fanatismus schießen die Franktireurs, ohne zu zielen und ohne nur einen Augenblick Ruhe zu geben, auf die Straße. Eine Feuergarbe neben der anderen sprüht aus den Häusern heraus. Die Mannschaften der Artillerie und Infanterie erwidern das Feuer; Fenster Scheiben rasseln klirrend zu Boden; Haustüren werden eingeschlagen. So entsteht in der schmalen Gasse ein solcher Höllenlärm, daß niemand sein eigenes Wort versteht. Da im Dunkel der Nacht und bei der bedrückenden Enge die Beschießung eigener Truppen nicht ausgeschlossen ist, ergeht der Befehl, das Feuer einzustellen. Das Schießen der Franktireurs dauert aber in gleicher Heftigkeit fort. Plötzlich ertönt von der Maas her, erst schwach, dann immer stärker werdend, der mit Jubel aufgenommene Ruf „Andenne“ — das Lösungswort des Tages, herrührend aus den Kehlen der zu unserem Schutz herbeieilenden Gardeschützen. Sie flankieren die Straßenseiten, schießen

nach jedem Fenster, hinter dem sich eine Bewegung zeigt, und bringen auf diese Weise das Feuer der Franktireurs sehr bald zum Schweigen. Unter diesem Schutz vollzog sich alsdann in den frühen Morgenstunden in aller Ruhe der Übergang über die Maas, der gegen 4 Uhr beendet war.

Jetzt erfuhren wir auch, daß dieser ganze wohlorganisierte Straßenkampf ein Vorspiel hatte. Als am Abend zuvor, gegen 6 Uhr, der Übergang über die Maas begonnen hatte, sei der Pfarrer mit einer Klingel durch die Stadt gezogen, um hiermit das Zeichen zum Kampf zu geben. Im Anschluß hieran habe ein heftiger Straßenkampf begonnen. Es war jenes Gefecht, das wir selbst von den Höhen vor Andenne gehört hatten. Eine Batterie, die gerade im Begriff stand, einzuziehen, habe dann die Stadt in Brand geschossen. Die feindselige Haltung der Bevölkerung sei um so weniger zu erwarten gewesen, als die Gardeschützen, die schon anderthalb Tage in der Stadt einquartiert waren, in der friedlichsten Weise mit der Bevölkerung verkehrt und sich anscheinend ihre Sympathien erworben hatten. Nachdem dann dieser erste Anschlag vereitelt war, hatte die Bevölkerung sich zunächst ruhig verhalten und das Einbrechen der Nacht abgewartet, um unter ihrem Schutz erneut in meuchlerischer Weise über die Truppen im Straßenkampf herzufallen. Die Franktireurs schossen ohne ruhiges Zielen in einer geradezu fanatischen Wut. Diesem Umstand und dem Dunkel der Nacht ist es wohl zuzuschreiben, daß unsere Verluste nicht erheblich waren. Nur die Infanterie hatte, wie mir mitgeteilt wurde, in den Kämpfen etwa 30 bis 40 Mann verloren. Als im Morgengrauen die schweren Nebel von der

Maas aufstiegen, sah man Häuser der Innenstadt, in denen der Straßenkampf getobt hatte, in Flammen aufgehen. Gleichzeitig ertönte über den Fluß herüber in einzelnen Zwischenräumen das kurze, aber furchtbare Knattern von Gewehrsalven. Das Strafgericht über Andenne hatte seinen Fortgang genommen.

Der Sturm auf Lüttich.

Dienstag, 4. August. Morgens früh durch den Aache-
ner Wald, er ist herrlich! Gegen 11¼ Uhr überschreiten
wir die belgische Grenze, die Bevölkerung winkt mit
deutschen Fahnen und stellt Wasser vor die Türen. Wei-
ter geht's, wir sind todmüde, aber der Feind soll in
der Nähe sein. Stunden um Stunden verstreichen. Tau-
sende von Soldaten sind im Marsch nach Belgien hinein.
Man sieht an der Straße verendete Pferde liegen, Auto-
mobile mit Verwundeten sausen vorbei, die ersten An-
zeichen des Krieges. Es gilt, noch rechtzeitig die Maas-
brücke zu erreichen. Vergebens! Kurz ehe wir Bisé
erreichen, fliegt die Brücke auf. Jetzt beginnt der eigent-
liche Kampf. Schlimmer als die Soldaten sind die Zi-
vilisten, die hinterrücks aus den Häusern schießen. Un-
sere Reiter, vor denen die Bevölkerung eine Heidenangst
hat, weil die Kerle wie die Teufel drauflos gehen, haben
auf die Art sechs Leute verloren. Das andere Ufer der
Maas ist vom Feind besetzt, und ein heftiges Gewehr-
feuer wütet bis zum Abend. Am Abend wird ein feind-
licher Flieger von unserer Artillerie heruntergeholt. Unser
Essen ist vorzüglich, da wir aus den verlassenen Häusern
alles herausholen. Nachdem ich mit zwei Kameraden

die noch vorhandenen Röhre gemolken hatte, ging es ins Bivak.

Mittwoch, 5. August. Um 2¹/₂ Uhr heraus, da unsere Artillerie ein Dorf auf dem andern Ufer beschießen will. Es ist sehr kalt, überhaupt haben wir viel unter dem Regen und der Kälte zu leiden. Am Nachmittag ziehen wir nach X. Fortgesetzt wird an Behilfsfähren gearbeitet, um die Maas zu überschreiten. Mit einem Damensahrrad sause ich umher, es ist funkelnagelneu. Als wir übergesetzt sind, fällt plötzlich aus einem Hause ein Schuß. Wir erwidern das Feuer. Da stürzt weinend eine Frau aus dem Hause und zeigt durch ihre Gebärden, daß sie von nichts weiß. Ein Offizier dringt mit mir und ein paar Leuten in das Haus, ohne etwas zu finden. Erst als kurz darauf wieder, und zwar aus dem Nebenhaus, geschossen wird, werden fünf Zivilisten im Kampf erschossen. Wir haben keinen Verwundeten. Am Abend mußten wieder eine Menge von Zivilisten standrechtlich erschossen werden, aber ich kann zur Ehre des deutschen Heeres behaupten, daß keine Frau, kein Mädchen und kein einziges Kind berührt worden sind bis zur Stunde, wo ich dies schreibe, ebensowenig das Eigentum eines Belgiers, der sich uns gegenüber nicht feindlich gezeigt hätte. Gegen die andern müssen wir rücksichtslos vorgehen, denn es gibt nichts Unheimlicheres, als hinterrücks überfallen zu werden. Am Abend konnte ich mich an der Maas zum ersten Male wieder waschen, welche Wohlthat. Hier am Ufer piffen zum ersten Male Schrapnellkugeln über uns weg, ohne jedoch Schaden anzurichten. Mein Hauptmann fragt mich, ob ich ihn auf einer gefährlichen Tour begleiten will. Natürlich stimme ich freudig zu. Nach Anbruch der

Dunkelheit setzen wir über den Fluß und ziehen mit einer Truppenkolonne los. 2 bis 2 $\frac{1}{2}$ Stunden dauert der Marsch, wie ich jetzt weiß, um Lüttich zu überumpeln. Ganz in die Nähe der Stadt sind wir gekommen, es ist 12 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Die Nacht von Mittwoch auf Donnerstag, den 6. August, beginnt, ich werde sie wohl in meinem Leben nicht vergessen. Während wir noch im Dorf stehen, schlagen plötzlich feindliche Schrapnells ein. Die meisten gehen zu weit, nur einige tun ihre furchtbare Arbeit, und der Tod hält seine Ernte. Ich will Euch nicht schildern, was ich alles sah. Einen verwundeten Infanteristen, der ein Bein verloren hatte, schleppte ich beiseite. Er schrie: „Nehmt mein Bein mit, nehmt mein Bein mit!“ Ich dachte mir im Feuer: Du kannst hier getroffen werden und da, und so bin ich immer bei meinem Hauptmann gewesen. Als es hieß: „Leute vor!“ um Hindernisse zu zerstören, und der Hauptmann mich neben sich sah, rief er: „Gut! Bleiben Sie nur immer vorn!“ Plötzlich bekamen wir von einem Busch von rechts ein lebhaftes Feuer. Hinwerfen und das Feuer erwidern, war das Werk eines Augenblicks. Dann ging es mit aufgepflanztem Seitengewehr und Hurra zum Sturm die Anhöhe hinan. Mein Vorder- oder richtiger Nebenmann fiel und riß mich mit, ich wieder auf und vorwärts, aber meine Leute hatte ich verloren. Wir waren nun zwischen zwei Forts, Lüttich lag zu unsern Füßen. Von den Forts konnten wir nun nicht beschossen werden. Lüttich liegt in einem Tal, und die ganze östliche Seite von der Anhöhe hatten wir besetzt... Da ich immer mit den Offizieren vorne war, als wir langsam die Anhöhe hinabstiegen, wobei wir natür-

lich mehrfach Feuer erhielten, fragte mich ein Offizier nach meinem Regiment. Als ich ihn kurz darauf bat, mich seiner Truppe anschließen zu dürfen, sagte er, es wäre eine Ehre für ihn, wenn ich mit ihm ginge. Als ich das später meinem Hauptmann erzählte, sagte er, das werde er mir nicht vergessen ...

So zogen wir singend in die Stadt hinein. Kein Mensch zeigte sich. Die Fenster standen offen zum großen Teil, und Rissen lagen auf den Fensterbänken usw., und auf den Straßen waren Holzstapel in Brand gesteckt. Das alles fiel mir auf, denn die Rissen waren die schönsten Gewehrauflagen. Als wir nun halb in der Stadt waren, brach auch richtig ein furchtbares Feuer aus allen Fenstern los, und wir mußten schnell zurück. Auch ich bekam einige kleine Geschößsplitter in das Knie. Das beiliegende Stückchen habe ich mir gestern aus dem Knie geholt. Bis wir die Anhöhe wieder erreichten, waren wir unter Feuer. Hier traf ich meinen Hauptmann, der mir erfreut die Hand reichte, als er mich wiedersah. Nun lagen wir kleiner Haufen auf dem Berg, abgeschnitten von jeder Verbindung nach rückwärts, so daß, als auch die feindliche Artillerie das Feuer auf uns begann, unser Führer sich ergeben mußte. Wir paar Mann wurden ohne Gewehr und Tornister durch die Stadt in das Gefängnis gebracht. Die Nacht haben wir trotz des Geschützfeuers vor Ermüdung geschlafen. Freitag, den 7. August, öffnete sich plötzlich unsere Zellentür, und ein preußischer Generalstabsoffizier befreite uns. Er verkündete uns, daß die Stadt in deutschem Besitz wäre, vor allem die Zitadelle. Wir sitzen seit gestern darin, und wenn die Belgier sie wiederhaben wollen, bekommen sie ihre eigene Mu-

nitition zu Kosten, denn wir haben genug davon erobert.

Dem Gegner auf den Fersen.

Wir kommen nach Huy, das von unseren Truppen bereits seit zwei Tagen besetzt ist. Die Arbeit ist schon geleistet, von der Zitadelle weht uns die deutsche Flagge entgegen. Die Stadt zeigt — mit Ausnahme der von den Belgiern gesprengten alten Steinbrücke — keine Beschädigung. Unsere braven Pioniere haben hier wie allerwärts in kürzester Zeit (hier, wie mir gesagt wird, in sieben Stunden) die Notbrücke wiederhergestellt, über die wir jetzt ohne Aufenthalt den Fluß überschreiten. Mit uns ziehen gleichzeitig Batterien schwerer Artilleriegeschütze durch die Stadt, und die Bewohner bestaunen diesen wuchtigen deutschen unerhofften Import!

Ein vornehmes Auto kommt uns von westlich entgegengefahren, wird angehalten, sein Insasse, le Baron F..., berichtet in reichem Wortschwall, daß er Lebensmittel holen will. Wir nehmen Platz im Auto neben ihm und fahren langsam im Schritt unserer Fußtruppen vorwärts, bis Monsieur le Baron erfährt, daß er mit seinem Auto warten muß, bis sämtliche Truppen durchmarschiert sind. Ein Mann, mit aufgepflanztem Seitengewehr neben dem Auto aufgestellt, sorgt für genaue Einhaltung des Befehls. Der Durchmarsch der Truppen wird noch stundenlang dauern, Monsieur le Baron gestikuliert — und wir ziehen weiter.

Wir haben heute, wie täglich, unsere 40 km brav marschiert, aber noch ist nicht Zeit zur Ruhe gekommen.

Vor uns ein Dorf, wo es nicht „sauber“ sein soll, man hat auf Truppen geschossen. Unsere Kompagnie schwärmt aus, quer durch das Kartoffelfeld auf das Dorf zu, je etwa 10 m Abstand ein Mann neben dem anderen, in der Mitte der langgezogenen Linie der Hauptmann. Vorsichtig geht's, schußbereit, auf das erste Haus zu, und wir holen alles, was männlich ist, heraus und bringen die Kerle — es ist inzwischen Nacht geworden — in Schutzhaft in die Kirche. Der Herr Bürgermeister war schon ausgekniffen, der Pfarrer, der die Leute zur Ruhe ermahnt, wird entlassen — und wir beziehen endlich das ersehnte Bivak, wo uns die Haferbündel vom benachbarten Feld willkommene Matratzen bilden. Nachts 2 Uhr meldet sich ein abgeschossener Ulan bei unserem Bataillonskommandeur. Er wurde mit acht Mann auf Patrouillenritt überfallen. Als sein Pferd stürzte, konnte er sich, wie er erzählt, in ein Gebüsch verkriechen, und als die Luft rein geworden, pirschte er sich, kilometerweit, an unser Bivak heran. Als einziger von der Patrouille kam er zurück, und seine acht Kameraden? ...

Am nächsten Morgen wurden aus dem benachbarten Dorfe etwa 16 Burschen, bei denen Waffen vorgefunden, abgeführt ..., sie schießen nicht mehr auf unsere Ulanen ...

Am frühen Morgen schon lagen wir wieder in schußbereiter Stellung, Maschinengewehre und Artillerie auch in der Nähe, und wir glaubten, es würde jeden Moment losgehen. Aber es traf wieder ein, was uns schon mehrfach überrascht hatte: wenn der signalisierte Feind sich zurückgezogen, so war dies nicht um ein kurzes Stück, nein gleich kilometerweit geschehen, und

wir konnten uns auf einen gehörigen Marsch vorwärts gefaßt machen. So auch jetzt wieder. Unser Bataillon rückte vor durch einen abschüssigen Wald niedrigen Baum- und Strauchbestandes. Ich war inzwischen zur großen Bagage befohlen worden, zu der sich während der Fahrt durch den Wald noch drei steckengebliebene Feldküchen gesellten. Als wir aus dem Wald herauskamen (endlich auf die Landstraße) war von unseren Truppen weit und breit nichts mehr zu sehen, die Verbindung mit diesen total verloren. So setzte sich denn unsere Fahrzeugkolonne zu einer unheimlichen Fahrt, ohne genaue Routensicherheit, nur die ungefähr einzig richtige Direktion haltend, in Marsch. Anhöhen hinauf, links drüben, eine halbe Stunde entfernt, rasselte intensives Schützenfeuer, brannten in Andenne einige Häuser, hing die zerstörte Hälfte der gesprengten Brücke vom mittleren Pfeiler an hinunter in die Maas, nun wieder in Talsenkungen, durch dichten Wald, wieder bergan, so steil, daß es nur zu schaffen war, indem wir alle Mann kräftig Hand an die Speichen legten und schiebend mithalfen. Den ganzen Tag über dauerte die unsichere Fahrt. Wohl trafen wir da und dort Kameraden, namentlich nachrückende Artillerie, aber von unseren Kompagnien war nichts zu erfragen; so waren sie dem rückziehenden Feind nachgestürzt. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn wir dem Feind direkt in die Arme gefahren wären. Das brennende Dorf Hingeon erst vor uns wies uns wieder auf den Stand der Truppen. Wir waren kaum an einem lichterloh in Flammen stehenden Hause vorbei, als der Giebel mit Krachen hinter uns zusammenstürzte. Einige an der Straße liegende Leichen bewiesen, daß in diesem Dorfe selbst

Frauen es über sich gebracht hatten, auf unsere Leute zu schießen. Sie hatten es mit dem Leben gebüßt. Ein schaurig-schöner Blick, so ein brennendes Dorf, den dunklen Wald im Hintergrund, ein Bild, das man nie mehr vergessen wird. Endlich, mit sinkender Nacht hatten wir unsere Kompagnien wieder eingeholt, zu beiderseitiger Freude, und trefflich schmeckte abends 10 Uhr die Mittagsuppe, die in der Gulaschkanne während der Kilometerweiten holprigen Berg- und Tal-fahrt vorzüglich geraten war!

Das eine ist mir heute so besonders drastisch zum Bewußtsein gekommen: welch peinlicher, großzügiger und doch bis ins Kleinste hinein exakter Organisation es bedarf, den Riesenmechanismus eines Heeres zu leiten, daß nur dank genauester Befehle all die endlosen Teile sich richtig zum Ganzen so wunderbar zusammenfäden und zusammenhalten können. Und leicht kann ich mir ausmalen, welch schaurig-unheimliches Chaos und Durcheinander ein zurückgeschlagenes, in Flucht befindliches Heer oder größere Einheit abgeben muß, wo Leitung und Ordnung in die Brüche gegangen und jeder sich selbst überlassen ist!!

Wie wir Namur erstürmten.

... Als die Nacht anbrach, wurde uns klar, daß an ein Quartier in diesem Fleckchen nicht mehr zu denken war, sondern es hieß, eine starke Verteidigungslinie am Dorfrand auszubauen. Die ganze Nacht wurde an Schützengräben gearbeitet, Drahtverhaue hergestellt und abwechselnd im Schützengraben geruht. Die ersten

Nachtpatrouillen gegen den Feind traten ihren Gang an, die Parole wurde ausgegeben.

Plötzlich tauchten drei riesige Scheinwerfer aus den drei vor uns liegenden Forts von Namur im Dunkel der Nacht auf und beleuchten mit unheimlicher Ruhe unsere Stellungen. Jetzt ging es erst richtig los. Hinlegen, wenn der Lichtstrahl kommt. Sffff ... bum, Sffff ... bum, Sffff ... bum sangen die Granaten hüben und drüben in ununterbrochener Folge, denn schon am Nachmittage hatten die Batterien sich eingeschossen. Hinter uns im Dorfe schlugen sie vielfach ein, und wir waren froh, nicht in dem großen Gutshof, wie erst beabsichtigt war, die Nacht verbracht zu haben, denn dieser war mit Granatstücken reichlich gesegnet. Vor uns waren schon einige Dörfer von unseren brillanten Belagerungsgeschützen, denen die stürmisch begrüßten Österreicher mit ihren Motorbatterien zur Seite standen, in Brand geschossen. Helle Flammen ringsum verkündeten das Ergebnis unseres Geschützdonners. Dazu vielfaches nächtliches Schießen von Patrouillen oder kleinen Infanterieabteilungen auf beiden Seiten. An den Geschützdonner gewöhnt sich alles, trotz des großen Getöses, weil man das Summen des Geschosses auf der ganzen Flugbahn hört und immer das Gefühl hat, daß die Geschosse hoch über den Köpfen hinweggehen. Wenn man hinter dem Geschütz steht, kann man die Flugbahn sogar verfolgen. Infanteriefeuer ist viel beunruhigender, einmal die große Masse der ganz unsichtbaren Geschosse und dann das unheimliche Pfst ... Pfst ... Pfst ... dicht über den Köpfen.

Am folgenden Tage hatten wir unsere Stellung noch immer besetzt, aber wesentlich schwächer, da der Feind

offenbar keinen ernstern Vorstoß wagte und wir daher den größeren Teil unserer Truppen ruhen lassen konnten. Man hörte in der Hauptsache nur noch eigenen Geschützdonner. Die Erwidrerungen aus den feindlichen Forts wurden sichtlich dünner. Der Tod hielt schon seine Ernte in den furchtbaren Massengräbern, wie man solche Forts gegenüber unseren Geschützen — von den 42-cm-Mörsern, die in Lätigkeit waren, ganz zu schweigen — mit Recht bezeichnen kann. Solche Erscheinungen beleben die siegreiche Truppe ungeheuer. Als wieder die Nacht hereinbrach, reckten bereits die Scheinwerfer in den feindlichen Forts nicht mehr ihre Hälse aus. Die Forts waren in der Hauptsache schon nach dem achten bis zehnten Treffer Trümmerhaufen, vielleicht ein Teil der Besatzung schon wahnsinnig geworden, was gerade in Forts häufiger vorkommt, und unsere Artillerie schoß auf andere Ziele. Manches Dorf war noch zu zerstören. Vereinzelt sauste vom Feind eine Granate zu uns herüber. Dann ging es am folgenden Tage für uns auf der ganzen Linie vorwärts. Auch die Artillerie schob sich weit vor und spie unaufhörlich weiter Verderben. Schon hißten die Forts die weiße Flagge. Der Tod, der Tod überall! Bis zum Abend hatte unsere Infanterie sich dicht vor Namur wieder eingegraben. Die Türme, die Zitadelle von Namur grüßten bereits herüber, und abermals tobte am Tage ein furchtbarer Artilleriekampf; denn um einen solchen handelte es sich in erster Linie bei der Belagerung. Aus anderer Richtung suchten uns Granaten und Schrapnells aus Namur selbst zu erreichen. Leider traten hier auch die ersten größeren Verluste für uns ein. Eine Kompanie besonders stand mitten im feindlichen Schrapnell-

feuer. Die Leute fielen in Mengen, ehe die Züge auseinandergetrieben werden konnten. Die Krankenträger eilten mit ihren Tragbahren hin und her. Der Verbandplatz wurde vorverlegt und bekanntgegeben. Wir waren mitten in einem heftigen Kampf.

Die Nacht, die abermals in Schützengräben verlebt wurde, war tageshell erleuchtet. Überall brannten die Dörfer lichterloh. Als ich am nächsten Morgen einige Stunden Ruhe in einem Hause suchte, zitterte es in allen Fugen durch die Artilleriegeschosse derartig, daß an Schlafen nicht zu denken war. An diesem Tage wurde hauptsächlich von unserer Artillerie mit Schrapnells auf lebende Ziele geschossen. Unaufhörlich platzten sie in der Luft am Waldestrand und streuten ihren Kugelregen wohlgezielt herunter. In manchem Walde haben Hunderte von toten und verwundeten Belgiern und Franzosen gelegen. Eine Granate ging kaum 10 m neben mir nieder, riß ein Loch, in dem vier Mann Platz finden konnten, kreperte aber zu meinem Glück nicht in dem weichen Rübenboden, sonst wären wir alle in Stücke gerissen.

In diesem Moment erscheint ein feindlicher Flieger. Frech zieht er seine Kreise, kaum 300 m über uns, um unsere Aufstellung zu erkunden. Hunderte von Gewehren überschütten ihn sofort mit einem Kugelregen. Auch die Schrapnells plazen davor, dahinter, darunter. Leider trifft kein Geschöß richtig. Unbeschädigt entkommt er mit seiner Meldung nach Namur. Es sollte ihm aber dennoch nichts nützen, wie die nächsten Tage lehrten. Dann verlassen wir wieder unsere so schön ausgebauten Stellungen, um bald zum letzten Sturm gegen Namur auszuholen. Vorwärts müssen

wir, vorwärts! „Lieb Vaterland, magst ruhig sein“, denkt ein jeder, nach dem, was wir bisher erlebten.

In Marschkolonnen mit Spitze marschirt das Bataillon eine Schlucht entlang. Da ein heftiges Feuer von oben, vom angrenzenden Berg auf uns herab. Vielleicht der letzte Widerstand. „Mit Gruppen rechts schwenkt marsch, marsch!“ dröhnt es durch die Luft. Mitten im Feuer stürmt das Bataillon den Berg mit großer Mühe. Falle, wer falle, herauf müssen wir. „Seitengewehr pflanzt auf!“ schallt es jetzt. Die Hornisten blasen, und unaufhaltsam brechen unsere Linien durch den Wald. „Hurra!“ tönt es durch die Luft, und das kann der Feind nicht ertragen. Er rückt aus. Niemand ist mehr da, der sich unseren Bajonetten stellt, aber von rechts, von links, von hinten schießen sie wieder. Weiter geht's mit erhöhter Aufmerksamkeit. Bald zeigte sich, daß sich viele Feinde tot stellten und dann von hinten meuchlerisch weiterschossen. Um diese Leute war's jetzt aber geschehen. Auch die Hände erhoben die Belgier, um sich zu ergeben, und wenn wir auf sie zukamen, ergriffen sie schnell das Gewehr, um weiterzuschießen. Eine Kugel war eigentlich zu schade für diese „Helden“.

Leichen lagen in Massen umher, Turkos, Franzosen, Belgier, fast nur Feinde zum Glück, meist mit entsetzlichen Artillerieverletzungen. Und weiter ging der Vorstoß über Drahtverhaue mit nie geahnter Firigkeit hinweg. Durch das letzte Dorf. „Schüsse aus diesem Hause“, schwirrt es durch die Luft. Die Fenster gingen in Stücke, und im nächsten Moment standen die Gardinen und Scheunen in Flammen.

Aus war der Kampf, der Sieg unser! Wir standen

auf der Straße von Namur. Die Zitadelle der Stadt zeigte die weiße Flagge. Inzwischen war die große Maasbrücke von der Besatzung gesprengt, gerade als ein Parlamentär darauf war, aber die Pioniere zeigten schnell, was sie vermochten. Leider verzögerte sich der Einzug noch einen ganzen Tag, teils dadurch, teils deswegen, weil die Zitadelle trotz der weißen Flagge noch weiter schuß. Wir waren gezwungen, diese Burg erst ganz zum Schweigen zu bringen. Dann brauchten wir die weiße Flagge nicht mehr.

Am Abend dieses denkwürdigen Tages, an dem wir uns erst alle als „richtige Soldaten“ fühlten, sammelten sich zunächst die Truppen vor Namur. Gar mancher fehlte leider, aber es ergab sich, daß in unserem Angriffsabschnitt 4200 Gefangene gemacht waren, darunter auch Franktireurs, von denen die Wälder durchseucht waren. Die Säuberung des Geländes von diesen Schandbuben bildete für manche Kompagnie einen Spezialauftrag. Während eine Kompagnie die Masse der Gefangenen an Belgiern und Franzosen, teils verwundet, auch viele Offiziere waren darunter, auf freiem Feld während der Nacht scharf bewachte, zog bald darauf das Gros unserer Truppen in gehobenster Stimmung in Namur ein. Anderen Truppenkörpern war dieser glanzvolle Siegespreis schon etwas früher vergönnt gewesen, weil diese weiter vorgeschoben standen. Jetzt endlich winkte wieder ein wohlverdientes Quartier. Freudig nimmt ein jeder die außerordentlichen Strapazen des Krieges in den Kauf, wenn es solche Lorbeeren zu ernten gibt. Jeder einzelne fühlt sich bei diesem Einzug als Sieger. Strammen Schrittes geht es die Straßen entlang. So war es schon bei dem Durchzug

durch andere belgische Städtchen gewesen. Die Bewohner schauen verduzt und meist ergeben in ihr Schicksal diesem Schauspiel zu. Es mußte so kommen, kann man auf diesen Gesichtern lesen. Sie fühlten sich nur als Schlachtvieh gegenüber den sieggewohnten, gegen alles anstürmenden Deutschen.

Unvergeßliche Tage für alle, die sie miterlebten!

Die Schreckensnacht in Löwen.

Nach der mit Jubel vernommenen Nachricht, daß Brüssel von deutschen Truppen besetzt sei, beschloß ich, mich so schnell wie möglich dorthin zu begeben und Frau und Kind zu holen, die ich dort hatte zurücklassen müssen. Ich erhielt auch die Erlaubnis der Militärbehörde zur Reise nach Brüssel. Nach zweitägigem Warten in Aachen ging es im mächtig anziehenden Kraftwagen nach Belgien hinein. Kurz vor Longres mußten wir wegen eines Defektes an der Maschine anhalten; ein Wachtposten in der Nähe erzählte uns, daß in der Nähe ein deutscher Unteroffizier meuchlings von einer 17jährigen Belgierin erstochen worden sei. Wir besuchten sein Grab. Die Fahrt bis Löwen verlief dann ohne Zwischenfall; gegen 4 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags kamen wir dort an. Löwen bot ein eigenartiges, aber vollkommen ruhiges Bild. Die Bürger standen an den Türen, Straßenecken oder saßen vor den Gasthäusern. Teilnahmslos schienen ihre Blicke über die unendlichen Truppenmengen aller Waffengattungen zu gleiten, die durch die Straßen zogen. Da ich als Zivilist die Nacht nicht im Auto zubringen durfte, wegen der ganz besonderen Gefahr, durch einen Wachtposten irrtümlich

erschossen zu werden, so suchte ich mir ein Nachtlager und irrte dabei einige Stunden in der Stadt umher. Hierbei ereigneten sich zwei besondere Vorgänge, die mir erst nachträglich in ihrer Folgenschwere klar wurden: 1. Als ich mich gegenüber dem alten, herrlichen Stadthaus unter die Menge mischte, hörte ich, daß man von einem Herannahen der Engländer sprach. Diesem Gerede legte ich aber keine Bedeutung bei; denn ich hatte gesehen, welche Prachtkerle da durch Löwen gezogen waren. 2. An der Infanteriekaserne bat ich den Posten um eine Auskunft. In einigen Schritten Entfernung befanden sich zwei junge Belgier, die eine Armbinde des Roten Kreuzes trugen und aus dem gegenüberliegenden Lazarett kamen. Plötzlich näherte sich den beiden ein junger Mensch, und da er mich Deutsch sprechen hörte, vermutete er wohl, daß ich kein Französisch verstehe. Er rief dann schnell den beiden Leuten zu: „Arrachez de suite vos brassards et retournez immédiatement chez vous.“ (Entfernt sogleich eure Armbinden und kehrt sofort nach Hause zurück.) Eigentümlich wurde ich von dem Tonfall und dem Inhalt der Mitteilung berührt und fragte mich, was wohl das Abreißen der Binde mit dem sofortigen Nachhausegehen zu tun haben möge.

Da in der Infanteriekaserne kein Platz für mich übrig war, ging ich nach dem Hotel Metropole, wo, wie ich später hörte, auch der Stab wohnte. Zunächst wies man mich ab; denn obwohl ich mich gewaschen hatte, sah ich nach der langen Fahrt nicht sehr vertrauenerweckend aus, zumal ich meine beiden Handtaschen im Auto hatte liegen lassen. Durch die lebenswürdige Mithilfe eines höheren Offiziers, der meine Papiere

prüfte, bekam ich aber ein schönes Zimmer. Nun ging ich zum Autopark und holte meine Handkoffer. Sie waren ziemlich schwer und der Weg lang, so daß es fast 8 Uhr war, als ich in die Straße einbog, wo das Metropolhotel liegt.

Plötzlich hörte ich aus dem Norden heftiges Schießen. Ach, sagte ich mir, das mögen wohl Vorpostengefechte sein, geh ruhig schlafen. Ich trat ins Hotel ein und sprach ein paar Worte mit den beunruhigten Damen des Hotels, die das Schießen herausgelockt hatte.

Keine Minute befinde ich mich im Hotel, da ertönt rechts vom Markt, der ganz voll Bagagewagen steht, ein fürchterliches Schießen. Aus allen Häusern knallen die Schüsse. Unsere Truppen erwidern sie. Die Frauen stürzen entsetzt ins Haus. Ich stürme gleichfalls die Treppen hinauf. Der alte etwas angetrunkene Hausdiener schreit fortwährend auf flämisch: „Die Engländer sind da!“ Ich sage ihm auf französisch: „Unglücklicher, verstecken Sie sich nicht; dann sind Sie verloren; bleiben Sie bei mir!“ Hat mich der Kerl nicht verstanden? Kurz und gut, er verschwindet. Da stürmen mir auch schon deutsche Soldaten entgegen: „Schießt den Lumpen über den Haufen, den Zivilisten.“ Ich schäme mich nicht, einzugestehen, daß mir der Angstschweiß ausbrach. Mit lauter Stimme, meinen Passierschein zeigend, rufe ich: „Ihr wullt doch keine Kölsche Jung dutscheeße?“ — „Ach, Ihr sit ne Kölsche!“ sagt einer aus der vordersten Reihe; andere rufen: „Was macht der Kerl hier, schießt ihn tot.“ Da kommt gottlob ein Offizier, durch den Lärm angelockt, und fragt nach dem Zweck meines Aufenthaltes und nach Ausweisungspapieren. Alles ist in Ordnung. Ich

werde auch nach Waffen untersucht und darf nun auf der Treppe stehenbleiben, ein Begleitmann bleibt bei mir; denn die fortwährend neu hinzukommenden Soldaten fangen stets dasselbe Kreuzverhör mit mir an. Schließlich läßt man mich in Ruhe, und erschöpft setze ich mich auf die Treppe, den weitem Dingen mit fatalistischer Ruhe zuschauend. Schon bringt man die ersten Schwerverwundeten und Toten ins Haus. Nun werden auch schon die gegenüberliegenden Häuser angezündet. Es kommt der Befehl, unser Hotel abzusuchen; denn auch aus ihm seien Schüsse gefallen. Bald wird der alte Hausdiener herbeigeschafft und mit dem Kolben erschlagen. Hat sich der Alte wirklich vergangen, so traf ihn die gerechte Strafe.

Ich bat einen Offizier um die Erlaubnis, die drei Damen mitzunehmen und den kleinen Groom. Es wurde mir gestattet; mit militärischer Begleitung ging es zum Markte, wo schon zwei Häuserreihen brannten. Hier standen auch schon die aus den brennenden Häusern geflohenen Männer und Frauen, von Soldaten bewacht. Meine drei Damen zitterten vor Angst, daß sie mit in den Haufen müßten, aber die Soldaten gestatteten uns, bei der Truppe zu bleiben und nach der Bahn zu ziehen. Hier fanden die Damen bei einem befreundeten Wirt Zuflucht; eine war schon lange ohnmächtig, und wir trugen sie dahin. Ich durfte endgültig bei der ... Kompagnie bleiben, und der Oberleutnant empfahl allen Soldaten, mich unbehelligt zu lassen und mich genau anzusehen, damit man mich nicht irrthümlich über den Haufen schöße. Plötzlich ertönte von neuem das unheimlichste Gewehrfeuer. Die Soldaten selbst rufen sich nun schon zu: „Das sind die Engländer.“ Es ent-

steht eine Bewegung, die Pferde werden scheu, und ich weiß noch nicht, wie ich aus dem Gedränge heil herausgekommen bin. Das vermeintliche Gewehrfeuer war aber nur durch das Explodieren von Munition entstanden, die sich in den brennenden Häusern befand. Gottlob finde ich den Zugführer wieder, der mich nun bittet, ihm den Arm zu geben und die Nacht über neben ihm liegenzubleiben.

Das Schauspiel war entsetzlich. Die Stadt brannte an allen Ecken. Dann wurden vor unsern Augen fortwährend waffentragende Einwohner standrechtlich erschossen. Zwischendurch krachten die Gewehrschüsse. In den Gasthäusern explodierten die Spiritusfässer, es war ein Getöse, so fürchterlich, daß ich heute noch davon halb taub bin. Der kommende Tag bot entsetzliche Bilder. Da lagen die standrechtlich Erschossenen, da wurden neue Sünder herbeigebracht. Da kamen weinende und flehende Frauen und Kinder. Trotz aller Wut über den tückischen Überfall, der systematisch Punkt 8 Uhr losgegangen war, konnte sich kein deutsches Herz des Mitgefühls erwehren für diese schuldlosen Opfer. O, diese verblödeten Narren, die das Unglück über ihre schöne Vaterstadt brachten!

An eine Weiterfahrt nach Brüssel war nicht zu denken, und ich mußte mit dem nächsten Militärzug nach Aachen. Wir haben mitgenommen, was sich von den Bewohnern ausweisen konnte. Ich hatte auf meinen Knien einen kleinen Knaben und ein Mädchen, welches den gleichen Namen trug, wie mein Töchterchen in Brüssel. Die Frau bot ein Bild namenlosen Jammers, denn ihr Mann war, wie sie behauptete, irrtümlich angeschossen worden; er sei im Besitz einer Bescheinigung

freien Geleites gewesen. In einer andern Ecke sitzen Mann, Frau und Kind. Die Großeltern fehlen, und kein Mensch weiß zu sagen, ob sie in den Flammen umgekommen sind oder wo sie sich befinden. Doch so weh einem im Einzelfall dieses Elend sein darf — vergessen wir nicht, daß viele unserer braven Offiziere und Soldaten in diesem mörderischen Straßenkampfe teils gefallen, teils verwundet sind! Und wie hat man uns bei Kriegsausbruch behandelt! — Euch wackern Leuten der ... Kompagnie, die ihr mich so ritterlich in Schutz nahm, heißen Dank, und möge Gott euch davor bewahren, nochmals zu solchem Strafgericht schreiten zu müssen.

Die ungläubigen Belgier.

In Belgien, September.

Niemand in Deutschland wird sich einen Begriff davon machen können, wie wenig die belgische Bevölkerung von dem gegenwärtigen Stand des Krieges weiß. Fast überall — außer in den Gegenden, in denen selbst gekämpft worden ist —, findet man eine durch nichts getrübt Unkenntnis auf der einen Seite, auf der anderen sind die wildesten Gerüchte im Umlauf, denen die armen Leute ein williges Ohr leihen und die sie wie ein Evangelium glauben. Ich könnte viele Beispiele anführen, die mir von Kameraden erzählt worden sind, doch will ich mich auf das beschränken, was ich selbst erlebt habe.

Vor ungefähr einer Woche kam ich mit einigen Bewohnern eines größeren Dorfes ins Gespräch. Die Leute, zwar einfach, aber doch gebildet, wußten von

Siegen der Franzosen und Belgier zu erzählen, daß es selbst dem tapfersten Deutschen Angst um unser Heer werden konnte! Die Franzosen hatten viele große Schlachten gewonnen, — die Orte wußten die Leute allerdings nicht, — die Deutschen sind im Rückmarsch! Und anstatt, daß sie nächstens in Paris einziehen werden, wird in spätestens vierzehn Tagen die französische Flagge in Berlin gehißt sein! Das war ihre felsenfeste Überzeugung. Von einem Kampfe bei Lüttich haben sie natürlich auch gehört, war es doch nur 50 km von ihrem Orte entfernt. Aber auch dort hatten sich die Deutschen eine schwere Niederlage zugezogen: 100 000 Mann verloren und trotzdem Lüttich noch in belgischen Händen. Derweil sind inzwischen unsere braven Truppen in Brüssel einmarschiert, ist inzwischen die starke Festung Namur gefallen. Von diesen beiden letzten Ereignissen wissen die Leute noch nichts, wollen andererseits auch nichts wissen, falls sie irgendwoher etwas erfuhren. Und wir hielten es nicht für unsere Aufgabe, diese armen, schmählich betrogenen Bewohner über den wahren Verlauf des Krieges aufzuklären. Von einer Seeschlacht wußte man natürlich auch zu erzählen; selbstverständlich von einer für Deutschland unglücklich verlaufenen: England und Dänemark sind die beiden Sieger gewesen; die deutsche Flotte hat große Verluste erlitten. Auch über die Russen war man ganz genau orientiert! Und zwar hatte man aus ganz zuverlässigen Quellen erfahren, daß diese bereits im Vormarsch auf Berlin sind. In wenigen Tagen würden sich daselbst Franzosen und Russen die Hand reichen! Italiens Verhalten wurde natürlich ebenfalls besprochen. Nach anfänglicher Neutralität habe

es doch eingesehen, daß Deutschland und Osterreich mit Unrecht Frankreich den Krieg erklärt hätten! Mit solchen Mächten wollte es nicht Hand in Hand gehen, infolgedessen hätte es sich Frankreich zum Kampfe gegen seine bisherigen Bundesgenossen angeschlossen!

Diesem allen setzt aber doch erst folgende Episode, die sich einige Tage später ereignete, die Krone auf. Wir hatten die Aufgabe bekommen, eine belgische Eisenbahnlinie zu sichern. Die Bewohner hatten natürlich gesehen, wie deutsche Soldaten die Strecke absuchten und ausbesserten. Ein eigentümliches Schmunzeln ging über die Gesichter der Belgier, als wir von diesen Soldaten sprachen. (Daß ich ebenfalls zu ihnen gehörte, schienen sie nicht zu ahnen.) War ich der Meinung, daß sie über das Einrücken der deutschen Truppen in ihren Ort und über das Besetzen der Strecke hätten betrübt sein müssen, so hatte ich mich sehr getäuscht! Obwohl wir ganz allein — ich meine ohne Begleitung belgischer Soldaten — einmarschiert waren, waren die Bewohner davon überzeugt, daß wir belgische Kriegsgefangene seien!! Daß wir die Bahnlinie für Belgien in Ordnung zu bringen hätten. Das ging uns nun aber doch zu weit. Einerseits fühlten wir uns in unserer deutschen Soldatenehre gekränkt, andererseits hatten wir mit den täglich aufs neue betrogenen Leuten Mitleid. Aber alle Überredungskunst half nichts: wir blieben Gefangene! Einige Tage später sollten die Bewohner in ihrer falschen Meinung auch noch bestärkt werden. Ganz plötzlich kam eine Lokomotive — eine belgische! — Fahrtrichtung: Deutschland! — Großer Jubel! Jetzt waren alle, die belgischen Einwohner und die deutschen Soldaten, davon überzeugt, daß in

wenigen Stunden Truppentransporte vorbeikommen würden. Und beide hatten recht. Transporte kamen. Aber keine französischen, es waren deutsche, auf der Fahrt nach Frankreich! Jetzt erst glaubten die Belgier, daß wir keine Gefangenen waren; jetzt erst, wo wir die deutsche Reichsflagge am Signalmast gehißt hatten! Aber Lüttich, Brüssel, Namur sind noch in belgischem Besitz!

Vor Antwerpens Fall.

So, die Feuertaufe hätten wir erhalten, und zwar so, wie man es sich nicht besser wünschen kann. Seit ungefähr acht Tagen liegen wir hier vor einem Schlosse und haben einen Schützengraben mit bombensicheren Unterständen gebaut. In diesem Graben haben wir es uns dann wohnlich eingerichtet und aus den benachbarten Dörfern Stroh und Decken herbeigeholt. Natürlich war es viel Arbeit, und es hat manchen Tropfen Schweiß gekostet, bis der tiefe Graben und die Deckungen ausgehoben waren. Aber es sollte sich auch reichlich lohnen.

Am Donnerstag, den 10. September, begegneten wir zum ersten Male dem Feind, belgischer Infanterie vom 2. Linienregiment. Unsere erste Kompanie und zwei Landwehrregimenter gingen gegen ihn vor. Aber wir waren über die Stärke des Feindes, der in bedeutender Übermacht uns gegenüberstand, ganz und gar nicht orientiert. Wir mußten zurück bis in unsere Stellung, als die Nacht herankam. Schleunigst wurde Verstärkung herangeholt, welche dann am andern Vormittag eintraf. Auch schwere Artillerie außer dem,

was schon da war. Wir dachten, nun könnten wir an den Feind, aber damit war's vorläufig noch nichts. Freitag, morgens 11 Uhr: ein Regenschauer, wir flüchteten in die Häuser der großen Straße. Da auf einmal fängt unsere Artillerie an. Schwere Feldhaubitzen, bum, bum. Und nun geht es los, ein Artilleriegefecht, furchtbar. Das Haus neben uns wird von einer belgischen Granate mitten durchgerissen: fünf Tote waren der Erfolg. Und nun geht es unaufhörlich fort, von 12 Uhr mittags bis 8 Uhr abends, dauernd hageln und prasseln die Granaten, Bomben und Schrapnells um uns her und schlagen neben und vor und hinter uns ein. Gott sei Dank, nichts von unserer Kompanie ist getroffen. Aber die anderen? — Während einer kleinen Gefechtspause geht es dann im Marsch-Marsch in die Schützengräben. Seit morgens 4 Uhr noch nichts gegessen, und wir haben nichts, nur die eiserne Portion, und die wird nicht angegriffen.

Die Nacht über ist es ruhig, aber morgens 4 $\frac{1}{2}$ Uhr geht die Kanonade los, Granate auf Granate, Schrapnell auf Schrapnell schlägt in gefährlicher Nähe, manchesmal nur 20 m von uns, ein, alle am Rande des Parkes, in welchem die Feinde unsere Stellung vermuteten. Die belgische Artillerie schießt brillant, woher kommt es? Später wird es entdeckt. Im benachbarten Dorfe sitzt der Pfarrer in der Kirche, hat ein Telephon und berichtet genau jeden Schuß und seinen Erfolg, konnte aber unsere Stellung Gott sei Dank doch nicht sehen. Seine Strafe: die Kirche wird in Brand gesteckt, und er aufgehängt. So geht es fort bis mittags 12 $\frac{1}{2}$ Uhr. Abwechselnd beobachten wir nach vorn den Feind. Unsere Artillerie wechselt dauernd

ihre Stellung und hat, wie wir jetzt hören, sehr gute Erfolge zu verzeichnen.

Da auf einmal war der Feind in Sicht vor uns. Scharenweise brechen belgische Infanteriekolonnen aus dem gegenüberliegenden Walde heraus. Unser Schützengraben ist ganz versteckt, noch auf 300 m Entfernung nicht zu sehen, ganz verdeckt gemacht und mit Grasflächenstücken belegt. Wir alle sitzen geduckt im Graben, der Feind ist auf 800 m heran. Nun Kommando: „An die Gewehre! Geradeaus Schützen! Bisier 800! Schützenfeuer!“ Und nun hagelt es, kracht es in die feindlichen Reihen. Es war ein reines Hasenschießen. Haufenweise fallen die Brüder vor uns. Wie sich einer sehen läßt, geht's auf ihn. Der Gegner vermutet uns am Parkende und richtet darauf sein Feuer, und nun pfeift es, rattern die Maschinengewehre. Hei, das ist eine Lust und Schlachtenmusik. Die Violine sind die Gewehrflugeln, den Baß spielen die Geschütze. Wir schießen gut, jeder Schuß sitzt, und panikartig ist die Flucht, von der Flanke wird noch eingegriffen durch unsere Landwehrregimenter, und die ganze belgische Division zieht sich fluchtartig nach nördlicher Richtung auf Antwerpen zurück. Voll ist der Sieg auf der ganzen Linie, groß ist unser Jubel; um 6¹/₂ ist das Gefecht bei uns zu Ende, während der rechte Flügel die Verfolgung des Feindes aufnimmt und ihn bis jetzt 15 bis 20 km zurückgetrieben hat.

Eben habe ich noch einen Briefbogen gefunden, den wir in der benachbarten Brauerei requiriert haben. Natürlich auch Bier, wir haben dauernd Fässer im Graben angesteckt stehen, und wenn man Lust hat, holt man sich einen Halben. Wagonweise haben wir das

Brummersymphonie

Bier herbeigeht. Auch essen tun wir fein, denn es gibt Rinder, Schweine und Hühner, die alle ohne Herrn herumlaufen, weil die Bevölkerung geflüchtet ist. Aber das Leben hier hat auch eine Rehrseite: die Verlustlisten! Unsere Kompanie hat zwar nur zwei Tote und einige Verwundete. Aber die andern hat es böß mitgenommen. Hauptsächlich waren es Treffer der Granaten, Bomben und Schrapnells. Heute haben wir sie begraben, die Braven, die den Heldentod starben. Was nun weiter mit uns los ist, weiß ich nicht, es ist noch nichts bestimmt.

Brummersymphonie.

Mein lieber Vater!

Von der Ehre, die mir zuteil wurde vom General, mit den Österreichern zusammen im Felde zu stehen, schrieb ich schon. Ich bin mit meinen 80 Soldaten die Polizei für die Umgebungssicherheit der Riesenbrummer. Ich sitze 60 m rechts seitwärts der Feuerstellung in einem kleinen Lehmhaus mit Strohdach und schreibe. Das erste Haus, in dem wir hausten, ist umgefallen von dem ungeheuren Knall der vier Geschütze. In meiner jetzigen Schreibstube ist schon alles von den Wänden gefallen, Scheiben geplatzt, Lehm bröckelt dauernd ab, da sich die Balken bei jedem Schuß sichtlich biegen, so stark ist der Luftdruck. Ich habe den Helm auf. Wenn die Bude wieder einfällt, gibt's höchstens ein paar Luftblasen und Beulen. Aber es macht tatsächlich Freude, so im Druck zu schreiben, und außerdem habe ich vor Dienst wenig Zeit, abends zu schreiben, da ich Patrouillen

gehe, damit nicht in der Gegend durch Lichtsignale die Stellung der Geschütze verraten wird, wie in Maubeuge.

Donnerwetter! Ja! Eben eine Salve. Die schöne Kaffeekanne fiel vom Fensterbrett, mein Bett liegt voll Kalk von der Decke. Jetzt kann ich schon vom Bett durch die Wand sehen. Na, wird es abends wieder zugeschmiert, sonst zieht es so. Vor einer halben Stunde schrien die Oesterreicher wieder einmal „Hurra!“ Ich ging hin. Sie sagten mir: „Der vierte Panzerturm im Fort ist umgekippt.“ Nun sind nur noch acht Türme da, die holen wir gleich, unsere Beobachtung ist bei dem sonnigen Wetter äußerst günstig, von dem Kloster aus 2000 m ab vom Fort.

Beim Geschütz, das auf einem mächtigen Stahlgerüst steht —

Vorsehn! los —

Feuer!

Alles hält sich die Ohren zu, ein Knall — Feuerschein —

Ring aus dem Rohr —

pfeifend, heulend sieht man deutlich das Geschosß wie einen Spaken steil in die Wolken sausen.

Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, wirbelt im Staube für Augenblicke nun um das Geschütz herum. Die Oesterreicher stürzen auf den Riesen los, kurbeln das Rohr herunter, wälzen das Acht-Zentner-Geschosß auf einen Kranhebel — sechs Mann ran —

er greift fort!

er greift fort!

er greift fort!

schon ist es drinnen im Rohr. Kartusche nach (mittelgroßer Waschkessel)! Kurbel hoch!

Zwei Mann an langer Leine. Erstes Geschütz fertig —
Vorsehn — los!
Feuer! usw.

Heute nacht hat Zeppelin gewirkt. Verdammt, das dröhnt. Heute flogen zwei deutsche Flieger in Richtung A., auch einen belgischen sahen wir. Wir denken in fünf Tagen mit den stärksten Forts fertig zu sein. Sie machen uns Arbeit. Denke Dir, zwölf Panzertürme auf dem einen von den 20 Forts. In Maubeuge hatte das stärkste Fort vier Türme. Wir denken am 12. Oktober in Antwerpen zu sein. Der zweite Gürtel, nur acht Forts, wird mächtig fluchen, denn wir stehen mit unseren 42-cm-Krupp- und mit den vier österreichischen 30,5-cm-Geschützen hinter der Feuerlinie der Forts, die nur acht Kilometer weit schießen können. Wir stehen neun Kilometer weit ab, also ganz sicher, bloß die verdammten Zivilisten. Na, ich bin ja mit meinem Zuge als bewährter Führer zur Stelle.

Sehr freute ich mich, als kürzlich der Kommandierende General mich mit meinem Eisernen Kreuz in der Kolonne grüßte.

Da ich gerade beim Schreiben bin, will ich von der Bergangenheit auch noch erzählen.

Daß man nicht schön schreibt, ist kein Wunder, bei jedem Knall ist einem so, als ob der Magen hochkommt, und dann ist ein scheußlicher Staub im Zimmer nach jedem Schuß. Der Tisch rückt jedesmal von der Wand ab.

Von vergangenen Schlachttagen schrieb ich schon. Das Bild war das grausigste, nachdem die englischen Brummer — 31 cm übrigens — uns beschossen hatten:

wir bei E. im Schützengraben. Ich sandte Dir damals eine Skizze auf Postkarte. Die Geschosse flogen zuerst in das Dorf etwa 100 m hinter uns ein. Wir sahen die Verwüstungen an den Gebäuden. Aus einem Stall rannte ein halbverbranntes Pferd heraus, schrie, war tot. Jetzt das Haus, in dem die fünfzig Geiseln und Arrestanten von uns und die Wache! Huib — brumm — bißß — das halbe Haus weg. Furchtbares Geschrei. Hilfe! Hilfe! Einige überschlugen sich. Die Wacheleute rannten, rannten hinter Deckungsmauern. Wir kauern im Schützengraben und sehen das furchtbarste aller Bilder. Nach jedem Schuß alles im schwarzen Rauch, Windzug: schreckliches neues Bild. — Donnerwetter! Was nun? Die Einschläge kommen immer näher. Mächtige Löcher. Ein Schuß in die Straße. Hoch sausen die Pflastersteine. Jede zweite Minute ein Schuß — immer näher! — Wo bleibt unsere Artillerie??? Wir sitzen im Unterstand, alles klapperndes Gebein. Jetzt — huib — brumm — bißß. — Alles Qualm — Windzug. Donnerwetter, dicht hinter uns. Uhr raus. Noch zwei Minuten: huib — brumm — bißß. Jetzt hat's neben uns eingeschlagen. Windzug. Loch 6 m rechts von uns. Nachbarstand Sand abgeblasen, Balken hochgekippt, Laufgräben eingestürzt. Wir halb verschüttet. So, jetzt kommen wir dran. Der Schuß muß bei uns einschlagen. Eine Minute verstreicht. Ich stelle mich aufrecht frei hin, um vollständig tot zu sein. „Dein Wille geschehe“ — an zwei Minuten fehlen zehn Sekunden. Ich zähle 1, 2, 3, 4, 5 usw., mache die Augen fest zu, krampfhaft erwarte ich den Tod. — Ein Knall ohne huib, bißß — weit von uns im Schloß.
„Gott sei Dank.“

Wir hören noch einige Schüsse von unseren Brummern. Gerettet! Unsere Geschütze säubern schnell und gründlich das Vorgelände, und bald hört man nicht mehr die feinen „bißß“ der belgischen Infanterie. Feldküche kommt angerasselt. Kompagnie ißt in tadelloser Ordnung. Dann Nachtwachen, einer schläft, einer wacht. — Eins der vielen grausigen Bilder. Eben wieder ein Hurra der Österreicher.

Zwei Forts Saint Catharine? Weiße Flagge gehißt.
Mit Hurra erobern wir uns die Welt.

„Hoch! Groß-Deutschland!“

Herzliche Kriegsgrüße von Deinem treuen Sohne

Joachim.

Der Sturm auf Fort Wavre.

Boonheyden, den 2. Okt. 1914.

Hurra, ich lebe noch, aber es ist mir jetzt ein Wunder, daß wir heil zurückgekommen sind. Also gestern morgen 7 Uhr zog ich mit 12 Mann los, um die Telephonleitung nach vorn zu sichern. Der vorgeschobene Beobachtungsposten war im Turm einer großen Villa, etwa 800 m vom Fort Wavre entfernt. Wir machten es uns nach der Ankunft recht bequem, frühstückten gut, nachdem wir Küche und Keller einer gründlichen Revision unterzogen hatten, wobei wir allerhand schöne Sachen, insbesondere guten Wein, vorfanden. Beim schönsten Frühschoppen sitzend, kam dann um 11 Uhr der Befehl zum Umbau der Leitung nach einer anderen Stelle auf einer Wiese unmittelbar vor dem Fort. Hier angekommen, quartierte ich mich auf einem hohen Baum ein, auf dem ich von mittags

12 Uhr bis abends $\frac{1}{2}$ 7 Uhr saß und den ich mit liebevoller Rücksicht auf feindliche Schrapnells und Kugeln dann verlassen mußte. Unmittelbar vor meinem Beobachtungsposten lagen unsere Schützengräben, dahinter über freies Ackerland hinweg das Fort. Den ganzen Nachmittag hindurch waren das Fort und die umliegenden Strecken von unserer schweren Artillerie beschossen. Das Fort war schließlich nur noch ein Trümmerhaufen, aus dem ein einzelner Panzerturm, der noch ganz war, hervorragte. Aber Antwort bekamen wir von den Herrn Belgiern nicht. Um 5 Uhr nachmittags kam durch die Schützenlinie der Befehl zum Sturm. Die schweren Geschütze hörten auf und an deren Stelle trat zur Unterstützung des Sturmes die Feldartillerie. Unsere Schützenlinien gingen vor wie auf dem Exercierplatz. Die Pioniere hatten im Augenblick eine Brücke über den Wallgraben geschlagen, und eine halbe Stunde nach Beginn des Sturmes waren unsere Leute auf der Höhe des Forts.

Bis jetzt war von feindlicher Seite noch kein Schuß gefallen, aber nun ging es los, als sei die Hölle auf Erden. Das war ein Getöse, ein Geknatter von Gewehren und ein Donnern von den Geschützen, dazwischen das gleichmäßige Tack-Tack der Maschinengewehre, daß man überhaupt keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte. Dann sausten auf einmal an unseren Köpfen Kugeln vorbei, aber trotzdem hielten wir aus, um nur gar nichts von dem Bilde, das wir sahen, zu verlieren. Als jedoch Schrapnells über uns plakten und uns mit einem Hagel von Sprengstücken überschütteten, konnten wir verdammt schnell vom Baume herunterkommen. Jetzt kam für uns Infanteristen der

Befehl zum Abbauen des Beobachtungsstandes und der Telephonleitung. Aber wir hatten kaum 100 m weit den Draht aufgerollt, als es einfach nicht mehr ging. Die Granaten, Schrapnells und Geschosse schlugen so dicht um uns ein, daß an ein Weiterarbeiten nicht zu denken war. Wir suchten zunächst Schutz hinter einem Hause im Felde und rannten von dort bis zu einem anderen Hause an der Straße, wo die Automobile des Stabes standen. Hier warteten wir einige Minuten. Inzwischen setzten sich die Offiziere ins Auto und fuhren davon. Und ich stand mit meinen Leuten allein da.

Der Straße zu folgen war unmöglich, da diese ganz schauerhaft beschossen wurde, wahrscheinlich glaubten die Belgier, daß wir auf der Straße Reserven heranzuführen würden. So blieb uns nichts anderes übrig, als zunächst geradeaus durchs Feld zurückzulaufen. Mit dem nächsten Sprunge ging es dann auf die andere Straßenseite hinter ein Haus. Wir standen kaum, als eine Granate angesaußt kam, aber ins Haus einschlug und den ganzen Giebel mit fortriß. Die Steine flogen uns um die Köpfe. Ein Sprengstück traf mich an die Hand und verbrannte mich gehörig. Als ich mich umsah, stand ich im Hausflur mit vier meiner Leute, von den andern sah ich nichts mehr. Ich schaute draußen nach, aber keiner war zu sehen. Ich rief, aber alle Rufe wurden übertönt durch den Donner der Kanonen.

Es war mir also nicht möglich, festzustellen, wo die Kerle steckten. Verwundet konnte keiner sein, wenigstens nicht ernstlich, da er dann sicher liegengeblieben wäre. Wir mußten also allein weiter. Auf der Straße

fuhr in diesem Augenblick ein Munitionswagen in rasendem Galopp vorbei. Wir kurz entschlossen, nebenhergerannt, bis mir die Puste ausging, und ich mich in den Straßengraben warf. So bin ich in meinem ganzen Leben noch nicht gelaufen wie gestern. Im Straßengraben fand ich noch einen Getreuen vor, der Rest war verschwunden. Wir beide gingen sprungweise weiter, bis wir endlich aus der Feuerlinie heraus waren. Dann ging es auf einem Umweg nach Hause. Hier fand ich alle meine Leute wieder bis auf einen. Man hatte mich schon für verloren gehalten. Nun waren wir sehr in Sorge um unseren letzten Mann. Aber auch der kam nachts um 12 Uhr noch an, nachdem er sich gründlich verlaufen hatte.

An Schlafen war heute nacht nicht zu denken. Vor unserem Hause hält der Divisionsstab, gegenüber in der Schule ist ein Lazarett. Dauernd fahren Automobile heran, bringen Meldungen, dann kommen Wagen mit den Schwerverwundeten, die leichter Verwundeten gehen zu Fuß. Und vor uns nimmt die Schlacht ihren Fortgang. Meldung kommt, die drei Forts sind genommen. Große Freude, dann auf einmal: unser rechter Flügel muß vor der Übermacht zurückgehen. 3. Bataillon Infanterieregiment Nr. 48 sitzt im Fort Bawre und ist abgeschnitten, aber es gibt das Fort nicht auf. Die Sache wird ernst. So wartet man voller Spannung auf weitere Nachrichten. Heute morgen wird bekannt, daß alles verlorene Terrain wiedergewonnen ist und die Forts in unseren Händen sind. Die Geschütze donnern noch immer. — Wenn dieser Brief dort ankommt, werden wir hoffentlich Antwerpen bald haben.

Ein Braver.

Als wir die Kanonade des Lütticher Kampfes hörten, litt es mich nicht in untätiger Ruhe. Ich stellte mich mit meinem Automobil der Aachener Sanitätskolonne vom Roten Kreuz zur Verfügung und wurde am Samstag, den 8. August, ins belgische Kampfgebiet geschickt. Über die Bilder der Verwüstung, die sich dort boten, will ich schweigen; gegen die entfesselten Bestien, als welche sich die Wallonen erwiesen, konnten unsere braven Truppen sich nur wehren, indem sie rücksichtslosste Strenge walten ließen.

Unser Ziel war das Dorf Retinne, etwa 10 km von Lüttich entfernt, in unmittelbarer Nähe bei Fléron; von dort war die Nachricht nach Aachen gelangt, daß zahlreiche Verwundete in Sicherheit und Pflege gebracht werden mußten. Am 8. aber konnten wir den Ort nicht erreichen, da das nahe Fort noch nicht zum Schweigen gebracht war. Am 9. aber gelang der Vorstoß; die Straße nach Lüttich war fahrbar geworden.

In Retinne bot sich ein ergreifender Anblick. In der kleinen Kirche des Ortes lagen etwa 300 verwundete Krieger, davon die Hälfte schwer verletzt. Ein Unterarzt hatte Notverbände angelegt, eine operative Behandlung der Wunden war indessen mangels der nötigen Ausrüstung unmöglich, und Hilfe tat dringend not. Es ist gelungen, alle Verwundeten nach Aachen in Pflege zu bringen. Aus der Schar der uns umdrängenden leichter Verletzten tauchte die Gestalt eines belgischen Pfarrers von männlich festem und doch unendlich gutigem Gesichtsausdruck auf. Angesichts all der Greuel, die aus Belgien gemeldet werden mußten,

halte ich es für eine Pflicht zu berichten, wie aufopfernd und großartig dieser Geistliche die hohen Pflichten seines Berufes ausgeübt hat. Er erzählte mir selbst:

„Als uns klar wurde, daß in der Nacht vom 5. zum 6. ein Sturm der deutschen Truppen auf die Belgier unternommen werden würde, welche eine Anhöhe in der Mitte des Ortes durch vier Geschütze und mehrere Maschinengewehre stark befestigt hatten, begab ich mich in den Keller meines Pfarrhauses und nahm zu mir die Frauen und Kinder einiger Familien, deren Häuser bereits zerstört waren. Als der betäubende Kampfeslärm sich etwas gelegt hatte, blickte ich hinaus und sah, daß das nahe Haus meines Küsters in Flammen stand. Meine Pflicht trieb mich, hinauszueilen, um zu sehen, ob ich nicht geistlichen Trost zu spenden hätte. Einige deutsche Soldaten hielten mich an, und ich schwebte in größter Gefahr, erschossen zu werden, da man mein eiliges Schreiten verdächtig gefunden hatte. Meine Rettung verdanke ich dem Umstande, daß ich als Sohn deutscher Eltern des Deutschen vollkommen mächtig bin und die Soldaten bitten konnte, mich nicht als Feind zu betrachten. Im Hause meines Küsters war nichts mehr zu retten, dagegen war es mir nun möglich, den zahlreichen Verwundeten und Sterbenden Trost zu spenden.

Beim Tagesgrauen konnte ich die Kirche in ein Lazarett verwandeln — das Allerheiligste barg ich im Tabernakel —. Zwei sehr schwer verwundete Offiziere konnte ich in meinem Hause in Pflege nehmen. Hatte ich mich schon in den letzten Tagen stets bemüht, die irregeleitete und systematisch verhetzte Bevölkerung von ihrem wütenden Deutschenhaß zu befreien und ihr

Klar zu machen, daß keine Armee der Welt es an Disziplin und Ordnung mit der deutschen aufnehmen könne, so haben die Tage, die ich unter den verwundeten Kriegern und der zu ihrem Schutze hier verbliebenen Besatzung verbrachte, mich mit höchster Bewunderung für das deutsche Wesen erfüllt, und ich bin der Vorsetzung dankbar, die es mir vergönnt hat, vielen dieser braven jungen Soldaten Trost, Hilfe und die letzten heiligen Sakramente zu spenden.“

Der leitende Arzt sowie ein Bizefeldwebel, welcher, da sämtliche Offiziere kampfunfähig geworden waren, das Kommando führte, bestätigten dankbar und gerührt die hohen Verdienste des gütigen und tapferen Geistlichen, dessen Namen zu nennen wohl erlaubt sein wird; Madenspacher heißt der brave Mann.

Altdeutschland nach Frankreich hinein.

Bei Mülhausen.

(Bericht einer deutschen Dame, die in einer Willenkolonie bei Mülhausen die Schlacht mit erlebt hat.)

Wir haben große und furchtbare Dinge erlebt. Es hieß hier, das Oberelsaß wird preisgegeben, dann wurde aber zur Beruhigung erzählt, daß hier eine Falle für die Franzosen gestellt werden solle. Am Donnerstag rückten unsere Soldaten nach der Grenze zu ab. Am Freitag und Sonnabend gab es Gefechte bei Altkirch bis vor den Toren Mülhausens. Den ganzen Tag über erdröhnte Kanonendonner, gegen Abend hörte man Kleinf Feuer und Kampflärm. Unsere paar Regimenter leisteten erbitterten Widerstand, mußten leider aber vor der Übermacht des Feindes zurück. Und am Sonntagabend zogen dann die Franzosen mit klingendem Spiel in Mülhausen ein. Schon am Freitagabend hatte die ganze Post, die Eisenbahn, die sämtliche Lokomotiven in das Innere des Landes geschafft, und die Reichsbank die Stadt verlassen. Die Gleise waren gesprengt und in der Stadt herrschte in dieser Nacht eine Grabesstille.

Der Morgen zog herauf in strahlender Schönheit und die Morgensonne beleuchtete die französischen Wimpel gerade vor uns am Tannenwald, und die fran-

zösische Artillerie, die etwa eine Viertelstunde von uns entfernt am Ramm nach der Ebene aufgezogen war. Ein ganzes französisches Armeekorps hatte die Stadt passiert. Eine Abteilung französischer Husaren kam auch an unserem Hause im Kronenweg vorüber. Ich sprach mit einigen Leuten und dabei entwickelte sich folgendes Gespräch: „Où allez-vous messieurs?“ — Die prompte Antwort lautete: „A Berlin! — Mais vous avez du courage!“ — „Nous y sommes, nous y restons — Vive la France, vive l'Alsace. C'est votre empereur, Monsieur Guillaume, qui fera ses malles!“ — Die Husaren sahen recht gut aus, steckten aber in miserablen Uniformen und hatten zerlumptes Sattelzeug, ersetzt teilweise durch Stricke. Und der Tag ging weiter in unerhörter Schönheit der Natur, so still, fast unheimlich schön, man ahnte eine Katastrophe. Zwischen 4 und 5 Uhr sahen wir weitere Truppen von den Vogesen herbeiziehen, und schon ertönten die ersten Kanonenschüsse im Norden Mülhausens bei Pfadstadt (ein Vorort von Mülhausen). Das war deutsche Artillerie, die mit deutschen Truppen heranzog und dem Feinde entgegenging. Wir sahen von unserem auf einer Anhöhe gelegenen Hause, wie die ersten Schrapnells in die Stadt einschlugen, wir sahen die französische Artillerie feuern, die leuchtenden Kugeln kamen unheimlich angefaust und zerplähten mit scharfem Knall. Und mit einem Male kam uns die Erkenntnis, es geht auch um uns hier oben auf dem Reiberg. Wir flohen eiligst in den Keller und hatten gerade noch Zeit, den Kinderwagen, Sorhlet, etwas Zwieback und ein paar Stühle herunterzuschaffen. Dann kam es, Schlag auf Schlag, immer stärker piffen die Gra-

naten, immer sicherer plakten sie in unserer Nähe. Und nun kam ein Moment für uns, dessen Schrecknis nicht zu beschreiben ist: Unser Haus war von einer Granate getroffen! Wir saßen da in schwarzem Pulverdampf und wußten nicht, brennt es oder stürzt alles über unseren Köpfen zusammen! Und nach einer kurzen Spanne ängstlichen Schweigens schlug es mit dumpfem Krachen wieder über uns ein, und gleich darauf zum dritten Male.

Wir alle rangen die Hände in schweigendem Entsetzen und warteten auf das nächste Schrapnell, das uns vielleicht zerschmettern würde. Und es plakten noch viele Schüsse über uns. Wir dachten, wir müßten in dem Rauch ersticken, bis wir endlich die Kellertür aufmachen konnten. Als die Detonationen nicht mehr so ganz dicht über uns erfolgten, hörten wir auf einmal unseren Gärtner und dessen Frau rufen: „Kommen Sie herauf, Ihr Haus fällt ein!“ Und ohne uns umzusehen, sind wir in aller Hast durch all den Granatenregen zu Nachbarsleuten in den Keller geflüchtet. Später, als die Schüsse nicht mehr in so dichter Folge Schlag auf Schlag erdröhnten, eilten wir in unser zerschossenes Haus zurück, um Decken und Matratzen zu holen. Und nun sahen wir die Zerstörung, die das Geschützfeuer angerichtet hatte. Von dem Nachbarhaus war der halbe erste Stock zertrümmert, ein großes Loch durch das Dach geschlagen, zwei Zimmer des Dachgeschosses und die Speichertreppe waren demoliert. Bei uns im Hause sah es ebenfalls wüst genug aus. Keine Fensterscheibe war ganz, die Zimmer voller Glassplitter, und sogar im Keller, in dem wir vorher gegessen hatten, lagen Granatsplitter.

Unser Haus hat viele Kugelspuren. Die Bäume im Garten, die Blumen, alles ist hin. Tief aufgewühlte Löcher im Rasen, die Zerstörung ist entsetzlich!

Und es kam die Nacht mit ihren Schatten, und ringsum entbrannte ein fürchterlicher Nahkampf. Wir saßen in einem Keller, zwölf Menschen dichtgedrängt in einem Mittelraum, der uns am sichersten erschien. Es war eine furchtbare Schlacht, die nicht enden zu wollen schien. Da gegen Mitternacht hörten wir auf einmal französische Artillerie auf der Ziemersheimer Landstraße nach dem Zoologischen Garten zu in wilder Flucht abziehen. Ein Teil nahm auch den Weg an unserem Haus vorbei. Underthhalb Stunden hörten wir sie rasen. Es war uns wie eine Engelsbotschaft, aber noch konnten wir nicht aufatmen. Immer noch kamen von Pfadstadt die Schrapnells herübergesaust, und auf der anderen Seite grollte schrecklich der Isteiner Klotz. Und vor und neben uns tobte der Nahkampf weiter. Gewehrfeuer ertönte mit Prasseln und Knattern, dazwischen das nervenerregende Rattern des Maschinengewehrfeuers.

Da drangen auf einmal deutsche Kommandoworte an unser Ohr, bekannte Signale erschollen, das vertraute „Kartoffelsupp, Kartoffelsupp“ ertönte wie eine Erlösung aus schwerer Gefahr, und zum Angriff mit dem Bajonett gingen deutsche Truppen gegen den zurückweichenden Feind. Und die Kugeln flogen ums Haus und prasselten in den Zweigen der Bäume. Und unten aus der Stadt raste das Getöse eines fürchterlichen Straßenkampfes zu uns herauf, bis es dann gegen 4 Uhr morgens still und stiller wurde. Wir gingen hinaus in die kalte Sternennacht und achteten

gar nicht darauf, daß immer noch vereinzelt Kugeln durch die Luft flogen. Die ersten Hähne schrien, der Mond stand mit seinem bleichen kalten Schein am Himmel. Und wieder schwoh und raste das Kampfgetümmel in dem nahegelegenen Tannenwald, bis auch hier eine Totenstille das Gelärm des Krieges ablöste. Wir sahen vor uns das weite Schlachtfeld, dunkle Körper hoben sich vom Boden ab, gefallene Krieger! Und als dann gegen 5 $\frac{1}{2}$ Uhr das erste Morgenrot über den Schwarzwald herauf in das Tal sich senkte, rafften wir ein bißchen Habe eilends zusammen und flüchteten in rasender Eile zu Bekannten in die Stadt hinein. Unterwegs fiel das Mädchen mit dem Kinderwagen in ein von einer Granate aufgewühltes Loch hinein, glücklicherweise ohne daß das Kind zu Schaden dabei kam. Kaum waren wir am Ziel, da ging nochmals eine schwere Kanonade über die Stadt hernieder, und wieder saßen wir ängstlich im Keller. Aber dann war der herrliche Sieg entschieden!

Ein Sieg der deutschen Truppen über den in die Flucht geschlagenen Feind! Und zwei Stunden später rasten zahlreiche Autos auf das Schlachtfeld, um die Verwundeten zu bergen. In der Stadt lagen an manchen Stellen die Leichen in Haufen übereinander wie die Kartoffelsäcke. Alle Spitäler sind überfüllt, ebenso die Notlazarette und viele Häuser, die an Verwundeten aufnahmen, was sie nur konnten. Ich sah bezammernswerte Menschen, doch ich will das Grauen und das Elend der Opfer des Krieges nicht beschreiben. Und gegen Mittag zog das ganze siegreiche deutsche Armeekorps in Mülhausen ein. Hier traf ich manch einen Verwandten, der zu den Fahnen einberufen war

und an dem Kampfe teilgenommen hatte. Von ihm hörten wir, daß die deutsche Artillerie ihre Kanonen auf unser weitleuchtendes weißes Haus auf der Anhöhe eingestellt hatte, weil sie glaubte, die Höhe sei von den Franzosen besetzt. So hat er also uns selbst so jämmerlich beschossen! Immer mehr Soldaten zogen nun in die Stadt ein. Ich sah die Feldpost, das Rote Kreuz in Tätigkeit. Es war ein brausendes Jubeln bis zum Abend, mit dem die deutschen Truppen hier begrüßt wurden. Und auch der Verrat zeigte sich. Franzosen waren noch da, versteckt in verschiedenen Häusern, und sie schossen aus dem Hinterhalt, und wieder gab's einen Straßenkampf mit tollem Maschinengewehrgeknatter. Es sind hier unzählige Verhaftungen vorgenommen. Ein Kloster in Niedisheim ist aufgehoben, weil hier eine ganze Kompagnie Soldaten versteckt gehalten wurde. Andere Leute sind sofort erschossen worden, als man die Franzosen bei ihnen versteckt fand. Gestern den ganzen Tag über gab es Haussuchungen mit auf-gepflanztem Seitengewehr. Mir selbst hielt ein Leutnant die Pistole vor das Gesicht, als ich nichtsahnend an einem solchen verdächtigen Hause vorbeikam. Aber man ist durch die Schrecknisse der vorausgegangenen Tage nun schon so abgehärtet, daß man so leicht nicht mehr erschrickt. Und nun ist hier Ruhe und heißer Sommer, aber es zieht ein Brandgeruch durch die Luft, und es riecht nach Leichen, die auf dem Wege nach Ziemersheim hochaufgeschichtet liegen. Mit Mänteln zugedeckt, harren sie des Massengrabes, das sie bald aufnehmen wird. Einquartierung hier wohl in jedem Hause. Wir geben das Beste, was wir haben. Viele verdächtige Zivilpersonen sind in Mühlhausen verhaftet worden.

Über die Grenze nach Frankreich.

Nach dem Ausmarsch wurden wir in 22stündiger Bahnfahrt nach S... gebracht, von da Marsch nach D..., wo ich meine 2. Kompagnie fand. Wir waren Grenzschutztruppen. Am gleichen Tage noch bezogen wir Vorposten jenseits der Grenze in D... Die Kompagnie lag im Garten des verlassenen Schulhauses, in dessen Keller wir vorzüglichen Rotwein fanden, der uns namentlich in den kalten Nächten die besten Dienste tat. Der Garten versorgte uns auch mit frischem Gemüse für die Feldküche. Die Bevölkerung war sehr verängstigt, unternahm aber nichts gegen uns und kam den Anforderungen ganz willig nach. Da wir sehr schwach waren, wurde sehr eifrig geschanzt, der erwartete Angriff blieb aber aus. Nur Dragonerpatrouillen zeigten sich, zwei Dragoner wurden dabei von der Kompagnie gefangenommen. Tags darauf marschierten wir weiter nach dem jetzt vielgenannten B..., wo unser 2. Bataillon ein Gefecht mit feindlichen Jägern hatte. Wir kamen nicht ins Feuer. In den nächsten Tagen ging's dann weiter nach Südwesten, wir hörten als Grund dafür angeben, daß wir einen Vorstoß unserer Kavalleriedivisionen unterstützen sollten. Dabei kamen wir bei N... zum erstenmal ins Feuer. Ich hatte den Auftrag, mit meinem Zug gegen einen Waldrand vorzugehen, der besetzt sein sollte. Jeden Augenblick wartete ich gespannt darauf, daß es knallen sollte, es blieb aber alles ruhig, und erst als wir den Wald durchschritten hatten, sahen wir am jenseitigen Hang die französischen Jäger schon im Rückzug. Wir schickten

ihnen aber doch noch einige Kugeln nach. Das links von uns vorgehende... Regiment hatte mehr Glück, es machte 2 Kapitäne und 20 Mann zu Gefangenen. N..., aus dem auf uns von Zivilisten geschossen wurde, ging in Flammen auf und wurde niedergebrannt, ebenso einige Häuser des benachbarten M... So sahen wir hier eigentlich zum erstenmal die Schrecken des Krieges. Bis dahin konnte man den Gedanken an ein interessantes und spannendes, wenn auch sehr anstrengendes Manöver nicht los werden.

Mittags kamen wir nach M... ins Ortsbivak, ich bekam sogar ein Zimmer und konnte zum erstenmal mich ganz waschen und im Bett schlafen. Die Leute waren zuerst sehr verängstigt und befürchteten immer, ihr Haus werde ihnen auch angesteckt, es gelang mir aber, sie zu beruhigen, und sie waren dann sehr freundlich und gefällig. Ich glaube, daß die Scheußlichkeiten, die die französische Bevölkerung fortgesetzt an unseren Truppen begeht, vielfach nur darauf zurückzuführen sind, daß die verbrecherische französische Regierung durch alle möglichen Lügen die unwissende Bevölkerung fanatisiert.

Vor M... wurde am andern Tag eifrig geschanzt. Südlich von uns war mittlerweile die 7te Division eingetroffen, die am 12. oder 13. August ein heftiges Gefecht in B... hatte. Wir selbst wurden am gleichen Abend alarmiert, um ein Bataillon des... Regiments zu unterstützen, das auf Vorposten bei M... angegriffen worden war. Als wir hinkamen, war der Angriff bereits abgeschlagen und wir sollten wieder, es war mittlerweile Nacht geworden, in unsere alten Stellungen zurückgenommen werden. Ich ließ zunächst meinen Zug

im Ort halten und ging nach einer dicht beim Ort gelegenen Mühle, um meinem Hauptmann, der hier mit dem Rest der Kompagnie stand, Meldungen zu machen. Kaum war ich dort, so begann im Ort ein wahnsinniges Feuer aus den Häusern auf meine Leute. Ich sprang sofort zurück.

Überall blitzten aus Dächern, Fenstern usw. Schüsse auf, die Kugeln pfliffen einem gehörig um die Ohren, und es ist ein Wunder, daß auch nicht einer getroffen wurde. Ich holte mir vorerst aus einem Haus, aus dem geschossen worden war, den Bauer heraus und behielt ihn als Geißel, denn daß er gerade geschossen hatte, konnte nicht nachgewiesen werden. Aus dem gleichen Grunde nahm ich persönlich den Herrn Maire trotz lebhaften Protestes in Gewahrsam. Meine Absicht, noch andere Häuser zu durchsuchen, aus denen bestimmt geschossen worden war, konnte ich aber nicht durchführen, da von der Mühle wie vom Ortsrand her, wo eine Feldwache des... Regiments lag, feindlicher Angriff gemeldet wurde und starkes Feuer begann. Ich unterstützte also mit einem Teil meiner Leute die Feldwache, den Rest schickte ich meinem Kompagniechef. Indessen gab es bald wieder Ruhe, der Gegner kam nicht näher, doch lagen wir bis gegen 1 Uhr nachts vor dem Ort in einem Wiesengrund in Schützenlinie, vor uns einen dichten Wald, aus dem jeden Augenblick der Gegner hervorbrechen konnte, hinter uns eine feindliche Ortschaft, aus der immer wieder Schüsse fielen. Eine spannende, aber wenig angenehme Situation. Schließlich wurden wir vom... Regiment abgelöst, das gleichzeitig auch den Ort räumte und die männlichen Einwohner gefangen fortführte. Wir konnten einrücken nach

M..., wo ich noch einige Stunden in einem Obstgarten auf dem Tornister ohne Zelt schlief.

Schon um 6 Uhr ging's weiter, wir bezogen eine neue befestigte Stellung westlich M... Allmählich wurden die Gründe unseres anscheinend zwecklosen Umherziehens bekannt, wir sollten möglichst viel feindliche Truppen auf uns und hinter uns herziehen, um den Gegner in das von der Armeeleitung gewünschte Gelände zu bekommen. Daher auch das viele Schanzen, das dem Gegner einen ernsthaften Widerstand vorzutäuschen sollte. Der Plan ist vollkommen gelungen. Immer zahlreicher wurde der Gegner, ging aber nur sehr zaghaft vor, und wenn es zu einem ernsthafteren Angriff zu kommen schien, gingen wir langsam zurück. In der Stellung bei M... blieben wir zwei oder drei Tage. Unsere Kompanie und die erste waren im Abschnitt unseres Bataillons in zweiter Linie, in erster Linie (in Schützengräben) die dritte und vierte Kompanie. Wir lagen hinter einem Wald, es war ein ganz lustiges Bivak. Dann griffen die Franzosen an, und wir zogen uns langsam hinter das... Tal zurück. Uns Feuer kamen wir nicht, wenschon die Schrapnells in ziemlicher Nähe plakten. In F... machten wir halt und schanzten eifrig auf den Höhen. Gegen Abend begrüßte uns die feindliche Artillerie. Nach meiner Stellung schoß eine schwere Batterie, sie hatte sich aber verrechnet. So konnte ich in Ruhe die furchtbare Wucht der Granatexplosion beobachten. Unsere schwere Artillerie schoß über uns weg, es war ein gewaltiges Konzert. Nachts erwarteten wir ständig einen Angriff und standen frierend in Schützengräben. Die Franzosen versuchten auch einen Durchbruch bei der..., wurden aber

mit dem Bajonett zurückgeworfen. Bezeichnend für die französische Kriegführung war, daß sie ihren Sturmkolonnen Leute vorausschickten, die auf Deutsch unseren Truppen zuriefen: „Nicht schießen, eigene Abteilungen!“ Sie kamen aber an die Unrechten. Tags darauf kam der Befehl, „vom Feinde loslösen, Rückmarsch bis hinter die...“

Allmählich war bekannt geworden, daß wir eine ganze Armee, sieben bis acht Korps, uns gegenüber hatten. Auf dem Rückmarsch kamen wir in heftiges Schrapnellfeuer, hatten aber wenig Schaden. Hinter der S... in der Gegend von E... wurde nun wieder eine ausgedehnte Stellung bezogen und stark befestigt, ohne Störung durch die Franzosen. Nun aber waren auch unsere anderen Korps da, und am 20. begannen die Vorwärtsbewegungen, die die große Schlacht in Lothringen einleiteten. Gleich am 20. wurde die S... überschritten, S... und umliegende Ortschaften genommen. Wir marschierten geschlossen nach.

Nachmittags kamen wir aufs Schlachtfeld. Die Franzosen müssen da schon furchtbare Verluste gehabt haben. Überall lagen die Gefallenen. Dagegen sah man sehr wenig deutsche Tote. Auch Gefangene wurden sehr zahlreich eingebracht. Abends am Waldrand, oberhalb S..., sahen wir etwas ganz besonders Bedeutungsvolles, eine ganze französische Artillerieabteilung war von einer unserer Mörserbatterien erwischt und vollständig erledigt worden. 12 Geschütze standen verlassen da. Die Bedienungsmannschaft hatte sich, wie wir später hörten, bei dem furchtbaren Feuer einfach auf die Pferde geworfen und war davongejagt, viele sind natürlich auch gefallen. Ein Geschütz sah ich, dessen Rohr von der

Lafette losgerissen und 20 m weit geschleudert war, die Lafette selbst war ganz verbogen. Direkt dahinter sah man eine Kreisrunde, frisch zugefüllte Stelle mit einem Kreuz darauf. Offenbar ist da die Geschützbedienung, von der jedenfalls niemand davonkam, bestattet worden, und zwar gleich in dem Loch, das die Granate in den Boden gerissen hatte. S... brannte an verschiedenen Stellen, ebenso die Ortschaften der Umgegend, und noch sah man auf weite Entfernungen die pläzenden Schrapnells aufblitzen. Ein großartiges Schlachtenbild.

Wir hatten dann Ortsbivak in einem Weiler St... Tags vorher hatten da noch Franzosen gelegen. Andern Tags Vormarsch, immer noch als Reserve. Abends Bivak auf dem Schlachtfeld vom 21. Unterwegs sehen wir viele Gefallene, durchweg Franzosen. An einigen Stellen lagen ganze Schützenlinien tot da, an einer Stelle etwa 20 Mann nebeneinander, wie sie im Gefecht gelegen hatten. Am 22. überschritten wir wieder die französische Grenze. Vor uns, ziemlich weit allerdings, starker Kanonendonner. Wir wurden Artilleriedeckung und lagen am 22. nachmittags lange auf einer Wiese bei G... Plötzlich erscheint ein französischer Flieger und wirft Geschosse auf das Bataillon ab. Stahlstifte, so lang und dick wie Bleistifte mit haarscharfer Spitze. Es rauschte, wie wenn ein Gewitterregen beginnt und die ersten Tropfen fallen. Resultat: ein leicht Verwundeter in meinem Zug, dem das Geschos den Helm durchschlug, ohne aber dem guten Dickshädel viel anhaben zu können.

Nachts 22./23. Ortsbivak in G... Ich schlief vorzüglich im Heu. Waschen und Kleider zu wechseln war natürlich trotz des Sonntags nicht möglich. Ich

habe in den drei Wochen nur einmal meinen Koffer haben können, um die Wäsche zu ergänzen, wir hatten ja nie einen Kastrag. So konnte ich auch die Wäsche nur einmal wechseln. Das Waschen in den Bivaks erfolgt meist derart, daß man den Tau im Gras abstreift und sich mit den Händen übers Gesicht fährt. Es war immerhin etwas.

Trotz alledem fühlten wir uns körperlich sehr wohl, der ständige Aufenthalt in freier Luft und Sonne, die viele Bewegung wirkten ausgezeichnet, und wenn man auch hier und da durchnäßt ist und das Zeug langsam an einem trocknet, es schadet nicht im geringsten. Die Verpflegung war stets sehr gut, Fleisch hatten wir immer in Menge, und im Kessel der Feldküche gab es ausgezeichnete Suppen. Überhaupt sind die Feldküchen hervorragend, wenn man darin auch nur kochen und nicht braten kann, so daß die Kost allerdings etwas eintönig ist. Sehr gut war auch der Feldzwieback. Auch Kommiß erhielten wir ziemlich regelmäßig, zu unserer großen Freude, denn das requirierte französische Brot war rar (alles ausgeessen), ganz weiß und teigig, nichts Besonderes. Hervorragend war das Obst, namentlich die Mirabellen, die hier so häufig sind wie bei uns die Zwetschen. Die Soldaten sind ganz veressen darauf. In Frankreich wurde meist requiriert, d. h. die Sachen wurden gegen Gutscheine verlangt. Hier und da ging es auch etwas einfacher zu, so wurde natürlich Vieh, das man bei zerstörten Ortschaften oft herrenlos herumlaufen sah, einfach so mitgenommen. Am 23. erjagten auf diese Art zwei Kompagniefeldwebel bei B... zur Belustigung des ganzen Bataillons eine fette Kuh.

Am 23. früh hörten wir starken Kanonendonner und marschierten in südlicher Richtung entgegen. Nachmittags hielten wir in einem Walde südlich B..., in dem kurz vorher ein heftiges Gefecht getobt hatte. Die Franzosen waren zurückgeworfen worden, hatten sich aber wieder festgesetzt, unterstützt von zahlreicher Artillerie. Während wir im Walde lagen, kamen in langer Reihe Verwundete aus der Feuerlinie her, ein trauriger Zug. Nachmittags bekam unser Bataillon Befehl zum Vorgehen. Wir marschierten in ein Wiesental, das im schönsten Sonntagsfrieden dalag, dann hinauf hinter eine Höhe, hinter der die Kompagnie ihre näheren Aufträge bekam.

Wir sollten die Brigade unterstützen, die über der Höhe im jenseitigen Talgrund im Gefecht lag. Wir gingen dann in Schützenlinien über die Höhe hinüber und den jenseitigen Hang hinunter. Zuerst war alles ruhig. Dann aber nahm die feindliche Feld- und schwere Artillerie uns gehörig unter Feuer. Auch die Infanterie feuerte aus 2 km Entfernung auf uns.

Die Gefühle, die ich in dem Feuer hatte, sind schnell beschrieben. Ich war so mit meinem Auftrag und der Führung der Leute beschäftigt, daß ich auf etwas anderes kaum achtete. Daß es angenehmere Gefühle im übrigen gibt, ist sicher, aber von Angst oder Furcht habe ich bei keinem der Leute das geringste bemerkt. Schon während des Vorgehens bekam ich ein Granatstück wider die Helmspitze, die Wirkung war aber nur sehr gering. Wir gingen mehrere hundert Meter vor, nahmen hinter einem Rain Stellung und eröffneten das Feuer auf die französische Infanterie, die in etwa 1000 m Entfernung einen Ortsrand besetzt hielt und

lustig auf uns herpulverte. Die Infanterie war bald ruhig. Ob sie Verluste hatte, war freilich nicht zu sehen, dagegen nahm uns nun die schwere Batterie aufs Korn. Sie schoß sehr genau, nur traf glücklicherweise keine Granate direkt in die nur wenige Meter breite Mulde, in der wir lagen, sondern alle platzten auf dem diesseitigen oder jenseitigen Rand. Ich habe schon oft gelesen, daß es zum Furchtbarsten gehöre, untätig in feindlichem Artilleriefeuer zu liegen, und ich kann dies jetzt bestätigen. Um so ärger ist es, als man jede Granate, einen Moment ehe sie aufschlägt, heransausen hört, und — wenn auch nur sekundenlang — darauf warten muß, wo sie platzt. Wir konnten gar nichts tun, als ruhig, möglichst nahe an den Boden gedrückt, liegenbleiben. Wie lange das war, weiß ich nicht, es mag wohl eine halbe bis dreiviertel Stunde gewesen sein, da platzte wieder so eine der Bestien vor mir, und im selben Augenblick spüre ich im rechten Bein einen furchtbaren Schlag, als sei mir das Bein abgerissen worden. Gleichzeitig waren noch ein Unteroffizier und ein Mann direkt neben mir getroffen worden. Mein Hauptmann gab mir einen Mann mit, mit dessen Hilfe ich mich dann zum Verbandsplatz in M... schleppte, ein schwerer Weg! Unterwegs kamen wir nochmals ins Feuer, diesmal in Schrapnellfeuer, doch war es unschädlich. In M... wurde ich verbunden, und die Nacht über lagen wir zu 140 in der Kirche, ein Leutnant und ich in der Sakristei. Ein Sanitäter hatte mir eine ganz feudale Steppdecke besorgt, und so froh ich nicht. Vom Schlafen war natürlich nicht viel die Rede, denn das Bein tat gehörig weh. Am Morgen wurden dann die Transportfähigen weitergebracht. Ein

Leiterwagen wurde requiriert, Stroh und Matratzen darauf, dann wurden wir verfrachtet, und los ging's, die Marschfähigen hinterher. Die Fahrt ging natürlich sehr langsam, schon deshalb, weil uns ständig Kolonnen aller Art entgegenkamen, dazu war es drückend heiß. Wir waren daher sehr froh, als uns zwei Offiziere in einem Auto, das uns eingeholt hatte, mit nach B... nahmen. Das Lazarett in B... war überfüllt, wir fuhren daher gleich weiter nach S..., wo sich das Spiel wiederholte, und von da nach St..., wo wir Montag abend um 8 Uhr ankamen im Krankenhaus Bethesda, froh, endlich in ärztliche Behandlung zu kommen.

Der Kampf um den Donon.

Mein lieber Bruder!

Nachdem ich nun etwas kräftiger bin, möchte ich Dir einiges über unseren Kampf um den Donon und meine Verwundung erzählen.

Am 20. vor. M. lagen wir auf einer Höhe nahe Schirmeck in einer starken Bereitstellung. Den Tag zuvor hatten wir die Franzosen bitter geschlagen. Es hieß aber, daß sie mit starken Kräften wieder anrückten. Sie kamen aber nicht, und wir waren froh, daß wir in der blanken Sonne etwas ruhen konnten. Da das ganze Regiment beisammen war, so trafen sich viele Bekannte. Freund Gustav, der in einem anderen Bataillon ist, erschien mit freundlichem Grinsen bei uns, weil mein vielgewandter Bursche aus einem nagelneuen Kurhause einige Flaschen Bier, was wir nur noch dem

Namen nach kannten, ergattert hatte. Frhr. v. W., den Du ja auch noch kennst, war unter unseren Gästen. Da aber der böse Feind nicht kommen wollte, so erhielten wir Befehl, abzurücken.

Inzwischen war bekannt geworden, daß bei Saarburg eine große Schlacht im Gange sei. Ein Teil unseres Korps sollte auch noch mittun. Das hieß für uns einen kolossalen Gewaltmarsch. Auf stillen Vogesenspfaden, auf denen nur je 1 Mann Platz hat, zogen wir — ich war gerade Spitzführer — wieder gen Schirmeck — ein ganz verruchtes Nest. Im Tale kamen wir in Artilleriefeuer — ich weiß nicht, war es eigenes oder feindliches —, das aber keinen Schaden tat. Als die Nacht einbrach, waren wir gerade am Fuße des Kleinen Donon, und den hatten die Franzosen tüchtig besetzt und zur Verteidigung eingerichtet. Der Donon — der große und der kleine — sind zwei Vogesenzipfel, bewaldet bis zur Höhe und über 1000 m hoch. Der Anstieg ist ganz unwahrscheinlich steil. Zwei Regimenter wurden vorgezogen, und die stürmten noch in der Nacht mit dem Bajonett und warfen den Feind zum Tempel hinaus. Da wir nicht weiter konnten, Übergang zur Ruhe. Man legt sich rechts und links der Straße auf den Waldboden, und in ein paar Minuten ist das ganze Detachement in tiefstem Schlafe bis auf die ausgeposteten Posten. Am frühen Morgen kommt von der Feldküche heißer Kaffee, aber Brot oder sonst etwas zu essen, das ist schon lange alle und die Bagage ist weit weg. Es geht auch so. Um 5 Uhr stehen wir marschbereit, um 6 Uhr stehn wir noch, es muß vorne doch nicht alles in Ordnung sein. Mittlerweile erhebt sich auf dem Donon ein wüstes Geschieß. Der Regi-

mentskommandeur gibt der Spizenkompagnie, und das sind wir, den Auftrag, zur Aufklärung auf den von eigenen Truppen besetzten Donon vorzugehen. Mein Kompagniechef, der infolge seines kranken Beines nicht mehr recht gehen kann, kommt den steilen Berg nicht hinauf und übergibt mir die Kompagnie. Der Aufstieg ist fürchterlich, aber unaufhaltsam geht es hoch, denn die oben sind in harter Bedrängnis. Endlich, endlich sind wir oben, und da hockt in einer Bodenfalte ein Offizier mit einem Häuflein, der mir sagt, es sei unmöglich, sich zu halten, feindliche Maschinengewehre, die man nicht sehen könne, rasieren den ganzen Kamm und überlegene feindliche Infanterie sei im Anmarsch. Das sah ja gut aus. Ich besetzte mit der ganzen Kompagnie den Gipfel, erhalte wohl lebhaftes Feuer, bin aber nicht imstande, auch nur ein Bein vom Gegner zu sehen. Der Berg fällt vor uns gerade so steil ab, wie die Rückseite, und ist mit Bäumen und Buschwerk so dicht bedeckt, daß der Feind sich ungesehen bis auf drei Schritt heranarbeiten kann. Rechts und links herunter den Hang höre ich eigene Truppen in schwerem Feuer. Da ich nicht allzusehr beschossen werde und zudem absolut nichts vom Feinde sehe, so eröffne ich auch kein Feuer, richte mich aber zu einem saftigen Empfang ein. Und wirklich, jetzt rücken die Kerle an, deutlich hört man ihre Kommandos und hört die Äste knacken, kaum 30 Schritt vor unserer Front. Denen pfeift aber ein eiserner Hagel entgegen und dann ein so rasendes Schützenfeuer, daß mir um meine Munition angst wird. Ein Pfiff mit der Schützenpfeife, und das Feuer stoppt auf der ganzen Linie. Großartig, die Feuerleitung klappt wie auf dem Übungsplatz. Die Truppe ist trotz der die

Nerven aufs äußerste spannenden Situation absolut ruhig und in der Hand des Führers. Ja Alter, mit solchen Truppen kannst Du den Teufel aus seiner Küche holen!

Jetzt kommt mir der Gedanke, daß, so gut ich die feindlichen Kommandos höre, die Kerle auch mich hören. Und so lasse ich, während ich in Wirklichkeit kein Bein mehr zur Verfügung habe, ein ganzes Bataillon teils einschieben, teils links, teils rechts verlängern. Die Flügelzugführer merken sofort meine Absicht und schreien und kommandieren wie wahnsinnig gewordene Flurschützen. Dann zur Bekräftigung wieder einen Hagel den Berg hinunter, daß denen hinter Baum und Busch Hören und Sehen vergeht. Und wirklich, den Kerlen scheint jede Lust zum Angriff vergangen zu sein. Es ist ganz still geworden mit „en avant“, nur etwas kräftiger feuern sie den Hang hinauf.

Ich stehe einen Augenblick auf, um an den rückwärtigen Hang zu gehen, ob nicht endlich Verstärkung kommt, denn die Gefahr des Ueberranntwerdens von einem entschlossenen Gegner ist noch groß. Und zu meiner Riesensfreude sehe ich unten am Hange es wimmeln wie Ameisen. Wie ich zurücktrete, kracht keine sechs Schritt vor der Front aus einem Busch ein Schuß mir am Ohr vorbei, hat sich doch so ein Kerl angeschlichen. Er blieb danach aber nicht lange mehr am Leben.

Als nun die Verstärkung eingetroffen ist, will ich mit meinen Mannen auch zum Sturme vorgehen, denn ich höre rechts und links von mir, daß unsere Truppen stürmen.

12. Kompanie — Marsch! Wir sollten nicht weit kommen. Kaum hatten wir einen kleinen Rand am Hange vor uns erreicht, so prasselt über uns ein derartiges Maschinengewehrfeuer, daß wir sofort in Stellung gehen müssen. Von einer Feueraufnahme kann gar keine Rede sein. Ich weiß nicht, sind die Maschinengewehre vor uns oder seitlich, nah oder ferner, und ich höre nur einen fürchterlichen Geschoßeinschlag und ein leises Stöhnen durch die Schützenlinie, während mich selbst ein Geschoß nach dem andern trifft. „Volle Deckung!“ und da verkriecht sich jeder hinter Baum und Busch, einem Felsblock oder in eine Bodenspalte. Da pfeift's wieder heran, und wieder gilt es mir, und diesmal von oben in die linke Brustseite. Ich bleibe bei voller Besinnung und fühle, wie mich mein Feldwebel von hinten faßt und hinter einen Felsblock zieht und dort verbindet. Schmerzen fühle ich wenig, nur der Atem geht sehr rasch und stoßweise, da ja jetzt der rechte Lungenflügel allein den Luftbedarf decken und deshalb mit doppelter Tourenzahl arbeiten muß. Inzwischen geht der Kampf mit gesteigerter Heftigkeit weiter. Stundenlang liege ich, während von Zeit zu Zeit mein wackerer Feldwebel erscheint und meldet, daß Verstärkung über Verstärkung eintreffe und daß es vorangehe. Ich höre noch, wie die Unsrigen auf der ganzen Linie erfolgreich mit dem Bajonett vorgehen, als die Krankenträger erscheinen, die der Feldwebel irgendwo aufgegabelt hat. Nun konnte ich ruhig abtreten, meine Arbeit war getan und der Rest vorerst zu nichts mehr zu gebrauchen...

Vom Lothringer Kampfplatz.

Ort, weiß ich nicht, den 23. 8. 14.

Mein Liebling!

Wir liegen jetzt im Schützengraben und erwarten die Franzosen. Ringsum ist Kanonendonner und oft höre ich das Surren der Propeller von Flugzeugen, meistens unsere. Da ich nun nicht weiß, wie lange wir hier liegen, will ich versuchen, ob ich einen Brief fertigbringe. Im letzten hatte ich wohl bis zu unserer Fahrt in B.. erzählt. Von dort aus also ging es mit der Bahn weiter bis W... Nach verbrachter Nacht im Bahnwagen, eng wie die Heringe, gab es Quartier. Ich war mit Böttke zusammen bei armen Leuten. Sie haben es uns sehr behaglich gemacht. Den nächsten Tag zu Fuß nach S... Einquartiert wurden wir dort in eine im Rohbau fertige Schule. Wir waren aber zufrieden, daß wir überhaupt schlafen konnten. $\frac{1}{2}$ 10 kam aber Befehl, wir sollten sofort am Bahnhof verladen werden. Das war uns ein Schlag ins Kontor. Was half es, reinkriechen und lostippeln. Um 12 wurden wir verladen und wieder ging es die Nacht durch bis früh. Da hörten wir schon das Donnern der Geschütze und dachten uns schon, was unsere Bestimmung war. Den Bahnhof, wo wir ausstiegen, weiß ich nicht mehr. In dem Dorfe jedenfalls war ein Hauptquartier für das Rote Kreuz. Es dauerte denn auch nicht lange, so begegneten wir Autos und Wagen mit bayrischen Verwundeten schwer und leicht. Es wurde ein Armeebefehl verlesen. In dem stand: Die Zeit des qualvollen Zurückhaltens ist vorüber. Wir müssen siegen

und wir werden siegen. Und dann erfuhren wir, daß die Schlacht schon entschieden sei, daß die Franzosen in wilder Hast zurückgingen. Im nächsten Dorfe, höchstens 5 km vom Schlachtfeld entfernt, bezogen wir dann enge Quartiere, d. h. ein Zug in eine Scheune. Die lothringischen Dörfer sind gegen die Soldaten wenig freundlich und deshalb wird auch schon hier zum Teil requiriert. Hühner und Enten. Am nächsten Tage Abmarsch nach dem Schlachtfelde zu. Im nächsten Dorf — die Namen kann ich mir unmöglich merken — sahen wir das erste tote Pferd. Auch von Schüssen konnte man an Häusern Spuren entdecken. Gleich hinter dem Dorfe waren wir mitten auf dem Schlachtfelde des vorigen Tages. Noch waren wir nicht lange auf der Straße gewandert, sahen wir die ersten Toten. Es waren Bayern. Dann wurde es immer schlimmer. Die Franzosen hatten sich im Straßengraben verschanzt und nun lag mindestens einen Kilometer entlang eine Rothose neben der anderen im Graben. Die müssen furchtbare Verluste gehabt haben. Ihr wundert Euch vielleicht, daß ich schreibe Rothosen, aber tatsächlich kommen sie noch mit roten Hosen und dunklen Röcken. Überall umher zerstreut sind Tornister, Kleidungsstücke, Gewehre, Seitengewehre und Kanonen, auch Nahrungsmittel. Die Franzosen gehen in Schnürstiefeln, so daß sie leichter zu tragen haben als wir. Auch der Affe ist natürlich leichter. Gewehr und Patronen habe ich auch in der Hand gehabt, aber es ist doch eine ganz andere Mechanik und alt genug sind die Gewehre auch. Also besonders weit sind sie drüben nicht. Bei einem toten General haben wir eine Generalstabskarte von 1866 gefunden. Als wir einmal haltmachten, fan-

den wir unter den Franzosen auch zwei Schwerverwundete. Sie sind natürlich sofort vom Stabsarzt verbunden worden. Ein Offizier hatte einen Brief in der Hand von seinen Lieben daheim. Er lautete in deutscher Übersetzung: ‚Gott sei mit Dir, wir beten für Dich und das Vaterland. Emanuèle.‘ Und doch ist er den Heldentod gestorben. Das nächste lothringische Dorf wurde in Brand gesteckt von den Pionieren. Die Bewohner hatten verwundete Franzosen versteckt, die dann auf die Truppen geschossen haben. Die Leute haben sich also ihr Unglück selbst zuzuschreiben. In der Nähe des nächsten Dorfes wurde haltgemacht und abends dann bivakkiert. Von verwundeten Franzosen sind verschiedene Gemeinheiten begangen worden. Da wird natürlich kurzer Prozeß gemacht. Gegen alles das ist man so abgespannt und gleichgültig. Zur Besinnung haben wir überhaupt keine Zeit, da wir jeden Tag etwas Neues sehen. Ins Gefecht selbst sind wir bis heute noch nicht gekommen. Jetzt donnert's aber auch schrecklich von allen Seiten und es kommt immer näher. Wir stehen zwar nicht ganz vorn in der Front, sondern ein Stück dahinter. Die Flinten knattern ohne Aufhören und die Maschinengewehre prasseln. Hoffentlich kriege ich den Brief noch fertig.

Sieben Stunden später: Wir sind aus dem feindlichen Granatenfeuer heraus und zur Bedeckung schwerer Artillerie 20 km von M... entfernt. Unaufhörlich donnern die Kanonen, Maschinengewehre und Flinten bei der Belagerung der Festung. Bis zu uns gelangen die feindlichen Geschosse nicht, also kann ich in aller Ruhe meinen Brief fertigzuschreiben. Unsere Haupttätigkeit besteht demnach bis jetzt im Marschieren und Hal-

ten. Das Marschieren hat die ersten Tage mächtig angestrengt, jetzt geht es aber völlig automatisch, ob der Affe noch so drückt, ob die Sonne scheint und der Durst noch so quält. Auch die französischen Einwohner stellen an manchen Orten Eimer vor die Türen. Meistens hat man im Dorfe einen oder mehrere selbstlaufende Brunnen und das Wasser schmeckt dann so leidlich. Von T... aus, das letzte deutsche Dorf, wo wir hielten, sind wir dann den ganzen Tag gelaufen bis nach Frankreich. Überall auf dem Wege Spuren des Rückzuges der Franzosen, Gefangene, Verwundete, eine gesprengte Brücke. In den Dörfern, durch die wir kommen, ist meistens alles ausverkauft. Eine Zigarre haben wir schon lange nicht geraucht und ein Glas Bier — wo bist du hin, du schöne Zeit in Dessau? Man hat doch viel zu wenig getrunken. Dafür gibt's hier den schönen Rotwein. Heute habe ich beim Wasserholen mein Kochgeschirr voll Wein, zwei Liter, mitgebracht für ganze 30 Pfennige. Ich habe die Hälfte davon auf Euer Wohl getrunken — die andere Hälfte hat B. gekriegt. Ich kann kaum noch schreiben, und es will Abend werden. Unser Kochfeuer brennt, und die Mücken kommen in großer Zahl. Die Franzosen scheinen durchbrechen zu wollen. Es ist ein unaufhörliches Rollen des Kanonendonners und der Gewehre. Wir können das in aller Sicherheit mit anhören. Heute abend werde ich bei einem Schluck Wein Euer gedenken.

Der Kampf um Tagedorf.

Aus dem Brief eines badischen Offiziers.

Also die Feuertaufe haben wir erhalten! Und das nicht zu knapp. So fürchterlich und schrecklich hätten

wir alle uns ein schweres Gefecht nicht vorgestellt. Durch einen gewaltsamen Vormarsch mußten wir die Stellung der Franzosen, die sich bei Altkirch—Lagsdorf (im Oberelsaß) verschanzt hatten, erkunden und die Truppen dort festhalten, damit sie sich nicht nach Norden, wo die Hauptschläge erfolgen sollten, wenden konnten. Dies hatten wir auch erreicht, allerdings mit nicht unerheblichen Verlusten auf unserer Seite. Wir fochten mit drei Infanterieregimentern, drei Schwadronen und etwa zwei Abteilungen Artillerie gegen ein ganzes französisches Armeekorps und eine Kavalleriedivision. Die Stärke des Gegners konnten wir aus dem Korpsbefehl eines gefangenen französischen Majors, der diesen bei sich trug, feststellen. Wir selbst, unser Detachement, focht unter Erzellenz v. K. ganz auf dem rechten Flügel bei Lagsdorf. Meine Kompagnie war als die vorderste, die Spitzkompagnie, beim Vormarsch befohlen. Etwa anderthalb Stunden ritt ich als vorderster Mann dem Feinde entgegen. Kurz vor Lagsdorf erhielten wir die ersten feindlichen Schüsse. Kurz darauf wurde meine Kompagnie durch zwei Schwadronen französischer Kavallerie von rechts angegriffen. Es gelang uns, diesen Angriff rechtzeitig abzuschlagen. Dies war wohl der großartigste Augenblick des Tages, aber auch zugleich der traurigste. Durch wahres Schnellfeuer war in wenigen Minuten die ganze Schwadron zusammengeschoffen und Roß und Reiter wälzten sich im Blute. Die armen Pferde und tollkühnen Reiter! Unsere Kompagnie, die nur durch einen Teil der zweiten unterstützt war, darf das Gelingen des abgeschlagenen Angriffs für sich in Anspruch nehmen.

27 Chasseurs d'Afrique lieferte ich dem Regiment als

unverwundete Gefangene ab! Meinen Feldwebel, der sich überaus tapfer zeigte und eine Menge Gefangener persönlich herbeibrachte, schlug ich zum Eisernen Kreuz vor; hoffentlich erhält er es. Ich selbst habe auch einen vollständig gesattelten Araberhengst erbeutet und reite ihn seit dem Tage von Tagsdorf. Die Chasseurs d'Afrique liegen in Algier und haben nur arabisches Pferdmaterial. Das Pferdchen ist nach Araberart klein, aber ausgezeichnet geritten und treu wie ein Hund. Auf meinen Kompagniebock setze ich mich seither nicht mehr, sondern lasse meinen Burschen oder auch den ältesten Kompagnieoffizier drauffitzen. Außerdem habe ich einen Säbel, einen Mantel, einen Korporalrock und einige Kleinigkeiten erbeutet, die ich bald nach Hause senden werde.

Der Kavallerieangriff fand morgens um 9 Uhr statt. Bald darauf erhielten wir von der Höhe hinter Tagsdorf heftiges Infanteriefeuer. Ich entwickelte meine Kompagnie und erwiderte das Feuer. Inzwischen erhielt ich Verstärkung. So halgten wir uns etwa eine Stunde herum, bis schließlich unsere Artillerie eingriff. Prompt antwortete darauf die französische. Nun erhielt ich von Erzellenz v. K. persönlich den Befehl, mit meiner Kompagnie ins Dorf einzudringen. Unter dem heftigsten Granat- und Schrapnellfeuer der französischen Geschütze erreichte ich in wenigen Sprüngen das Dorf, schickte die Hälfte der Kompagnie unter meinem Leutnant links, ich selbst drang mit dem übrigen Teil der Kompagnie rechts in das Dorf ein. Mit vorgehaltenem Revolver und Gewehren drangen wir in die Häuser ein, um nach Franzosen zu suchen, da aus Häusern hier und da geschossen wurde. Wir fanden jedoch nichts, außer zwei stöhnenden französischen Verwundeten. Auf den Straßen

sah es schon übler aus, tote Pferde und Menschen und eine unheimliche Stille, da sich alle Bewohner in die Keller verkrochen hatten. So gelangten wir unter mächtigem Feuer an den jenseitigen Dorfrand. Ich besetzte sofort den Dorfausgang nach Emlingen, von wo aus am heftigsten auf uns geschossen wurde. In dieser Stellung lagen wir nun bis 6 Uhr abends unausgesetzt im heftigsten Maschinengewehr- und Infanteriefeuer. Manch braven Kameraden mußte ich aus der Schützenlinie schleppen lassen. Diese Bilder sind schrecklich und kaum auszumalen. Ringsherum Leichen, Schwerverwundete, durch Artilleriegeschosse oft schrecklich zugerichtet. Da heißt es, sich zusammenreißen! Doch der Anblick dieses Elends fördert auch wieder die Mut. Die Landwehrleute schossen gut und ruhig. Da ich an den am meisten befeuerten Stellen lag, hatte ich nach einigen Stunden Patronenmangel. Ich sprang daher mit einigen beherzten Leuten durchs Dorf, um einen Radfahrer zu erreichen, der mir den Patronenwagen meiner Kompanie herbeordnete. Endlich kam er auch im dicksten Feuer herangaloppiert. Es ist ein wahres Glück, daß die Franzosen so jämmerlich schlecht schießen, sonst wären unsere Verluste noch schlimmer gewesen. Meine Kompanie hat wohl am meisten gelitten, 33 Mann fehlen mir, Tote, Verwundete und Vermißte, das sind etwa 14 v. H. Einige überaus traurige Fälle. So schreibe ich heute an die Frau eines Gefallenen, der sieben Kinder hinterläßt! Erst durch solche Bilder sieht man das Elend des Krieges recht ein. Nach 6 Uhr ließ das Feuer der Franzosen nach, und da wir einen sehr großen Teil von ihnen während des Tages schon hatten zurückgehen sehen, hielten wir das Gefecht für beendet. Ich

benutzte daher die Pause, um nach meinen Verwundeten zu sehen, die im Schulhaus und in Scheunen kunterbunt mit Franzosen zusammenlagen. Das war auch ein graufiges Bild! Das Gestöhn und Schreien der Schwerverletzten, namentlich der Franzosen, war fürchterlich. In der Zwischenzeit hatten wir (unser Regiment) eine ganze Reihe französischer Infanteristen gefangen gemacht, alles junge Burschen, Chasseurs d'Afrique. Diese erzählten, daß auf ihrer Seite die Verluste ganz riesig gewesen seien; der Major, der Hauptmann, die Offiziere und etwa 50 Mann einer Kompagnie seien gefallen.

Noch schwankte die Leitung, ob man in Tagsdorf die Nacht über bleiben solle oder nicht, als sich plötzlich ein französischer Flieger über dem Dorfe zeigte und kurz darauf auf französischer Seite landete. Kaum fünf Minuten nachher richtete die französische Artillerie ein unglaubliches Granat- und Schrapnellfeuer auf das Dorf. Man glaubte, die Hölle käme, im Nu waren einige Häuser in Brand geschossen. Jetzt war für uns der Moment gekommen, diesen Höllenschlund zu verlassen, und wir zogen uns, jede Deckung benützend, auf unsere erste Stellung hinter das Dorf zurück. Bei diesem Artilleriefeuer hat es noch manchen gekostet; im Schulhaus, wo unsere Verwundeten lagen und wo die Wagen zum Transport bereitstanden, schlugen nur so die Geschosse ein. Das war entschieden der gefährlichste Moment des ganzen Schlachttages. Die Wirkung der Granaten, die ein Meter tiefe Löcher in den Boden reißen, ist unglaublich. Auch hier wurde wieder als Glück empfunden, daß ein Teil der französischen Granaten so schlecht war, daß sie nicht krepiereten. Es

hieß nun, möglichst schnell aus der Nähe der Häuser herauszukommen, da besonders auf diese das Feuer gerichtet war. Wir zogen uns durch Wiesen zurück und mußten dreimal fast bis zur Brust reichende Bäche durchwaten. Das war ein etwas kaltes Vergnügen am Abend gegen 9 Uhr. Doch bis ich nach Hause kam, war ich soweit trocken. Außerhalb des feindlichen Feuers wurden die Bataillone wieder gesammelt und, da der Zweck erreicht war, nach Hause marschiert. Allerdings war es ein großer Marsch, morgens um halb 5 Uhr kamen wir an.

Das war der Tag von Tagsdorf! Fast zwei Stunden Anmarsch, dann elf Stunden Gefecht und dann sieben-einhalb Stunden Heimmarsch; eine kolossale Leistung für die Landwehrleute. Wir alle sind uns klar darüber, einschließlichs unserer Führer, daß es auch in der größten Schlacht nicht schlimmer zugehen kann als am Tage von Tagsdorf. Eine große Anzahl meiner Leute habe ich zur Beförderung vorgeschlagen, die auch vom Regimente ausgesprochen wurde. Wir haben im Regimente auch Offiziere verloren. Diese wegzuschießen, gaben sich die Franzosen alle Mühe; es ist daher von der Armeeleitung befohlen worden, alle glänzenden Sachen, Feldbinde, Achselstücke usw. mit grauem Tuch abzudecken. Die Franzosen waren, obwohl allesamt Linientruppen, erbärmlich feige. Sie wagten nicht nachzustößen und besetzten erst am folgenden Tage, nachdem sie nochmals das Dorf mit Granatfeuer überschüttet hatten, Tagsdorf. Um diese Zeit waren wir schon in den Quartieren und freuten uns unseres gelungenen Vorstoßes, der die Franzosen zum Ausrücken aus ihrer Stellung gezwungen hatte.

Im Straßenkampf in St. Dié.

In meinem Tagebuch heißt es unterm 27. August: Wer hätte gedacht, daß auf diesen Tag, der in gewisser Hinsicht der schönste meines Lebens gewesen, gleich der schrecklichste folgen würde. Frühmorgens gegen 6 Uhr wird der Vormarsch angetreten in allgemeiner Richtung auf St. Dié. Zwei Kompagnien in vorderer Linie rechts und links der Straße nach St. Marguerithe. Wir sind beim Vorgehen fortwährend in feindlichem Infanteriefeuer, kommen aber doch so schnell vorwärts, daß wir auch noch ein wenig eigenes Artilleriefeuer zu Kosten bekommen. Die ersten Häuser von St. Marguerithe sind erreicht, in der Dorfstraße erhalten wir Feuer, und zwar kam es nur aus den Häusern. Obwohl wir die Häuser durchsuchten, finden wir nur Zivilpersonen darin, sie werden verhaftet, die Häuser gehen in Flammen auf. Von rückwärts kommt der Befehl, das Dorf niederzubrennen. Mit unheimlicher Schnelligkeit wird der Befehl befolgt. Um mich herum jammernde Weiber und Kinder, gestikulierende Männer, das brüllende Vieh, wahnsinnig vor Angst, die Dorfstraße hinauf- und heruntersaufend, solche Bilder prägen sich auf ewig ein.

Endlich liegt St. Dié vor uns. Eine Stadt mit ungefähr 15000 Einwohnern, hübsch gelegen in einem Talkessel mit sauberen Willen an den Berghängen. Die Stadt erschien uns wie das gelobte Land, wo wir für einige Tage Erholung von den allzu schweren Strapazen der vergangenen Wochen erhofften. An der ersten Fabrik halten wir und warten auf Befehl. Ich sammle mir eine Kompagnie. Brigadebefehl kommt: Kompagnie

E. als vorderste Kompagnie stößt durch St. Dié durch bis an das andere Ende der Stadt. St. Dié anscheinend vom Gegner frei. — Also los! „Die ersten fünf Gruppen Vortrupp. Radfahrer voraus!“ — Dann marschieren wir ein.

Zu meiner Schande will ich gleich gestehen, in Marschkolonne! Aber es schien alles so friedlich, Leute standen auf der Straße, Mädchen winkten uns lächelnd zu — das Lächeln haben wir allerdings erst später verstanden. —

Ein Mann in grauen Haaren springt auf mich zu: „Herr Kapitän, ich führe Sie; ich bin ein Deutscher!“

„Sind noch Franzosen in der Stadt?“

„O nein! Alle fort!“

Wir ziehen an einer Kaserne vorbei; kein Mensch zu sehen. Rechts geht eine Seitenstraße ab. Da schreit einer von meinen Leuten: „Herr Oberleutnant, da drüben hab' ich ein paar rote Hosen gesehen!“

Ich lasse sofort halten.

Das war unser Glück, denn unterdessen sind unsere Radfahrer bis auf 50 m an das Rathaus vorgefahren und plötzlich sehen sie vor sich eine Barrikade. Sehen, Abspringen, Kehrtmachen war das Werk eines Augenblicks und da rollt auch schon die erste Salve in unsere dichtgedrückte Marschkolonne.

Die Hölle scheint sich aufgetan zu haben, die Häuser speien Feuer aus.

Die Wirkung der ersten Salve war furchterlich. Neun Mann wälzen sich in ihrem Blut, davon vier Sterbende. Wie durch ein Wunder bin ich unverletzt geblieben, obgleich ich mit meinen beiden Offiziersstellvertretern vorausgegangen war. Einer von ihnen, Offiziersstell-

vertreter L., erhielt einen Schuß ins Bein, konnte aber noch zurückspringen.

Einen Moment packt lähmendes Entsetzen die Kompagnie.

Alles drängt sich gegen eine Mauer, weiß doch niemand, woher die Schüsse kommen.

Da sehe ich unseren weißbärtigen französisch-deutschen Biedermann auf das Eckhaus zustürzen. Oben drüber steht: „Café de l'Univers“, schon ist er drin, ich rufe mit aller Kraft: „Alles mir nach, ins Haus!“

Krachend gibt die schwere Tür nach, Klirrend fliegen die Fensterscheiben im Zimmer herum, auch herein schlagen die Kugeln, aber etwa 40 Mann sind bei mir.

„Sofort sämtliche Fenster besetzen! Feldwebel G. hinauf in den zweiten Stock! Alles zur Verteidigung einrichten!“ Tische und Stühle fliegen hinaus auf die Straße, in die Böden werden Schießscharten hineingebrochen und dann nehmen wir das Feuergefecht auf, hab' ich doch unterdessen an den einschlagenden Geschossen gemerkt, daß sie zumeist von der Barrikade am Rathaus herkommen.

Und jetzt schleichen auch Alpenjäger die Häuserfront entlang, ein paar wohlgezielte Schüsse, sie verschwinden.

Unsere nächste Sorge galt nun den Verwundeten. Einer von ihnen, ein Unteroffizier, liegt mit einem Bauchschuß mitten in der Straße und ruft jämmerlich um Hilfe. Ich blicke umher. „Wer ...“, ich brauche nicht weiter zu reden, zwei Brave, ihr Name verdient genannt zu werden, Landwehrmann Pfeifer aus Oggersheim und Landwehrmann Kunz aus Ludwigshafen, melden sich freiwillig, und sie bringen den Schwerverwun-

deten auch glücklich herein. Auch noch fünf andere, die nicht exponiert liegen, werden hereingezogen.

Höchste Zeit, denn eben versuchen die Franzosen einen neuen Vorstoß.

Ich springe an meinen Ausguck, über meinem Kopf hinweg schießt oben der Gefreite K. — er hat dafür das Eiserne erhalten — nacheinander drei Franzosen über den Haufen, obwohl ihm die Helmspitze weggeschossen wird. Ich klopfe ihm anerkennend auf die Schulter. Das feuert meinen wackeren Pfeifer so an, daß er vom Fenster auf den Gehsteig herausspringt und kniend den Franzosen ein paar Schüsse nachschickt, da trifft ihn eine Kugel mitten ins Herz. Sein brechendes Auge ist auf mich gerichtet. Ich weiß, was er sagen will: „Hab' ein Weib und drei Kinder zu Hause!“ — „Sei unbesorgt, du Braver! Das Vaterland wird für sie sorgen.“

In dieser Lage, vollständig abgeschnitten von unserer Brigade, mochten wir wohl zwei Stunden ausgehalten haben, da stürzen plötzlich durch ein geöffnetes Fenster — die Brüstung ist ganz nieder — zwei elegante junge Damen herein, weiße Bettücher in den Händen schwingend, und sich mir zu Füßen werfend. Die Situation war mir, man verzeihe mir diesen Ausdruck, hochdramatisch. Die eine spricht deutsch, d. h. sie stößt einzelne Worte heraus, die ich mir zusammenreime. Ihre Mutter und Schwester sind gefangen von den Deutschen, sie selbst sollen den Maire von St. Dié holen, sonst werden die beiden als Geiseln erschossen. Eine halbe Stunde hat ihnen der Herr General Zeit gegeben. Nun sind sie auf der Suche in unser Artillerie- und Infanteriefeuer gekommen und sind über die Leichen der Unfrigen hinweg in unser Haus gesprungen.

Ich lasse sie in den bombensicheren Weinkeller hinunterführen. Beruhigung: Würde später mit dem Herrn General persönlich sprechen. Außerdem mußte ich schon längst, daß der Herr Maire mitsamt den Beigeordneten verduftet ist, ebenso wie unser weißköpfiger Wiedermann, der sie herbeiholen sollte.

Aber drei andere Zivilisten haben wir verhaftet und da kommt mir ein guter Gedanke. Sie werden auf Stühle gesetzt und ihnen bedeutet, einen Sitzplatz mitten in der Straße zu nehmen. Händeringen und Flehen auf der einen, ein paar Gewehrkolben auf der anderen Seite. Man wird allmählich furchtbar hart. Dann sitzen sie draußen auf der Straße. Wie viele Stoßgebete sie losgelassen, weiß ich nicht, aber ihre Hände sind die ganze Zeit krampfhaft gefaltet.

So leid sie mir tun, aber das Mittel hilft sofort.

Das Flankenfeuer aus den Häusern läßt sofort nach, wir können jetzt auch das gegenüberliegende Haus besetzen und sind damit die Herren der Hauptstraße. Was sich jetzt noch auf der Straße zeigt, wird niedergeschossen. Auch die Artillerie hat unterdessen kräftig gearbeitet, und als gegen 7 Uhr abends die Brigade zum Sturm vorrückt, um uns zu befreien, kann ich die Meldung erstatten: „St. Dié vom Gegner frei!“

Wie ich später erfuhr, hat das ... Reserveregiment, das nördlich von uns in St. Dié eindrang, ganz ähnliche Erfahrungen gemacht wie wir. Ihre vier Zivilisten, die sie ebenfalls auf die Straße setzten, wurden jedoch von den Franzosen erschossen. Ich habe sie selbst am Krankenhaus mitten in der Straße liegen sehen.

Nun noch eine Episode von diesem Tag, die beweist, welcher Geist unsere Soldaten auch in solch kritischer

Situation beherrscht. Es war gerade in dem Augenblick, in dem keiner von uns für sein Leben einen Pfifferling mehr gegeben hätte, da tritt unser Hornist — er ist der Typus eines bayerischen Reservemannes — auf mich zu, in der Hand — ein Glas Bier. „Bier gefällig, Herr Oberleutnant?“ — Er hat in aller Seelenruhe hinter dem Büfett ein „Faß!“ Bier angezapft und jedem ein Glas kredenzt, auch manchem, dem dies der letzte Schluß werden sollte.

Sa, ja, das Leben bewegt sich in Gegensätzen, am meisten im Krieg.

Oberleutnant A. E.

Vom Beginn der Riesenschlacht.

Ch., 6. Sept.

Seitdem wir von Leipzig fort sind, haben wir nur ein einziges Mal Regen gehabt. Die Nacht wurde durchmarschiert und am nächsten Mittag auf freiem Felde drei Stunden geschlafen. Dann ging es weiter nach der Maas. Als wir hier übergesetzt waren, mußten wir sofort mit in das schon seit früh tobende Gefecht eingreifen. Hier habe ich auch die ersten Kugeln pfeifen hören. Für das erstemal war es ein sehr wenig erfreuliches Gefühl. Bald jedoch brach der Abend herein, und mit seinem Kommen verstummte das Geknatter der Gewehre und der Donner der Geschütze. Wir blieben aber trotzdem in unserer Stellung liegen, und gar bald war ich mit dem Gewehr im Arm auf freiem Felde eingeschlafen. Als ich nach dreistündigem Schlaf infolge der Kälte erwachte, bot sich mir ein wunderbarer Anblick. So weit ich sehen konnte, war der

Himmel rot gefärbt von dem Feuer der brennenden Dörfer. Ich zählte deren 13. Als es Tag wurde, hieß es: „Freiwillige vor zu einer Patrouille nach dem nächsten Dorfe.“ Ich war dabei. Aber das Dorf war leer. Hier habe ich das erstemal ein Schlachtfeld gesehen. Es war furchtbar. Menschen- und Tierleichen lagen durch- und übereinander, die Häuser brannten noch, kurz, wohin man sah, gräßlichste Verwüstung. Nachdem wir zur Kompagnie zurückgekehrt waren, ging es ohne Aufenthalt weiter, immer an der Maas entlang. Herrlich muß diese Gegend gewesen sein. — Aber jetzt — überall rauchende Trümmer, eingeschlagene Fenster und Türen, Haufen von französischen Uniformstücken, Gewehre, Tornister und wiederum Menschen- und Tierleichen. Gegen Mittag langten wir in H. an.

In H. sollten wir zwei Stunden Mittagsrast halten. Aber schon nach einer Stunde kam plötzlich eine Meldung über das Anrücken feindlicher Truppen. Im Lauffschritt ging es nun auf die nächste Bergkette. Kaum daß wir in Stellung waren, schlugen auch schon die feindlichen Granaten vor uns ein. Drei platzten zirka 10 m von mir entfernt und überschütteten mich mit ungeheuren Drecksätzen. Nach viertelstündigem Gefecht zog sich der Feind zurück. Wir verfolgten ihn ungefähr drei Stunden, als wir plötzlich in der Marschkolonne mit einem wahren Kugelregen überschüttet wurden. Fürs erste waren wir erstaunt, denn trotzdem wir in der Kolonne waren, hatte nicht eine Kugel getroffen. Aber dann ging es los, und schon in einer Stunde gingen wir zum Bajonettangriff über. Hier ging es mir bald an den Kragen. Ein Sergeant und ein Hoboist gingen nämlich gleichzeitig auf mich los. Ich konnte den ersten

mit dem Seitengewehr vernichten und den anderen traf eine Revolverkugel. Gar bald war auch diese Schlacht vorbei und wir gingen zur Ruhe. So ist es nun schon seit 14 Tagen. Tag für Tag Gefechte. Wir treiben die Franzosen vor uns her wie eine Schafherde. Bei ... leisteten sie, nachdem wir sie vorher in acht Gefechten geschlagen hatten, uns wieder einmal einen zweitägigen Widerstand. Aber auch hier waren wir wieder auf der ganzen Linie siegreich. Hiernach wurde nach Ch. marschirt. Schon auf dem Marsche wurde uns die erfreuliche Mitteilung, daß sich die feindlichen Truppen ergeben hätten. Und so konnten wir denn abends unter klingendem Spiele in Ch. einrücken. Nach eintägiger Ruhe griffen wir bei B... abends ins Gefecht ein. Noch jetzt, zwei Tage später, liege ich mit meinen Kameraden in der Gefechtslinie. Wegen des beiderseitigen Artillerieschusses ist es uns unmöglich, vor- oder rückwärts zu gehen. Seit 48 Stunden hab' ich keinen Schluck Wasser und die Hitze ist wieder furchtbar. Auch die Feldküchen können nicht herangezogen werden, und wir haben infolgedessen auch seit vorgestern morgen 6 Uhr noch nichts wieder gegessen. Der Magen knurrt entsetzlich. Allem Anscheine nach ist es der Verzweiflungskampf der Franzosen.

Im Felde, den 15. September.

Freitag nacht kam plötzlich der Befehl zum Abmarsch, um dem bayerischen Korps, welches zu unserer Ablösung kam, Platz zu machen. Wir waren vielleicht eine Stunde im Marsch, als ein furchtbarer, kalter Sturm mit Regen einsetzte. Schon nach einer Stunde waren wir durchnäßt bis auf die Haut. Und doch ging es weiter bis früh

5 Uhr. Da hieß es endlich $\frac{1}{2}$ Stunde Rast. Wir wurden in Ställen untergebracht und konnten $\frac{1}{2}$ Stunde schlafen. Dann ging es weiter, bis wir Sonntag früh 6 Uhr auf dem Übungsplatze von ... ankamen. Wir hatten in 30 Stunden 82 km zurückgelegt. Was das zu bedeuten hat, könnt Ihr Euch wohl denken. Das schönste bei der ganzen Sache war aber, daß wir am Freitag früh um 8 Uhr das letzte Essen bekommen hatten, und jetzt nach 48 Stunden erst wieder etwas in den Magen bekamen. Wir waren alle vom Obersten bis zum einfachsten Soldaten vollständig alle. Und immer noch regnete es. An einen Schlaf war auch hier nicht zu denken, da wir sofort wieder Schützengräben auswerfen mußten. Am Nachmittag wurde ich zum Oberst befohlen. Der sagte mir folgendes: „Ich habe von Sr. Majestät, unserm allzuverehrenden Kaiser den ehrenvollen Auftrag erhalten, acht Eisene Kreuze zu verteilen. Es gereicht mir zur besonderen Freude, auch Ihnen als Unteroffizier ein solches überreichen zu können. Sie sind mir von verschiedenen Seiten als der schneidigste und tapferste Unteroffizier bezeichnet worden, und ich hatte selbst Gelegenheit, Ihr unerschrockenes Draufgehen bewundern zu können.“

Dann kam die Nacht. Um 11 Uhr erhielt ich den Befehl, eine verloren gegangene Verbindung zwischen dem Feinde und uns wiederherzustellen. Nach einer Stunde sollte ich zurück sein; aber es wurde ganz anders. Plötzlich, nachdem wir etwa $\frac{3}{4}$ Stunden vorwärts gegangen waren, sehe ich ungefähr zehn Schritt vor uns dunkle Gestalten in Stellung gehen. Ich kriechte noch ein Stück vor und bemerke zu meinem Erstaunen, daß ich bis auf wenige Meter an den Feind heran bin.

Ich krieche also ganz vorsichtig zu meinen drei Kerls zurück und erkläre ihnen die Lage. Kaum daß ich ausgesprochen habe, stehen die drei auf und reißen aus. Ja, das war aber bei den Franzosen auch nicht unbemerkt geblieben, und schon hatte ich vier Franzmänner auf den Hacken. Gott sei Dank trafen die mir nachgesandten Kugeln nicht, und die Verfolger blieben zurück. Ich hatte aber durch diese Flucht vollständig die Richtung verloren und bin die ganze Nacht auf freiem Felde herumgeirrt. Endlich graute der Morgen und auch der Regen ließ nach. Da seh ich endlich in der Ferne Häuser stehen, also vorsichtig hineingepirscht. Zum Glück war es eine Etappenstation. Hier konnte ich nun auch den Weg erfahren, den ich gehen mußte, um zu meiner Kompagnie zurückzukommen. Als ich jetzt an den alten Standort kam, waren die Herren schon fort und so war ich denn gezwungen, hinterher zu laufen. Endlich, am Montagabend, kam ich in ihre Nähe, aber ich war zu kaput, um noch weiterzulaufen. Ich habe mich demzufolge zur Artillerie gelegt und bin heute morgen glücklich wieder bei meiner Kompagnie angekommen. Niemand freute sich mehr als mein Oberstleutnant, daß ich wieder da war. Er glaubte, ich sei tot, oder mindestens gefangen. Heute habe ich nun endlich einmal Ruhe gehabt. Aber auch diese wurde oftmals durch einschlagende Granaten gestört und unterbrochen. Na, hoffentlich wird es diese Nacht besser.

Wie ich die Bagage suchte und fand.

Die Truppe gelangte noch an diesem Abend nach Tremblois; doch mir war anderes beschieden. Am

Nachmittag bekam ich Befehl, meine Feldküchen und Patronenwagen abzugeben. Ich selbst sollte die Bagage suchen und die Lebensmittelwagen heranschaffen, da das Bataillon bereits drei Tage ohne Brot war, da die Truppe zu rasch vorrückt und die Bagage nie mitkann. In Billiers sollte ich das Bataillon wieder treffen. — Na, denn man los. Ich schwang mich auf mein Schlachtroß und ab. Ich suchte mir zunächst den Divisionsstab: „Gestatten, Erw. Excellenz, zu fragen, wo sich die Bagage unserer Division befinden soll zwecks Heranziehung von Lebensmittelwagen.“ — „Die Bagage stand heute morgen im Walde westlich von Suzi und soll heute abend in Florenville eintreffen“, war die Antwort. Ich notierte fertig, wiederholte die Auskunft, schlug die Hacken zusammen und verschwand.

Na, zuerst mal nach Florenville. Jeden Offizier gefragt: „Gestatten, Herr Leutnant, wo ist die Bagage?“ „Weiß nicht.“ Ich reite weiter. Weit und breit kein Mensch zu sehen, dann einzelne Trupps Zivilisten, alte Männer und alte Frauen, Kinder und auf einem Kinderwagen zusammengeraffter Hausrat, meistens das Verkehrteste. Die Flüchtlinge kehrten in die verlassenen Dörfer zurück. Das war alles, was mir begegnete. Und meistens standen sie vor abgebrannter Wohnstätte und hatten nichts zu reißen und zu beißen, ein Jammer. Doch der Krieg macht hart. Ich suche ja selbst Brot für meine Truppen. — Auf einmal kommen mir vier Radfahrer entgegen. — „Habt ihr Bagage gesehen?“ „Ja, auf der Straße weiter rechts. Noch etwas weiter und Sie können sie am Waldrande vorbei sehen.“ — Gott sei Dank, gefunden, wenn auch auf verkehrter Straße! Also querfeldein,

hinüber. Ja, Pfeifendeckel! Erst mal den verwünschten Stacheldraht wegmachen. Säbel raus! Ja, der Säbel bekam Scharten und der Draht blieb ganz. Ich wollte die Pfähle ausreißen oder umtreten. — Und wißt ihr, was ich tat? — Drumherumgeritten bin ich und kam auch hin. — Aber wenn ich wieder ins Feld ziehe, nehme ich mir eine große Weißzange mit langem Hebel mit und die hänge ich ans Koppel. Der Draht hat mich schon was geärgert: jedes lumpige Quetschgrundstück zäunen die ein. Ganze Acker sogar. — Wie ich zur Kolonne kam, suche ich den Kommandanten, trage mein Verlangen vor und werde — abgewiesen. Höflich und freundlich, richtiggehend abgewiesen. Genau als wenn ich zur Steuerkammer gehe und höflich und freundlich — abgewiesen werde. Nun, ich reite zu meinen Fahrzeugen und schimpfe dabei fest und laut über die Schweinerei, noch nicht mal sein Brot zu bekommen, und die Truppen haben nichts zu essen. Und gab natürlich nicht acht, was rechts und links vorgeht.

Auf einmal aus dem Chausseeegraben — „Hallo, Herr Wachtmeister, was schimpfen Sie denn so?“ Ich sah hin — lagen da ein paar Offiziere. Alles Reserve. Ich machte meinem Herzen Luft und legte los. Da meinte einer: „Mir geht's genau so, nur mit dem Unterschiede, daß meine Wagen, die ich nicht mitnehmen darf, überhaupt gar nicht dabei sind. Aber Herr Wachtmeister, ich an Ihrer Stelle nähme meine Wagen und führte sie am Rittmeister vorbei.“ Nun, ich setz' mich mal hin und trinke Kaffee, den die Kerls gekocht hatten, und die hatten sogar Butter. Gute, richtige Butter von einer Kuh. — Jetzt kam

mir ein Gedanke. Das Buttertöpfchen in die eine Päcktasche und das Brot in die andere. Aufgefressen und Marsch — mit meinem Wagen! Am Rittmeister, der schlief, war ich schon vorbei, da wurde er vom Bagengerumpel wach. „He, Wachtmeister, wohin? Ich habe Ihnen doch verboten, abzurücken!“ „Herr Rittmeister, ich wollte nur vorziehen, weil an einem Wagen die Bremse nicht in Ordnung ist und hier am Ort kann ich's machen lassen, und da habe ich gleich alle Wagen mitgenommen, damit sie zusammen sind.“

Also es war wieder nichts. Schimpfend hol' ich Butter und Brot aus der Päcktasche, setze mich neben die Offiziere ins Gras und futtere feste drauflos. Es dauert noch keine halbe Minute, da schnuppert so ein Leutnant. „Was haben Sie denn da?“ „Butter, Herr Leutnant.“ „Hm. — Das schmeckt Ihnen wohl?“ „Sawohl, sehr gut, Herr Leutnant. Darf ich Herrn Leutnant ein Stück anbieten?“ Und schon war ein dünnes, feines Bemmchen abgesäbelt und ich stellte ihm den Topf hin. „Bitte,“ sagte er, „Sie verstehen das besser“, und ich schmierte dick Butter; ich hatte ja genug. — Jetzt aber mein Leutnant zu den andern: „Hurra, ich hab' Butter!“ „Woher, von wem?“ rief jeder. Und mein dicker Rittmeister schnuppert auch. Aber schon war ich da. „Darf ich den Herren was anbieten? Frische Landbutter. Das reinste gelobte Land hier.“ Und so geschah's, daß meine Butter und mein Brot alle wurde. Zwischendurch fing ich an: „Herr Rittmeister, genau so geht's meinen Leuten, auch kein Brot und hätten's gern usw.“ Auf einmal fährt er auf: „Meine Kolonne hat soundsoviel Fahrzeuge und wenn eins fehlt, bekomme ich den

Rüffel!“ „Wenn der zahlenmäßige Bestand erhalten bleibt, dann ist wohl die Sache in Ordnung?“ frage ich. „Jawohl.“ Ich auf mein Pferd und zu den Wagen. „Umladen! dermaßen, daß Brot, Fleisch, Hafer, Graupen, Reis, Kartoffeln usw. für ein Bataillon für einen Tag auf einen Wagen kommen!“ Ich ging ins Dorf. Den ersten besten Franzosen angehalten: „Avez vous des cheveaux?“ „Non, monsieur.“ „Où sont ici des cheveaux? — Quoi, vous ne le savez pas?“ Schon hatte ich meine Pistole raus. Und er fand zwei Pferde. Schnell vor den ersten besten Wagen gespannt, den Franzosen draufgesetzt. Ihm und seiner heulenden Mutter versichert, daß ihm nichts passiert, und los. Den Wagen eingestellt in die Kolonne. Den beladenen mitgenommen. Der Zahlenbestand stimmte und der Rittmeister war zufrieden.

Zur Truppe kam ich ja heute nicht mehr, weil die schon in Tremblois war, was mir aber niemand sagen konnte. So geriet ich auf meinen Irrfahrten zuerst in einen Sumpf — da kam ich wieder raus. Dann ritt ich mal allein vor, um mich am Ortseingange von Mogues zu erkundigen, da macht's auf einmal „djui=djui=batsch=batsch“ um meine Ohren. Da machte mein tapferer Kenner schon von selbst kehrt. Ich gab's nun auf. Marschierte auf das erste beste Wachtfeuer los und kam zu einem bivakierenden Regiment. Dort schlief ich und deckte mich mit dem Sternenhimmel zu, und der hält so schön warm, weil er so unendlich groß ist. Am nächsten Tage fand ich mein Bataillon wieder, und da war eitel Freude über das angekommene Brot. Von hier aus ging's nun über

Blagné-Sailly nach Baur. Dann kommt noch eine Höhe und dann die Maas. Nun gab's Ruhetag, an welchem wir aus den Holzteilen eines französischen Aeroplans Franzosensuppe kochten, und an dem wir ferner einen französischen Flieger herunterschossen. Währenddessen schoß unsere Artillerie mit Haubitzen die jenseitigen französischen Maasstellungen ein bißchen wachsw weich, was ihnen sehr gut gelang. Die Nacht schlief ich dann im Regen und war am nächsten Morgen auch wachsw weich, doch dies nur äußerlich.

Blutige Tage der Sachsen.

Meine Lieben!

Die Karte, in der ich Euch von meiner gestern vor- mittag erfolgten Verwundung Mitteilung gemacht habe, werdet Ihr wohl mit diesem Briefe zu gleicher Zeit erhalten, heute will ich, soweit ich es vermag, Euch berichten, wie alles gekommen ist.

— — Endlich, abends gegen 10 Uhr, waren wir irgendwo in der Nähe von B. Die Leute holten sich Stroh und legten sich aufs Feld zum schlafen nieder, es war ihnen gesagt worden, um 12 Uhr geht es voraussichtlich weiter, wenn die Feldküche kommt, werdet ihr geweckt. Die Feldküche kam so gegen $\frac{1}{2}11$ Uhr heran; als ich gegessen hatte (Mittagbrot!!), war es an meiner Uhr gerade $\frac{1}{4}12$ Uhr nachts. Da habe ich mich auf mein Bündel Stroh gelegt, um eine Weile zu ruhen. Um 12 Uhr ging's auch wieder los. Wir marschierten erst auf einer Landstraße, dann durch den Wald, zwischen 3 und 4 Uhr waren wir dort, wo wir anscheinend hinsollten. Nun gab es wieder eine

kleine Ruhepause. Bei eintretender Dämmerung wurde unsere Kompagnie vorgeschoben. Es ging durch Unterholz durch. Als wir durch das Gestrüpp durch waren, hatte sich der Zug P.s, bei dem sich der Hauptmann befand, verloren. P. und ich berieten, was tun. Auf derselben Straße konnten wir nur weiter vorwärts gehen; dazu kam, daß wir links vor uns eine Abteilung sahen, die wir für unseren dritten Zug hielten, wir gingen also gestaffelt weiter vor. Bald zwang mich aber der Feind, Feuer zu entwickeln und sprungweise vorzugehen (Artillerie und Maschinengewehre). Wir arbeiteten uns vor und hatten Glück, wir blieben vor Verlusten bewahrt, die Granaten schlugen meistens hinter uns ein. Endlich kamen wir zu der Abteilung, die wir für den Rest unserer Kompagnie hielten, sie war es aber nicht, wir erfuhren hier aber, daß das ...te Regiment vor sei und Hilfe brauche. Da wir sowieso die Kompagnie nicht suchen konnten und vor allen Dingen keine große Aussicht hatten, sie zu finden, beschloßen wir, uns zum ... Regiment heranzuarbeiten. Wir also sprungweise weiter vor.

Endlich, Stunden waren wohl schon vergangen, sahen wir drüben auf einem Hange und einer Straße Franzosen laufen, ihre roten Hosen leuchteten zu uns herüber. Das war nun der von uns und unseren braven Kerls sehnlichst erwartete Augenblick. Wir befahlen „Bisier 800“ und ein heftiges Schützenfeuer prasselte los. Drüben beobachtete ich durch mein Glas ein eiliges Laufen und unser schönes Ziel war uns bald wieder entschwunden. Das war für uns nun das Signal zu weiterem Vorgehen. Nun müßt Ihr Euch das Gelände vorstellen; eine mächtige große Ebene, nach dem Feinde

zu abfallend, durchbrochen von Gräben und Hecken. Die Hecken entzogen uns zwar, wenn wir dahinter lagen, einigermaßen dem Licht, aber sie erschwerten das Vorgehen ungemein. Es mag gegen 10 Uhr vormittags gewesen sein, als auf unsere kleine Abtheilung auf einmal ein so heftiges Maschinengewehr- und Artilleriefeuer herniederprasselte, daß wir auf unserem Platze im freien Felde liegen bleiben und volle Deckung nehmen mußten. Gern hätten wir uns die Maschinengewehre geholt, aber wir sahen uns fast die Augen aus und konnten sie nicht entdecken in ihrer Stellung. Untätig mußten wir nun liegen und dem Feuer standhalten. F. und ich krochen hinter die Linie, um unsere Leute nicht zu gefährden. Und nun beratschlagten wir, auf dem Bauche liegend, was zu machen sei. Wir kamen zu dem Entschlusse, liegen zu bleiben, bis das Feuer nachlasse, und eventuell bei Eintritt der Dämmerung in den Grund vor uns herabzugehen und unter dem Schutze der Nacht uns an das Bataillon heranzuarbeiten. Wir krochen nun wieder in die Linie hinein, langsam und vorsichtig. Der Weg mochte etwa 300 m lang sein, er nahm eine gute Viertelstunde in Anspruch. Kurz und gut, wir kamen nicht weg, wir mußten bis zum Abend untätig liegen bleiben und mußten Deckung nehmen, so gut es ging. Rührte sich jemand, wie es in der ersten Zeit häufig vorkam, dann setzten nicht nur die Maschinengewehre mit aller Heftigkeit wieder ein, auch die uns gegenüberliegende Batterie gab heftige Salven auf uns ab. Es klang so, als ob schwere eisenbeladene Wagen durch die Luft rasselten, dann gab es — zu unserem Glücke fast immer hinter uns — in der Regel zweimal vier scharfe Knalle und die

Sprengstücke flogen nur so herum. Gegen Abend erhoben wir uns vorsichtig und sprangen in den Grund hinab, ein Mann von meinem Zug hatte sich nicht schnell genug erhoben und erhielt beim Aufstehen einen Schuß durch den Mund, er fiel sofort tot hin, drei andere wurden verwundet, vier Leute vermißte ich. Unten im Grunde legten wir uns in einem Graben nieder, ließen die Leute eine „eiserne Portion“ essen und schliefen dann, denn wir waren doch etwas erschöpft. Gegen 11 Uhr machte sich F. auf, die Kompagnie zu suchen, er fand sie auch in verhältnismäßig kurzer Zeit. Gegen 12 Uhr nachts war die Kompagnie wieder zusammen. Wir lagen in einem Walde und versuchten auf dem blanken Erdboden zu schlafen. Stroh hatten wir nicht. Vor Müdigkeit fielen uns auch bald die Augen zu.

Bei Morgengrauen waren wir wieder auf den Beinen. Der Befehl lautete, die feindliche Stellung werde genommen, nur mit der blanken Waffe, das Bataillon wurde in Sturmkolonne angesetzt. Links F., rechts P., ich in der Mitte, vor uns als Führer der Offiziers-Stellvertreter A. M. Nachdem wir einige Zeit vorgegangen waren, kamen wir in einen Schützengraben für stehende Schützen. Ich freute mich darüber, wegen meiner Leute, daß sie nun endlich in dem offenen Gelände Deckung finden sollten und Zeit zum Schießen hatten. Aber kaum waren wir im Graben drin, als mir und P. (unsere Züge waren dem linken Zuge F.s weit voraus) der Befehl überbracht wurde, der Schützenlinie vor uns zu Hilfe zu eilen. „Wo ist die Schützenlinie?“ „300 Meter vor uns“. Wir also los! — aber auch die Schützenlinie ging vor uns und so arbeiteten wir uns immer an die Linie heran, ohne sie zunächst

erreichen zu können. In Schußweite kam sie uns bald, aber an sie heranzukommen, war nicht so leicht. Ich hielt enge Fühlung mit Zug P., wir sprangen abwechselnd, und zwar beobachteten wir scharf nach vorn wie auch nach hinten, denn von hinten waren mir mehr gefährdet als von vorn. Hinter uns schlugen die für uns bestimmten Granaten ein. Stellt Euch vor, Ihr nehmt eine Hand voll Steine und werft sie ins Wasser, so wie das Wasser aufspritzt, so spritzt hinter uns (natürlich in weit größerem Maße) die Erde durch die Schrapnells und Sprengstücke auf. Wenn die Spritzer näher an uns herankamen, riefen wir den Zug an und befahlen: „Sprung auf, marsch, marsch!“ Unsere Leute merkten bald, daß wir auf sie aufgepaßt hatten, und wenn das Kommando: „Sprung auf, marsch, marsch!“ kam, erhoben sie sich und stürzten mit uns vor, genau so wie auf dem Lindenthaler oder in Zeithain es geübt worden war, ich hatte meine helle Freude an den Kerls. So ging's hinein in die feindliche Stellung. Französische Gewehre, Patronen, Tornister, Patronenhülsen und andere Sachen bedeckten den Boden. „Vorwärts“ war die Parole! Jetzt — es mag gegen 9 Uhr vormittags gewesen sein —, kamen wir in ein Gehölz, das von Franzosen besetzt war. Rasch Feuer und der Befehl: „Seitengewehr pflanzt auf!“ Ich band schnell noch an meine Pistole einen Bindfaden und hing sie mir um den Hals, in die Rechte nahm ich den blanken Säbel. Mit Hurra stürmten wir los, die Franzosen mit, aber sie immer vor uns her, so kam es nicht zu dem großen Handgemenge, auf das wir uns gefaßt gemacht hatten. Die Franzosen flüchteten über eine Waldwiese hinweg in das gegenüberliegende Gehölz. Vor der Wiese hieß ich

meinen Zug halten und den gegenüberliegenden Wald, in dem mehr rote Hosen als Bäume waren, unter heftiges Gewehrfeuer nehmen. Das dauerte aber nur einige Minuten, ein Mann meines Zuges, den ich später verwundet antraf, und der sich wacker zu mir gehalten hatte, erzählte mir, er habe hierbei allein fünf Franzosen niedergestreckt; mag dies nun wahr sein oder nicht, es ist jedenfalls für die Hitze des Gefechts und den Eifer der Leute bezeichnend.

Eben wollte ich meinen Zug zum zweiten Sturmangriff auf das gegenüberliegende Gehölz sammeln, als mich von hinten ein Geschöß, wie sich später herausstellte, ein Granatsplitter, in die rechte Schulter traf und zu Boden warf. Mein Tornister wurde an der Seite mit aufgerissen. Schnell übergab ich meinen Zug einem in der Nähe stehenden Unteroffizier. Mit Schrecken aber bemerkte ich ein Stocken meiner Leute, so raffte ich mich denn, da ich auch gemerkt hatte, daß mein Arm noch ganz war, wieder auf, ließ Tornister Tornister sein, nahm meinen Säbel in die linke Hand und rief meinen Leuten zu, daß ich sie weiter führe und daß wir den Wald gegenüber nehmen müßten. Das war aber leichter gesagt als getan; denn die feindliche Artillerie setzte mit Hefigkeit ein, feindliche Maschinengewehre prasselten auf uns los, und die Feinde im Walde waren auch nicht untätig. Ungefähr 20 m war ich mit meinen Leuten auf der Wiese vorgegangen, da ließ uns das feindliche Feuer nicht weiter vor. Wir gingen die paar Meter in den Wald zurück, mit der Absicht, durch erneutes Feuer den Sturm vorzubereiten. Die Kompagnie links von uns, die allerdings einen kurzen Weg hatte, da die Wiese in spitzem Winkel

verlief, soll den Wald noch erstürmt haben, sie sollen dabei aber auch vernichtet worden sein. Wir legten uns nun auf den Boden, und schossen los. Aber das feindliche Artilleriesfeuer aus allernächster Nähe (es müssen schwere Batterien gewesen sein) zwang uns bald, volle Deckung zu nehmen. Nun lagen wir und warteten, daß unsere Artillerie endlich die feindliche beschießen und uns das weitere Vorgehen ermöglichen möchte. Aber wie ich später erfuhr, konnte unsere Artillerie nicht schießen, weil die Stellung der feindlichen Batterien nicht festgestellt werden konnte. Die Franzosen sollen ihre Geschütze eingegraben und mit Zementplatten zugedeckt haben, so daß nur die Mündung aus der Deckung hervorsah. Außerdem waren wir so weit in der feindlichen Stellung drin und dem Feinde so nahe, daß unsere Artillerie Gefahr lief, uns selbst zu treffen.

Es war eine peinliche Situation, untätig zu liegen und zu sehen, wie das feindliche Feuer wirkte, denn wir erlitten jetzt unheimliche Verluste, wo man hinsah Blut, Blut und wieder Blut, verbundene Soldaten und Leute, die sich verbanden. Nach einiger Zeit erhielt ich einen zweiten Schuß in die linke Kniekehle. Ich übergab nunmehr meinen Zug dem Bizfeldwebel G., der in meiner Nähe war, und kroch zu Hauptmann B., von dessen Anwesenheit ich zufällig erfahren hatte. Ihm teilte ich meine Verwundung mit und unterstellte mich mit meinem Zuge ihm. Während wir noch sprachen, zwang uns eine Granate, uns auf die Erde zu ducken und volle Deckung zu nehmen, haarscharf flog ein Splitter an meinem rechten Arm vorbei. Ich hatte in meinem verletzten Beine riesige Schmerzen. Als ich mich vom ersten Schrecken erholt hatte, sah ich mich

nach Hauptmann B. um, ich sah, daß ihm die Granate den Hinterkopf glatt weggerissen hatte, er lag tot da, neben ihm lag ein Reserveoffizier, er hatte mir eben noch Kaffee aus seiner Feldflasche gegeben, ihm fehlte ein Bein, und auch er war tot. Ich sah an die Uhr, es war $\frac{3}{4}$ 11 Uhr. Mit weiteren Einzelheiten will ich Euch verschonen, nur eins will ich noch hervorheben. Irgendein Offizier befahl dem Feldwebel G. zurückzugehen; anscheinend wagte dieser nicht dem Befehl Folge zu leisten, er rief mich deshalb an: „Nicht wahr, Herr Leutnant, bei den ...ern gibt es den Befehl ‚Zurückgehen‘ nicht!“ Und stolz rief auch ich: „Jawohl, G., bei den ...ern gibt es kein Zurückgehen, alles bleibt liegen!“ Und alles blieb liegen. Das einzige mögliche Zurückgehen wäre sicherer Tod gewesen. Endlos langsam verrannen die Minuten, die Stunden. Da, gegen 2 Uhr mußte es gewesen sein, mein Hauptmann war schon lange da, und von ihm hatte ich erfahren, daß Leutnant F. gefallen, Offiziers-Stellvertreter M. auch gefallen und Leutnant P. verwundet sei, da geht auf einmal das Gerücht, die Franzosen wollten uns umgehen, auch Engländer seien dabei. Von vorn, von rechts und links heftiges Feuer, die meisten Leute tot oder verwundet, dazu die Aussicht, noch ganz abgeschnitten zu werden, — eine angenehme Situation war das nicht. Um der drohenden Umgehung vorzubeugen, beschloß der Hauptmann, die Leute einige Meter zurückzunehmen, das konnte kriechend und unter erneut einsetzendem heftigen Artilleriefeuer geschehen, aber es gelang doch, als letzter ging der Hauptmann mit seinen Entfernungsschätzern zurück, nicht aber, ohne mich mitzunehmen. Er nahm mich unter den linken Arm, ein

Eine Nachtpatrouille

Entfernungsschätzer nahm mich unter den rechten, der andere brachte mir meine Sachen, Glas, Pistole und Säbel, nach. Die Fürsorge des Hauptmanns rührte mich und erfüllte mich mit großem Dank, denn allein wäre ich kaum aus dem Herenkessel herausgekommen. Als wir in der neuen Stellung angekommen waren, es war ungefähr gegen $\frac{1}{2}$ 3 Uhr, ließ ich mich, da ich ja doch nutzlos war, von einem Manne weiter zurückbringen, an einem Rande ließ ich mich hinlegen, und als Leichtverwundete vorbeikamen, hinkte ich mit deren Hilfe nach dem Truppenverbandsplatze...

Ich zweifle nicht daran, daß die Entscheidung zu unseren Gunsten ausfallen muß. Man muß es gesehen haben, wie alles klappte, wie alles am Schnürchen geht, man muß es erlebt haben, wie unsere Kerle draufgehen und nicht wanken noch weichen, und man kann nicht anders, als der festen frohen Siegesgewißheit sein. „Es ist alles in Butter“, pflegt unser Hauptmann zu sagen, und ich kann ihm aus vollster Überzeugung nur recht geben. Also verzagt nicht, wenn Ihr auch nicht jeden Tag Siegesnachrichten erhaltet, das hier dauert wohl länger, als Ihr annahmt, und wenn mal die Briefe jetzt nicht so prompt ankommen, denkt, jetzt gibt es wichtigeres zu tun für draußen.

Eine Nachtpatrouille.

B., 15. Oktober.

... Die Truppengattung des uns gegenüberliegenden Feindes festzustellen, war den bisher ausgeschickten Patrouillen noch nicht gelungen. Da diese Aufgabe, wenn

sie gut gelöst wird, eine dankbare ist, so meldete ich mich freiwillig, behielt mir jedoch vor, Leute nach eigenem Ermessen auszuwählen. Drei Leute genügten. Die Wahl fiel auf einen Fähnrich (Nicolai), einen Hornisten (Kausch) und einen Reservisten (Koppe). Ich wußte von den dreien, daß sie sicher seien, daß man sich unbedingt auf sie verlassen könne. Es dunkelte. Die Uhr zeigte $\frac{1}{2}7$. Der Mond, das wußte ich, würde erst gegen 11 Uhr aufgehen. Der Himmel war sternklar. Scharf hob sich der große Bär von dem tiefen Blau ab. In seiner Nähe zeigte der Kriegskomet seinen prachtvollen Schweif. Wir hatten alles Hindernde abgelegt, Tornister, Koppel. Das Gewehr genügte uns; in den Taschen ruhten ein paar Ladestreifen Patronen. Ich hatte außerdem meinen Revolver zu mir gesteckt.

„Fertig?“ „Ja wohl, Herr Feldwebel!“ „Also los!“

Vorläufig konnten wir sicher sein. Die Posten unserer Linie lagen noch vor uns. Wir passierten eine Horchpatrouille. Vor uns, links eine Chaussee, Wiese. Lautlos ging's vorwärts. Immer noch im schnellen Schritt. An den Kugelbäumen vor uns sollten 2. Grenadiere stehen. Noch war's ungefährlich. So kamen wir an ein Rübenfeld. Da — rechts auf der Chaussee Stimmen. Wir knien. Gewehr fertig. Die Stimmen nähern sich. Doch das kann kein Feind sein. Endlich hören wir auch deutsche Laute. „Halt, wer da?“ — „Hier 6/2!“ tönte es zurück. Wir gingen auf die Grenadiere zu. Drei Mann waren es; der Horchposten, der zu den Kugelbäumen vorging. Wir schlossen uns an. Ich sagte ihnen meine Aufgabe und erfuhr, daß schon eine Patrouille der Grenadiere vorgetrieben worden sei. Aus dem dunkeln Gebüsch hob

sich ein einfaches, aus zwei Stäben zusammengebundenes Kreuz hervor. Klein, unscheinbar, aber zu uns laut redend von einem, der still seine Pflicht gegen sein Vaterland erfüllt hatte. Unwillkürlich fragte ich mich: Wirst du bald ebenso ruhen — in fremder Erde? Wer weiß es! Doch, der bisher geholfen, wird, wenn es ihm wohlgefällt, auch weiterhelfen.

Die Grenadierpatrouille blieb im Schatten der Bäume. Wir nahmen das Gewehr in die Rechte und schlichen an den Straßenrändern vor. Längs der Straße waren Grasnarben, auf denen unser Tritt erstarrt. Rechts ein Rübenfeld, links eine eingezäunte Wiese. In dem Rübenfeld hatten bisher sämtliche von uns vorgetriebenen Patrouillen Feuer bekommen. Also Vorsicht! Achtung auf das Rübenfeld! Langsam ging's weiter: zwanzig Schritte geräuschlosen Gehens bei gespanntester Aufmerksamkeit — dann längeres Warten, Kniend oder liegend — die Augen bohren sich in die Dunkelheit hinein und vermögen doch nicht weiter als 20 m zu sehen; die Ohren versuchen, das geringste Geräusch aufzunehmen. „Weiter!“ fünf, sechs Schritte, ein Zögern — Lauschen — sieben Schritte. Halt, was ist das? Hockt dort nicht jemand zwischen den Rüben? Schon liegen wir platt auf der Erde. Gegen den etwas helleren Himmel hebt sich scheinbar 10 bis 15 m von der Straße zwischen den Blättern der Rüben der Kopf eines Menschen ab. Langsam verstreichen die Minuten. Nein, er bewegt sich nicht. Also wohl ein überragendes Blatt. „Weiter!“ So dringen wir bis zu einer Wegegabel vor. Links ist Wald, rechts dehnt sich weiter das Rübenfeld aus. Der Winkel selbst zeigt Stoppel, durchwachsen mit Klee. Wohin nun? Durchs Rübenfeld?

Nein! Dort würde ich auch nicht weiterkommen als alle anderen Patrouillen. Am Walde entlang? Auch nicht! Denn dort ist eine feindliche Postierung festgestellt. Also gehe ich auf dem Stoppelfeld vor. In jedem Falle muß ich auf die gegnerische Linie stoßen. Der glatte Boden der Stoppeln gewährt gute Beobachtung, der Klee dämpft die Schritte, wengleich die brechenden Stoppeln unvorteilhaft sind. „Weiter!“ Wieder und immer wieder muß ich dieses einfache Wort brauchen. Es gewinnt aber nach und nach eine hohe, unheimliche Bedeutung — treibt es doch meine drei Begleiter immer weiter dorthin vor, wo hinter jedem Stein, jedem Strauch der Tod lauern kann. „5—600 m ist der feindliche Schützengraben entfernt“, sagten die Grenadiere. 400 m müssen wir zurückgelegt haben. Jeden Augenblick muß der Zusammenstoß erfolgen. Also doppelte Vorsicht. Immer kürzer werden die Strecken, die wir zusammenhängend durchschleichen, immer länger die Horchpausen. Dunkel, fast schwarz liegt der Boden vor, tiefblau hängt der sternenglitzernde Himmel über uns. Ich schaue einen Augenblick rückwärts hin zum Polarstern, um mich über den Rückweg zu orientieren. Eine Sternschnuppe zieht ihre leuchtende Bahn. Blitzartig taucht der Gedanke auf, wie ein Gebet empfinde ich ihn: „Kommst du zurück zu Weib und Heimat?“ Wer weiß?!

„Weiter!“ Vor mir taucht ein dunkler Fleck auf. Im Augenblick liege ich platt auf der Erde. Gespannt lausche ich. Nichts zu hören — zu sehen, nur scheinbar ein Erdhaufen. Hat er eine Bedeutung? Liegen Feinde dahinter? Wenn, dann können es höchstens zwei sein. Ich pfeife leise dem Spielmann. „Kausch, wir

stürzen so schnell wie möglich auf den Haufen zu. Ist Feind dahinter, nicht schießen. Nur mit dem Kolben — am besten würgen! Los!“ Wenige Sätze genügen, wie Ragen kommen wir uns vor. Die Augen wollen sehen, sie quellen fast aus den Höhlen. Ein Strohaufen. Ein paar hastige Griffe. Nichts dahinter. Jetzt sehen wir es genau, es ist eine ... Mandel Weizen. Doch vor uns liegen nun überall solche Haufen. An keinem dürfen wir achtlos vorübergehen. Hinter jedem kann ein Schuß aufblitzen. So wie wir den ersten untersucht, werden auch die anderen durchstöbert. Ein schnelles, doch lautloses Drauflosstürzen — ein gieriges Durchsuchen und jedesmal — denn hinter keinem fanden wir Feind — ein erlösendes Aufatmen — eine Auslösung der Spannung. Endlich hören die Mandeln auf. Gott sei Dank! Jetzt liegt blanke Stoppel vor uns. Nichts vom Gegner. Sonderbar, wir müssen doch aber unmittelbar vor der feindlichen Stellung stehen. Also weiter! Wir gleiten, huschen wie Schatten vor. Bald liegen wir, bald knien wir. Die Hände legen sich an die Ohren. St! Der Spielmann gab das Zeichen. Er rutscht zu mir heran: „Herr Feldwebel! Rechts Stimmen im Rübenfeld.“ Ich horche. Es scheint so, wie mein Begleiter sagt. Da, ein Schuß. Doch er gilt nicht uns, und dann, was kümmert uns ein Schuß! Aber links, in ziemlicher Entfernung, höre ich deutlich das Aufschlagen eines Spatens auf Holz. Ein heller, metallischer Ton. Dort wird geschanzt. Links? Dann müssen wir dicht vor dem Feinde sein. Noch weiter links — 600 bis 800 m — am Tale hallen Schüsse. Lebhaftes Feuer. Doch nicht Schützen-, nur starkes Patrouillenfeuer. Auch das geht uns nichts an. Noch ist

kein Schuß auf uns abgegeben worden. Weiter! Doch im nächsten Moment liege ich wieder auf dem Bauche. Wie vorhin — 15 m vor mir — ein einzelner Haufen. Halblinks aber ein Wall. Schützengräben? Wer weiß. Vorsicht! Weiter! Da laufe ich gegen Draht. Schnell liege ich. Auch die andern fallen lautlos nieder. Ich taste. Drahtverhaue! $\frac{1}{2}$ m hoch. Dicht dahinter der einzelne Haufen. Was tun? Lange liegen wir. Kein Laut. Zurück? Nein! Jetzt beginnt erst unsere Aufgabe. Also: „Weiter!“ — „Rausch, hier mein Gewehr!“ Wie eine Schlange gleite ich unter dem Draht durch. Dann ein Satz, und ich stehe vor einem leeren Schützenloch. Die andern folgen. Links ist der Schützengraben. Was nun? Kurze Pause. „Ich gehe jetzt, als wenn ich Freund wäre, hinter dem Graben entlang! Aufpassen!“ Innerlich fürchterlich aufgepeitscht, äußerlich ruhig, gehe ich schnell seitwärts. Meine Brust arbeitet. Ich winke die anderen zu mir. Aber was ist hinter diesem Graben? Er kann unmöglich die Hauptstellung sein. Er ist nachlässig gearbeitet. Unsere Aufgabe ist noch nicht erfüllt: „Weiter!“ Wieder gehen wir wie Katzen vor. Aber kaum sind 10 m zurückgelegt, hebt sich wieder ein Wall vor uns auf, dunkel, fast wie Wald. Oder ist's Wald? Doch nein, dazu ist die Krone zu gleichmäßig und auch zu gleichmäßig unterbrochen durch viereckige Erhöhungen. „Weiter!“ Fünf Schritte sind wir durchschlichen. Es muß die Hauptstellung des Feindes sein. Eine Weile überlege ich. „Ich gehe heran. Verhalten Sie sich ganz ruhig!“ Aufrecht schreite ich schnell vor. Mein Ziel ist eine Erhöhung der Böschung. Im Notfall kann ich mich dahinter verbergen. Jetzt stehe ich davor. Was ist das? Zwei Schießscharten

starren mich an. Rasch springe ich seitwärts und werfe mich hinter die Brustwehr. Fest angeschmiegt liege ich da. Nichts rührt sich. Ist der Graben unbefestigt? Die drei kommen langsam nach. Kein Schuß. Vorsichtig hebt sich mein Kopf über die Brüstung. Kein Mensch drinnen zu sehen. Im schmalen Gang liegen Pflöcke und Draht, auf der Rückenwehr Büchsen und Flaschen. „Ich gehe hinein! Vielleicht ist er verlassen!“ Ich rutsche über den Erdaufwurf. Jetzt sitze ich oben. Kein Laut. Meine Linke tastet nach der Rückwand des Grabens. Da rollt der harte Lehm herunter und schlägt laut auf Blech auf. Nun bin ich verraten. Aber nichts regt sich. Ein kurzer, elastischer Sprung — ich stehe im feindlichen Schützengraben. Ich lausche wieder. Nichts. Nur links daselbe lebhafteste Patrouillenfeuer. Der Kopf des Fähnrichs hebt sich schwarz über die Brustwehr. Schritt vor Schritt schreite ich den Graben entlang. Er windet sich schlangenartig hin. Prachtvolle Stellungen. Großartige, dickdeckige Unterstände mit Schießscharten. Das Stroh ist vollständig frisch. Doch niemand zu sehen. Ich schreite weiter vor. Jeden Augenblick kann ich einem Feinde gegenüberstehen. Ich denke an meine Frau: „Werd' ich dich wiedersehen?“ Eine Sternschnuppe fällt. Mein Herz arbeitet rasch. Die Hand ist aber ruhig. Im nächsten Augenblick krallt sie sich vielleicht in den Hals eines Ahnungslosen. Weiter. Da, in diesem Unterstand etwas Dunkles. Wahrscheinlich ein Schlafender. Ich stehe ganz still. Im Halse fühle ich den Pulsschlag. Jetzt entscheidet sich alles. Zentimeterweise nähert sich meine rechte Hand dem dunklen Gegenstande. Jetzt berühren ihn die Fingerspitzen. Eine Decke oder ein Mantel ist es. Liegt einer drunter? Vor-

sichtig drücke ich darauf. Da fühle ich Stroh darunter. Mit einem Ruck reiße ich die Decke an mich. Schlaff hängen meine Hände am Körper herab. Ich muß mich anlehnen. Habe ich einen Mantel in den Händen? Dann weiß ich auch das Regiment. Nun zurück! Schnell ein paar Papierfetzen aufgehoben. Hoffentlich ist ein Briefumschlag mit Adresse dabei. „Fähnrich, Ihre Hand!“ Mit einem Ruck zieht er mich aus dem Graben heraus. Er hat eine Konservenbüchse aufgehoben; auch diese kann uns dienlich sein. — Nun geht es zurück. Wir sprechen ziemlich laut. Bald haben wir das Drahthindernis hinter uns. Ohne große Vorsicht durchschreiten wir den Weg, den wir gekommen. Die Grenadiere werden über das Erkundete aufgeklärt. Sie schütteln ohne Glauben die Köpfe. Doch der Decke müssen sie glauben.

Meine Meldung wird vom Major gut aufgenommen: „Eine vortreffliche Meldung! Ich werde dafür sorgen, daß sie an höherer Stelle gewürdigt wird!“ Ein Zusammenschlagen der Hacken, und ich gehe stolz mit der eroberten Decke an meinen Platz im Schützengraben. —

Am nächsten Tage wurde diese Patrouille öffentlich belobt. — Ich hatte zwar keinen Mantel gefaßt — doch auch die Decke genügt. Sie trägt die Inschrift: 29 989 Saup 1912. Campement. Also französische, nicht englische Besatzung. Ferner ist durch diese Patrouille festgestellt worden, daß der Feind seine Stellung mit nur schwachen Kräften hält; denn sonst wäre das Geleistete unmöglich gewesen. — Soeben erhalte ich die Nachricht, daß mir das Eiserne Kreuz zweiter Klasse verliehen worden ist.

Aus schweren Tagen.

Aufzeichnungen des Hallenser Universitätsprofessors Dr. D.
aus den Kämpfen vor Paris im September 1914.

Bei E., den . . September.

Wir haben die Stellung gewechselt, hatten eine fünf-tägige Schlacht, seit 10 Tagen sind wir nicht mehr aus Kleidern und Schuhen gekommen, wir waschen uns hin und wieder, wenn wir Zeit und Wasser finden, brächte nur die Feldpost endlich Nachricht, weiter wünsche ich jetzt nichts.

Heute geht's zur Etappe, die Schwermüter, d. h. die schwermütigen Geschütze der Fußartillerie, knallen mächtig, mit einem Tag Unterbrechung sind wir volle sieben Tage in einer Riesenschlacht. Dabei wird man allmählich ruhiger.

Wir stehen noch immer in ununterbrochenem schweren Kampf und hoffen auf Erfolg. Wir leben von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, Verpflegung ist immer ganz gut, dagegen versagt die Feldpost vollständig. Die schweren Geschütze donnern, und wir warten das Weitere ab für einen Tag, der sehr schwer und möglicherweise entscheidend wird. Unser überanstrengtes Korps kam überraschend am... dicht bei Paris unter ihren Forts in ein entsetzliches Geschützfeuer, trotzdem hielt unser Korps das Feld, eine ungeheure Leistung. Granaten, Schrapnells hörte man näher pfeifen, als einem angenehm war. Unser Stab war wiederholt im Feuer, der Feind, dem hier das Gelände bekannt, beschoß mit größter Sicherheit jeden Kopf und Pferdeschwanz, der sich zeigte. Abend Abmarsch und Stellungänderung,

vom nächsten Morgen, Sonntag, den... ab eine weitere viertägige entsetzliche Schlacht, man wird nervös oder gleichgültig und des Lärms müde, der kaum noch Eindruck auf einen macht. Ein Feldprediger ist auch gefallen, von einigen Regimentern waren wenig Offiziere übrig. Seit gestern wieder Schlacht, wie wir sehen, verstärkter Feind, aber ich denke, es wird gut gehen. Die Truppen halten sich, trotz Erschöpfung, unglaublich wacker. Monthyon war eine Leistung ersten Ranges. Es scheint, daß der Feind seine stärksten Kräfte jetzt gegen uns, als Bedroher von Paris, wirft; man scheint aber bei uns auch gut orientiert und vorsorglich zu sein. Der Krieg ist in der Nähe schrecklich. Die Zerstörungen in Belgien hat sich die Bevölkerung durch ihr infam gemeines Benehmen selbst zuzuschreiben. Man ritt oft durch brennende Dörfer, aus deren Häusern noch immer auf unsere Truppen geschossen wurde; hier in Frankreich viel weniger Auffälligkeiten und Brände, wir schonen die Höfe. Wir hören nichts, sind wie abgeschnitten von der übrigen Welt. Hin und wieder hat einer eine Zeitung bekommen, auf die man sich stürzt. Wüßt Ihr nur, wie man seit elf Tagen nicht aus den Kleidern und den Stiefeln gekommen, in der Wildheit, dem Schmutz, der Unbändigkeit und Größe, in der man lebt, sich sehnt nach einem Bericht aus der Heimat. Eben endlich gute Nachrichten aus dem Osten und Maubeuge. Wir sind in den furchtbar schweren letzten acht Tagen ganz bescheiden geworden; unser Korps hat die schlimmsten Leistungen zu bestehen gehabt und sich gut gehalten, nur dauert der Krieg wohl länger als man dachte.

Vor uns dauert die große Schlacht. Eben zwei Karren und eine Zeitung erhalten, aber keinen Brief. Die

Schlacht hat gestern wieder von neuem begonnen, ein hartnäckiger, verzweifelter Kampf von beiden Seiten, die Franzosen kämpfen umsichtig und sehr gut, mit dem Mute der Verzweiflung. Wir halten ein Dorf, das halb verlassen ist, die Verwundeten werden in der Kirche einstweilen hingelegt. Regen über Regen, mit der Verpflegung geht's im allgemeinen ganz ordentlich, zuweilen allerdings recht knapp, man hält viel aus, seit gestern Regengüsse, sonst war's immer heiß und staubig, wir halten eine Stellung und haben die Franzosen uns gegenüber, ihre Führung scheint durchaus gut. Infanterie weniger, Artillerie dagegen sehr gut. Unsere Ruhetage sind Schlachttage, die Franzosen haben ein wirklich sehr gutes Manöver versucht, uns völlig in den Wurstkessel zu bringen, unser Korps hat es aber vereitelt. Die letzten elf Tage waren schwere Schlachttage, jetzt sind wir wieder ruhiger, die Truppen halten sich ausgezeichnet, Zumutungen wie an die Unseren sind meines Wissens noch nie an eine Truppe gestellt worden, was die Menschen alles aushalten, ist ganz unbegreiflich.

In dem wüsten Zimmer eines ausgeleerten Cafés überreichte mir heute der... das Eiserne Kreuz. Es ist mir natürlich eine große Freude, denn wir haben in der Familie immer das Eiserne Kreuz gehabt.

Jetzt ist eine neue Armee vor uns heran, wir haben gehalten, und ich denke, wir kommen über diesen Berg. Jetzt scheint eine Pause, gestern nacht versuchte der Feind die ganze Nacht, durchzubrechen, fast die ganze Nacht Kanonendonner, Maschinengewehr- und Schützenfeuer, aber es ist ihnen nicht geglückt. Die Einwohner gaben immer Flammenzeichen, sind aber sonst ganz leidlich. Die Franzosen kämpfen verzweifelt und sind

hier gut geführt, ihre Artillerie ist vorzüglich, die schwere Infanterie taugt wenig; am 6. und 7. sah es gefährlich aus, doch scheint alles gut abgelaufen zu sein. Wir haben viel Verluste, doch immer noch mehr Menschen als sie, und das allein entscheidet, neben dem Willen zum Siege. Wir verhungern nach Nachrichten aus der Heimat, nach Briefen und Zeitungen, aber es kommt nichts.

Wie die deutschen Granaten wirken.

Von einem in Longwy gefangen gewesenen deutschen Offizier.

Ich war am 14. August mit zwei Mann auf Patrouille auf Longwy zur Feststellung der dortigen feindlichen Kräfte geschickt worden. Bei dem Dorfe Michon—Barancy, 70 Kilometer von meinem Regiment entfernt, ereilte mich das Mißgeschick. Der Ort lag friedlich da, das Vieh weidete, und die Bewohner arbeiteten auf dem Felde. Sie versicherten mir auf meine Frage, daß keine französischen Soldaten in der Nähe wären, und lockten mich doch in einen Hinterhalt, einen Hohlweg, wo zwanzig französische Infanteristen im Straßengraben verborgen lagen. Aus nächster Nähe überschüttete uns plötzlich ein rasendes Schnellfeuer. Einer meiner Ulanen fiel, der zweite wurde schwer verwundet; ich selbst erhielt drei Streifschüsse, mein Pferd, von mehreren Kugeln tödlich getroffen, überschlug sich und begrub mich unter sich. Als ich, anfänglich von der Gewalt des Sturzes betäubt, wieder zu mir kam, lag ich, unfähig mich zu rühren, unter meinem toten Pferde, um mich standen die französischen Infanteristen, eben im Begriffe, mir den Gnadenschuß

zu geben und den Garaus zu machen. Es fiel mir in diesem Augenblicke, der über mein Schicksal entscheiden mußte, nichts anderes ein, als daß ich ihnen zurief: „Messieurs, laissez ces ridiculités!“ Diese Bemerkung rettete mir das Leben; der Anführer der Franzosen mußte lachen. Er befahl seinen Leuten, mich in Ruhe zu lassen, und nun wurden der verwundete Ulan und ich in Gefangenschaft nach Longwy geschafft, und zwar, da wir nicht laufen konnten, auf einem Wagen liegend.

In Longwy wurde ich einem Kreuzverhör unterzogen, bei dem die Franzosen natürlich nichts herausbekamen. Ich muß sagen, daß sich der Kommandant der Festung, wie die anderen Offiziere, mit denen ich dort sprach, durchaus korrekt benahmen. Dann brachte man mich ins Lazarett und nahm mir meine Uniform weg unter dem Vorwand, sie waschen zu wollen, weil sie ganz blutig war. Der Aufenthalt im Lazarett war nicht sonderlich angenehm; alle Augenblicke warfen französische Soldaten (Mannschaften) Steine durchs Fenster meines Zimmers und mehrmals drangen Betrunkene herein und drohten mich aufzuhängen. Als ich einigermaßen wiederhergestellt war, wurde ich in eine verhältnismäßig sehr wenig komfortable Zelle im Gefängnis gebracht, wo ich sehr streng bewacht wurde. Auf meine Beschwerde, daß das für einen deutschen Offizier nicht der richtige Aufenthalt sei, reagierte der Kommandant sofort, erklärte aber, er müßte mich so streng halten, um mich vor seinen Soldaten schützen zu können.

Während meiner zum Teil schriftlich geführten Verhandlungen mit dem Kommandanten setzte das Bombardement der Festung durch die deutsche Artillerie ein. Alles Militär — die Zivilbevölkerung war größtenteils

schon fort — brachte sich in die Kasematten in Sicherheit, nur ich wurde in der Stadt vergessen. Meine Lage war scheußlich. Meine stark vergitterte Zelle befand sich im Gefängnis zu ebener Erde. Eine Granate nach der andern schlug in die Straße, auf der sich das Gefängnisgebäude befindet, die Stadt brannte bald, eine Granate schlug ins Gefängnis selbst, Granatsplitter zertrümmerten die Fensterscheiben meiner Zelle. Ich bat den Wächter, mir aufzumachen und mich herauszulassen, aber der Mann erklärte mir, da der diensthabende Unteroffizier mit den Schlüsseln davongelaufen sei, könne er die schwere, eisenbeschlagene Thür nicht öffnen und werde seinen Posten nicht verlassen, sondern mit mir sterben. Ich gab mich verloren, als ich plötzlich einen französischen Pionierhauptmann, der öfter mit mir gesprochen hatte und nun als letzter die Außenwache verließ, die Straße entlanglaufen sah. Ich rief ihn an und bat ihn, mir zu helfen. In der That holte er eine Art und eine Hacke und arbeitete im Granatfeuer wohl mehr als eine Viertelstunde, eine Zeit, die mir eine Ewigkeit dünkte, daran, die Thür meiner Zelle aufzubrechen. Endlich war die Thür offen, und er führte mich in die Kasematten. Hier legten französische Soldaten, erbittert durch die schweren Verluste, die sie durch unsere Granaten erlitten hatten, auf mich an, aber der Pionierhauptmann deckte mich mit seinem Leibe, bedrohte die Soldaten mit dem Revolver und wies sie zur Ruhe.

Ich wurde ins Hospital des Roten Kreuzes in den Kasematten gebracht, und es wurde mir als Wächter ein Soldat beigegeben, dem sich bald mehrere zugesellten, die sich in den Kasematten vor dem Bombardement

sichern wollten, das mit unverminderter Hefigkeit sechs Tage fortbauerte. Der Raum war so eng, daß ich manchmal mit drei Franzosen in einem Bett schlafen mußte; bei dem geringen Wasservorrat in den Kasematten war sechs Tage lang nicht an Waschen zu denken, und sechs Tage lang mußte ich mit den Fingern aus einem Topfe mit den mir beigegebenen französischen Soldaten essen. Kein französischer Offizier wollte es mir glauben, daß die deutschen Granaten die 7 m dicken Betondeckungen der Werke von Longwy durchschlagen würden, aber schon nach dreitägiger Dauer der Beschießung zeigte es sich, daß ich recht hatte. In der Nacht zum vierten Beschießungstage wurde durch einen Schuß in meinem Krankensaale eine Wand eingedrückt, drei Mann, die in den Betten neben meinem lagen, wurden durch Sprengstücke getötet. Am vierten Tage sitze ich eben am Bett meines verwundeten Ulanen und unterhalte mich mit ihm über unsere mißliche Lage, als auf einmal eine furchtbare Detonation ertönt und die Betondecke sich langsam auf uns herunterzusinken beginnt. Es gelang mir, die drei in unserm Zimmer liegenden deutschen Verwundeten (außer meinem Ulanen einen Ulser Jäger und einen Trierer Jäger zu Pferde) mit Hilfe des Pfarrers German, der sich tadellos benommen hatte, in Sicherheit zu bringen, während wir fünf oder sechs französische Verwundete nicht mehr retten konnten; sie wurden unter den Trümmern der 7 m dicken Decke begraben.

Der Raum in den Kasematten wurde nun immer enger, der Verwundeten immer mehr, das Essen mußte man einnehmen, während gleichzeitig in demselben Raume die schwersten Operationen bei Kerzenlicht vollzogen wur-

den; früh lag man beim Erwachen zwischen Toten, kurz: es war eine entsetzliche Zeit. In der nächsten Nacht ein fürchterliches Getöse: ein Bolltreffer hat in den Saal der Leichtverwundeten eingeschlagen, die sämtlich getötet sind. Die Lage der Festung wurde von Stunde zu Stunde schlimmer, und der Kommandant wollte mit den Belagerern über die Wegbringung der Verwundeten verhandeln, aber die Deutschen verlangten bedingungslose Übergabe. Dazu wollte sich der Kommandant nicht verstehen, und so nahm die Beschießung ihren Fortgang. Als aber noch eine andere, dicht mit Soldaten belegte Rasematte eingeschossen worden war und die Ärzte erklärten, sie würden unter diesen Umständen die Verwundeten nicht mehr behandeln, und als auch das Wasser und der Wein zur Neige gingen, ließ der Kommandant die weiße Fahne aufziehen; die Kapitulation erfolgte bedingungslos, und der Kronprinz beließ dem Kommandanten in Anerkennung seiner Tapferkeit den Degen¹⁾).

Wir konnten es zuerst gar nicht glauben, daß das Höllkonzert der krepierenden Geschosse nun aufhören würde, und daß wir frei würden. Die französischen Soldaten freuten sich unbändig, daß das Bombardement nun zu Ende war; keiner von ihnen war schon am vierten Tage der Beschießung mehr zur Verteidigung fähig gewesen, so demoralisierend und niederschmetternd hatte das Bombardement gewirkt. Vollends am fünften und sechsten Tage waren sie zu allem unfähig gewesen, selbst zum Essen und zum Schlafen. Auf meine Frage an die Offiziere, warum sie nicht einen Ausfall machten,

¹⁾ Nach dem Auffinden der Kisten mit Dumdumgeschossen ist ihm später der Degen abgenommen worden.

hatten sie mir geantwortet, daß sie ihre Leute nicht aus den Kasematten herauskriegen. Die wirklichen Offiziere hatten sich, wie gesagt, stets tadellos gegen mich benommen, die Offiziere zweiter Klasse und die Mannschaften taten dies aber erst dann, als ihnen klar wurde, daß sie der Gefangenschaft verfallen müßten.

Von der „fleißigen Berta“.

Schilderung eines Artillerieoffiziers von der Einnahme von Manonviller.

Die Franzosen hatten geglaubt, in ihrem Sperrfortgürtel an ihrer Ostgrenze einen Schutz zu besitzen, der das Eindringen der deutschen Heere für lange Zeit aufhalten könne. Nun ist Manonviller, das stärkste Sperrfort, gefallen, und damit die Hoffnung der Franzosen getäuscht worden. Geradezu niederschmetternd muß diese Nachricht auf sie gewirkt haben. Bis dahin hatte man sich in Paris damit trösten können, daß Lüttich und Namur durch belgische und französische Werke geschützt gewesen seien, und daß Longwy, die erste französische Festung, die in diesem Krieg von den Deutschen genommen wurde, keinen Vergleich mit dem gewaltig starken und modernen Sperrfort Manonviller aushalten könne. Nun ist ihr stärkstes Bollwerk in der ersten Verteidigungslinie am 27. August nach dreitägiger Beschießung durch unsere schwere und schwerste Artillerie vernichtet worden. Damit wurde der Weg und die Eisenbahn Straßburg—Avricourt—Paris frei.

Das Fort liegt auf einer Anhöhe nördlich von dem kleinen Flecken gleichen Namens und hat außer mehreren Hartgußpanzern, in denen je zwei Geschütze stehen,

verschiedenen freistehenden Geschützen und Maschinengewehren drei sog. Galopin-Schnellfeuertürme als Hauptverteidigungsmittel. Der Turm ruht auf einem Pivotblock, der vor dem Schuß die Decke hebt, die Rohrmündung freilegt und sich nach dem Schuß automatisch senkt, von uns also nur im Moment des Feuerns entdeckt werden konnte. Der Stahl ist besonders gehärtet und galt als unzerstörbar. Unsere Heeresverwaltung mußte sich sagen, daß bei diesem Verteidigungsmittel unsere 21-cm-Mörser, die wir bei der schweren Artillerie führen, und die schon Hervorragendes leisteten, versagen würden. Man ging deshalb schon in den neunziger Jahren daran, durch Krupp besonders schwere Mörser konstruieren zu lassen, die auch diesen Stahl zu durchschlagen vermochten. Ihr Kaliber wurde immer größer gewählt, bis auf 42,5 cm.

Mit zweien solcher Riesenmörser zogen wir über Deutsch-Abricourt, Blamont, Chaselle vor das feindliche Fort. Am 26. August waren wir nach zweitägigem Deckungsbau mit nur einem Geschütz feuerbereit, denn der lothringische Tonboden war nach dem Regenguß sehr schwer zu bearbeiten. Und während um 8 Uhr der erste Schuß abgegeben werden konnte, wurde das zweite Geschütz im Laufe des Tages eingebaut. Niemand von uns hatte im Frieden von diesen schweren Geschützen etwas gewußt, kein Kanonier hatte daran exerziert, aber ein Kanonier muß alles im Augenblick erlernen. Und es ging, wenn sich auch manches Hindernis entgegstellte. Jeder war auf den „Ton“ unserer „fleißigen Berta“ gespannt: ein gewaltiger Krach, ein unheimliches Heulen in den Lüften! Der erste Gruß auf 7900 m Entfernung war dem Feind entgegengesandt

worden. Aber der Feind hatte uns und unsere Dampflokomotiven („Dampfesel“), die uns in Stellung gefahren hatten, entdeckt. Er antwortete mit einer Schrapnellsalve, die aber 300 m zu kurz liegt. Dann schweigt er: er weiß, daß seine Geschütze uns nicht erreichen. Schuß auf Schuß fällt von unserer Seite. Am Abend läßt der Feind seine Scheinwerfer spielen, seine Maschinengewehre knattern. Wie wir hörten, waren die bayrische Infanterie und die Pioniere von allen Seiten in die Nähe des Forts gelangt. Da läßt sich auch seine Artillerie wieder hören, und nun viel lebhafter als am Tage: „Bumm, bumm!“ Es sind die beiden Geschütze der Hartgußpanzer, die beieinander stehen. Die Galopintürme hatten wir durch Bolltreffer am Tage erledigt.

So verging die regnerische Nacht, in der auch unser Feuer nicht verstummte. Am 27. August, nachmittags 5 Uhr, befiehlt unser Hauptmann v. Th. durchs Telephon: „Feuerpause!“ und gleich darauf kommt die Nachricht: „Das Fort hißt die weiße Flagge!“ Ein dreifaches Hurra stimme ich als Batterieoffizier mit meiner Geschützbedienung an, und dann eilen wir hinauf auf die umliegenden Höhen. Da liegt das Fort. Wie Pilze schießen die Pioniere und die Infanteristen aus der Erde. Enttäuschung liegt auf ihren Gesichtern, denn die Artilleristen haben sie um ihren Ruhm gebracht. Sie, die todesmutigen Bayern, wollten in der nächsten Nacht den Sturm ausführen.

Am folgenden Tage hatte ich Gelegenheit, das Fort zu besichtigen, es war ein großer Schutthaufen. Alle Panzertürme waren trotz ihrer Stärke von 40 cm durchschlagen, die Decke lag in Teilen auf den Geschützen. Ein Galopinturm war dadurch außer Gefecht gesetzt

worden, daß eine Granate sich dicht daneben in den Betongürtel eingebohrt hatte. Durch die Erschütterung war die Hebevorrichtung unbrauchbar geworden. Die Grabenwehren waren wie durchsiebt, und die Drahtverhaue lagen wie gemäht da. Eine Granate unserer „fleißigen Berta“ war durch den fünf Meter hohen Erdwall gegangen und hatte dann noch die starke Betondecke über einem Gang durchschlagen. Die Sprengstücke waren dann den Gang entlang geflogen und die giftigen Gase hatten zu den Mannschaftsräumen Eingang gefunden.

Wir durchkletterten das Innere des Forts. Ein betonierter Gang führte uns an dem Raum vorbei, in dem die Maschinen und die Elektromotoren aufgestellt waren, die für Licht und Durchlüftung zu sorgen hatten. Hier war alles in bester Ordnung, nur deutsche Mechaniker bedienten sie. Die Mannschaftsräume lagen unbeschädigt da. In den Provianträumen lag noch für sechs Monate Vorrat. Auch ein Lazarettraum fehlte nicht. Wüst sah es in den Gängen zu den Panzertürmen aus; da lagen Glühzündschrauben, Zünder, Zündladungen, Geschosse, zerschossene Scheinwerfer usw. durcheinander. Als wir unseren Rundgang beendet hatten, war die Besatzung des Forts in Stärke von 740 Mann vor dem Eingang angetreten. Alles große Gestalten; ihnen war gestattet worden, die beste Montur vor dem Ausrücken in Gefangenschaft anzulegen. So zogen sie zu zweien an uns vorüber, froh, aus der „Hölle“ entlassen zu sein. „Wären wir hier länger geblieben, wir wären durch die Gase erstickt“, hatte der Befehlshaber bei der Übergabe geäußert. Als die Leute an ihren Offizieren vorbeikamen, da verabschiedeten

sie sich von ihnen zum Teil durch Handschlag oder Fuß. So zogen sie hin, eine lange Reihe, unter sicherer Bedeckung in die deutsche Gefangenschaft. Nur zwei Tote und 20 Verwundete ließen sie zurück, uns aber hatte der Fall von Manonviller keinen Tropfen Blut gekostet dank der schweren Artillerie.

Im Feuer.

Gefechtslage: Feind aller Waffen in Richtung C.—F. gemeldet. Das Bataillon greift an!

Zu beiden Seiten der Chaussee nach C. seitwärts gestaffelt nähert sich das 3. Bataillon dem Orte C. Die 10. Kompanie, auf der Straße marschierend, erhält den Auftrag, Höhe 204 zu besetzen und zu halten. Der dritte Zug folgt als Unterstützung. kaum daß wir den Eingang des Dorfes erreicht haben, prasseln die ersten Geschosse von Höhe 204 auf uns nieder. Eine abgefessene Kavalleriepatrouille schickte uns ihre Bohnen zum Gruß. Der erste Zug nimmt einen Moment das Feuer auf. Dann geht's vorwärts die Anhöhe hinan. Die französischen Kavalleristen haben das Feld geräumt, und im Nu befinden sich unsere beiden ersten Züge im Infanteriefeuer. Aus den Hecken auf der Höhe speien bald hundert Gewehrläufe Hagel und Blitz zur gegenüberliegenden Pappelallee hinüber. Einen Moment stockt der Gegner. Bald jedoch nimmt er den Angriff wieder auf. Links und rechts vor uns und unten im Tal wimmelt es von Rothosen. Die beiden Züge der 10. Kompanie sehen sich einer gewaltigen Übermacht gegenüber.

Mir hatte der Major den Zug aus der Hand genommen und ihn selber in Stellung gebracht links seit-

wärts im Rechtwinkel zur Kompagnie. Von hüben und drüben sausten die Geschosse über uns weg. Wir sahen keinen Gegner, da er in guter Stellung lag. Vor uns wirbelten die französischen Granaten hohe Staubwolken auf oder krepiereten über den Dächern von B. Noch immer war kein Feind zu sehen. Der Bataillonskommandeur hatte sich, um die nachfolgenden Kompagnien heraufzuholen, entfernt, nur der Adjutant liegt noch in meiner Linie. Ich höre deutlich, wie mein Hauptmann melden läßt, er sehe sich einer großen Übermacht gegenüber und bitte dringend um Unterstützung. Ich frage an beim Adjutanten, ob ich liegen bleiben muß. „Ja! Vorläufig!“ Er erhebt sich und geht ins Dorf zurück. Kaum ist er meinen Blicken entschwunden, da war ich mir schlüssig, daß ich handeln müsse. Zwei Mann vom rechten Flügel zum Herrn Hauptmann, ob ich ihn unterstützen solle. Bange Minuten vergeblichen Wartens! Die Patrouille kommt nicht mehr zurück. „Liegen bleiben!“ Nun sause ich selber los zu meinem Chef. Unterwegs erhalte ich Befehl: „Dritter Zug soll links verlängern und Feind abhalten!“ Nie bin ich so schnell über die Stoppeln gesaußt. „Zug auf! Rechts um, marsch, marsch! Folgen!“ Heraus fährt der blanke Stahl aus der Scheide. Ich sehe eine Lücke in der Gartenmauer: „Hier herein! Die Hecke besetzen! Löcher schlagen! ... Herr Hauptmann! Welches Bisier!“ — „Bisier 700!“ — „Halblinks vor uns in der Pappelreihe Schützen! Bisier 700! Schützenfeuer!“

Gerade macht der Gegner einen Sprung. Aber nur einige Schritte, und wie vom Donner betäubt, schlägt die ursprüngliche Linie zu Boden. Unsere Leute haben

gut gezielt. Wie erstarrt liegt die Linie am Boden. Allmählich beginnt es erst drüben: „täck, täck!“ Zischend und surrend umsausen uns die Geschosse. „Herr Zugführer, von links feindliche Schützen!“ (Die Gefechtspatrouille bringt die Meldung.) Donnerwetter, links in der Flanke! Der Zugführer springt hoch, mit ihm sein Schützer und noch fünf bis sechs Mann. Mühsam zwingen die Leute ihre Gewehrläufe durch die meterdicke Hecke. Sie rufen: „Wir sehen nichts!“ — „Gewehr her!“ Dem nächststehenden Mann das Gewehr entreifend, kniet der Zugführer am Boden. Die Mündung fest gegen den armdicken Heckenstamm gedrückt, kracht die Waffe wie berstend auf! Die Schulter schmerzt ob der Wucht des Gegenstoßes. Aber wie vom Blitz geschmettert hängt der Stumpf in der Höhe. Exempla trahunt — im Nu haben die Leute die Situation erfaßt. In weniger als fünf Minuten sind auf die gleiche Art zwei mächtige Öffnungen eingesprengt. „Achtung!“ Zweiter Halbzug zur Besetzung des Ackerterrains links um, marsch, marsch! Hier durch diese Löcher — links heraus schwärmen!“ Die Wackersten eilen voraus. Fünf bis sechs Säumige holt der Führer, sie etwas unsanft anfahrend, persönlich herüber. Die grüne Hecke im Rücken, vor uns eine Lalsenke, überragt von der Pappelreihe — ein Schußfeld von 1800 und mehr! Ein wütendes Gewehrfeuer zeigte uns, daß der Gegner unsere Bewegung erkannt hatte. Aber bald war es merkwürdig stille geworden. Sowie wir lagen und unsere Geschosse ihm um die Ohren piffen, verstummte sein Feuer fast ganz. Im trockenen Ackerboden war die Lage unserer Geschosßgarbe tabellos zu beobachten. Sie saß!

Da, was ist das?! Inmitten der feindlichen Schützenlinie steigt eine gewaltige schwarze Rauchsäule auf. Wir sahen, wie die Franzosen meterhoch geschneit wurden. Ein furchtbarer Schlag traf unser Ohr. „Hurra! unsere Artillerie!“ Und nun hub ein Schauspiel an, das zu schildern mir unmöglich ist. Granate auf Granate grub sich ein, manche wie abgezirkelt, mitten in die Linien. Was nicht dem Eisenregen unserer schwarzfragigen Kameraden zum Opfer fiel, erlag unseren Infanteriegeschossen.

Ich kann diese Zeilen nicht schreiben, ohne einer Szene Erwähnung zu tun. Die Panik des Gegners war unbeschreiblich. Ein Halten gab es nicht mehr! Da, mit hochgeschwungenem Degen stellt sich ein französischer Offizier seinen weichenden Leuten in den Weg. Sie machen auch kehrt und nehmen das Gefecht wieder auf. Ein neuer Sprung führt sie bis auf 500 m an uns heran. Unsere Leute räumen furchtbar unter ihnen auf. Neuer Schrapnellhagel prasselt nieder. Zurück gehen die Rothosen abermals in wilder Flucht. Nur einer bleibt stehen, der Offizier. Nicht lange ...

Halb links im Haferfeld feuert eine feindliche Batterie, jedoch nicht auf uns, sondern nach S. herüber. Bald wurde ihr Feuer langsamer, bald hörte es ganz auf. Wir wußten kaum noch ihren Stand. Da ... „Herr Zugführer, auf der Höhe Artillerie!“ Das Glas hint! Eine mächtige Staubwolke wälzt sich dort vor, daraus ragt hier und da ein Pferdekopf oder eine halbe Reiterfigur. „Stopfen!“ Lautlose Stille. Wie erstarrt liegen die Schützen da, den Kopf gewandt zum Führer. Geradeaus am Ende der Pappelreihe anfahrende Artillerie! „Bisier?“ „1500, 1600, 1700!“ hallt es wider. „Bi-

sier 1400 und 1600! Legt an! Feuer!“ Ratsch!!! Zum Teil zu kurz. „1400 in 1700 umstellen! Schützenfeuer! Patronen heraus!“ „Ah ... ah!“ gelst es durch unsere Feuerlinie, denn deutlich sehen wir die Wirkung unserer Geschosse. Kaum 25 Sekunden dauerte unser Schnellfeuer. Drüben ein Durcheinander von Pferden und Fahrgerät, dann ist alles verschwunden.

„Artillerie verschwunden! Bisier 900! Der linke Flügel: rechts schwenkt, marsch, marsch! Auf den abziehenden Gegner dort drüben in den Hafergarben Schützenfeuer!“ Wie auf dem Exerzierplatz ruhig wird die Richtung aufgenommen, und bald strecken unsere Schützen auch dort im goldenen Fruchtfelde manchen nieder. Haufenweise fand man am anderen Morgen die Gefallenen hinter den Garben geschichtet.

Der hereinbrechende Abend fand unser Korps auf der ganzen Linie siegreich. Leider wurde mir die Bitte, gleich vorzugehen, um die stehengebliebene französische Batterie uns zu holen, nicht gewährt, da Befehl von oben kam, die Stellung nicht zu verlassen.

In diesem Kampf fiel u. a. links neben mir ein Mann mit Kopfschuß, während mein Entfernungsschätzer bei unserer Sprengarbeit in der Hecke den rechten Oberarm durchschlagen bekam.

Ich habe bis jetzt noch nicht eine Minute meinen kühlen Verstand verloren. Habe absolut, wie es mir scheint, keine Nerven. Des bin ich froh! Freue mich auf den kommenden Frieden. Es ist ein eigenes Gefühl, sich sagen zu können: All das hast du selber mit erstritten. All das Blut, das fließt, all die Wunden, die man schlägt, sie sind schrecklich in der Tat, ihr Zweck jedoch unendlich schön und erhaben. Es ist erhebend, zu sehen,

wie Männer sich todesmutig dem Eisenhagel entgegenwerfen! Die Erkenntnis der Stunde und des Vaterlandes Not wirkt Wunder von Stunde zu Stunde.

Das erste Nachtgefecht.

Vor S., westlich Chálons, war es, am 8. September.

Den ganzen Tag über hatten wir in kleinen Waldstücken, gegen Fliegerbeobachtung notdürftig gedeckt, im französischen Artilleriefeuer gelegen, ohne auch nur einen Schuß abgeben zu können; die Verluste nehmen zu, aber immer noch kein befreiender Befehl zum Vorgehen. Da endlich kommt der Bataillonsadjutant: „Da die feindliche Artillerie auf ihrem Schießplatzgelände von der unsrigen nicht niederzukämpfen ist, so ist die Stellung beim Morgengrauen mit dem Bajonett zu nehmen.“

Es ist $\frac{1}{2}$ 10 Uhr abends, seit $1\frac{1}{2}$ Stunden schweigt das feindliche Artilleriefeuer, und die Mannschaft schläft, soweit es der brennende Durst zuläßt. In einer knappen Stunde ist die Feldküche heran; schnell wird gegessen und ein Schluck Kaffee getrunken, dann wieder geschlafen, denn um $2\frac{1}{2}$ Uhr früh steht das Regiment angriffsbereit.

Im fahlen Mondlicht betrachten wir uns das Gelände, während eine Aufklärungspatrouille instruiert wird und abgeht.

Wir liegen auf einem langen, schwach gewölbten Höhenzug, der von einem Tal durchschnitten wird; dort unten liegt das Dorf S., eine kleine Bahnstation der Militärbahn Ch.—M. Auf der anderen Seite setzt sich der Höhenzug in gleicher Höhe fort, und da müssen

auch die französischen Batterien stehen. Der Weg bis zum Dorf ist etwa eine halbe Stunde weit. Es ist ganz das typische Übungsgelände (Camp de Ch., Camp de M.), wo kleine Waldstücke mit Blößen und kleinen, ärmlichen Haferstrichen wechseln, wie wir es von Zeithain und Königsbrück kennen.

Es ist 2 Uhr nachts; mein Hauptmann weckt mich. Eben kommt die Patrouille zurück; sie hat starke Verschanzungen, besonders am Bahnhof, aber auch sonst vor dem ganzen Dorfrand festgestellt.

Bald steht das Bataillon ohne Gepäck. „11. und 12. Kompagnie in erster Linie, 10. und 9. folgen auf 50 m; größte Ruhe ist erforderlich! Entladen! Seitengewehr pflanzt auf!“ Eine kurze Ansprache des Kompagnieführers, und dann geht es vorwärts, leise, leise, ganz leise, über Gräben, durch kleine Waldstücke, über Wiesen und durch Getreidefelder, deren Halme sich uns um die Beine schlingen. Noch haben wir 400 m bis zum Dorf — da ertönt weit rechts ein einzelner Schuß; dann drei, vier Schüsse; auf einmal auch uns gegenüber, und dann tut sich die Hölle drüben auf, — der Angriff ist erkannt. Nun hilft nur schnelles Heranlaufen. Vorbei ist es mit der Ruhe; ein tausendstimmiges Hurra setzt ein und pflanzt sich nach rechts und links kilometerweit fort, wird immer und immer wiederholt, nur mehr ein wirres Gebrüll, geeignet, jedes eigene Gefühl zu übertäuben und dem Feind Furcht einzujagen.

Langsam läßt das feindliche Feuer rechts nach; die Unsrigen sind dort schon im Besitz ihres Dorfabschnittes, also müssen wir noch mehr eilen.

Allmählich kommen die dunklen Häuser näher, wir

stürmen durch einen $\frac{3}{4}$ m tiefen Bach, durch einen Park, immer Hurra brüllend, und langsam verstummt auch uns gegenüber das feindliche Feuer; nur hier und da erhebt sich noch einmal ein lebhaftes Knattern, wie ein Aufflackern eines kleinen Brandes innerhalb eines großen, schon niedergebrannten Feuers; schnell sind wir mit dem blanken Stahl und dem Gebrüll da. Jedes Haus und jede Straßenecke sprüht einen Kugelregen. Der Gegner, der ja auch nichts sieht, schießt blindlings auf die harte Straße; die Geschosse springen wie Hagelkörner, als sogenannte Querschläger weiter und geben fast ausschließlich Beinverletzungen.

Noch schwere zehn Minuten, und das Dorf ist unser.

Raum beginnen wir uns zu verschnaufen und im Dunkeln nach Wasser zu suchen, da kommt der Befehl zum Vorgehen; der Feind muß rücksichtslos verfolgt werden; schon beginnt er, mit seiner Artillerie das Dorf in Brand zu schießen.

Als wir den andern Dorfrand erreichen, zeigt sich die Hinterlist des Gegners: in voller Flucht hat er noch Zeit gefunden, alle Strohmieten anzubrennen; wir müssen über eine taghelle Fläche als bestes Ziel für den Feind, der wahrscheinlich im Dunkeln am nächsten Waldrand sitzt.

Eine unangenehme Entdeckung. Hinter uns das beschossene Dorf, vor uns im Dunkeln der Feind, wir hell erleuchtet und über und über mit Geschossen überschüttet, die Mannschaft mit ungeladenen Gewehren! Da kommt wieder ein neues Gefühl — ebenso unangenehm wie alle Gefühle im Kriege — „es wird doch gut gehen?“ Ich befehle: „Alles hinlegen! Durchladen! Bolle Deckung nehmen! Sowie es hell wird,

Gefangenenehend

nehmen wir das Feuer auf, es kann nicht mehr lange dauern.“

So liegen wir in einem Rübenfeld, ganz flach, Hände weit vor, den Kopf tief auf der Erde, die Füße flach auf dem Boden in Erwartung des Lichts und lassen die Kugeln über uns hinwegfliegen; es gibt viele Verwundete, und jeder, der sich zum Selbstverbinden aufrichtet, wird zur Zielscheibe für den Gegner und förmlich durchlöchert. So halten wir bange Minuten aus, bis Maschinengewehrfeuer hinter uns knattert; nun lasse ich auch Feuer aufnehmen; die gewohnte Schießtätigkeit wirkt sofort überaus günstig auf die tapferen Leute; sprungweise, wie auf dem Exerzierplatz, gehen wir nun vor, und früh gegen 7 Uhr ist die Arbeit getan; der Feind in vollem Rückzug, wir Sieger auf der ganzen Linie und in einem Gelände, das für den Gegner wie geschaffen war.

Mit vieler Mühe sammeln sich die Verbände wieder, denn zwei Regimenter sind in der Dunkelheit durcheinandergekommen; dann ist bis 2 Uhr mittags Ruhe, und dann verfolgen wir den Gegner noch zwei Tage lang bis Mittag.

Gefangenenehend.

Von einem Sanitätsunteroffizier.

Die Aufnahme und Verpflegung auf den Haltepunkten war tadellos und reichlich. In Donaueschingen war die Fürstin von Fürstenberg selbst auf dem Bahnhof, um für Offiziere und Mannschaften zu sorgen. Straßburg erreichten wir nachts, und in den taghellen Straßenkegeln der Scheinwerfer, die nach Flugzeugen spä-

ten, erkannten wir erstmalig sinnfällig den Ernst des Krieges.

In Schlettstadt erhielt jeder Munition für Karabiner oder automatische Pistole. Hinter Schlettstadt bekamen wir nun schon die Spuren stattgefundener Kämpfe zu Gesicht, auch frische Gräber. Die Station war durch Eisenplatten und Sandsäcke geschickt gepanzert und bot den eingebauten Maschinengewehren gute Deckung. In Markkirch, der Endstation kurz vor der Grenze, verließen wir die Eisenbahn und setzten uns unverzüglich in Marsch. Unsere Pferde taten brav ihre Pflicht. So konnten wir den 800 m hohen Paß und damit die Grenze in zwei Stunden erreichen und waren um Mitternacht im strömenden Regen im Tal, von den Soldaten nur noch Todestal genannt; es war der Schauplatz erbitterter Kämpfe in den letzten vergangenen Tagen. Links und rechts der Straße sahen wir Artilleriestellungen mit Unterständen, wo sich vordem die Franzosen höchst gemütlich eingerichtet hatten. Sie hatten da auf Polsterstühlen an weißgedeckten Tischen bei Grammophonmusik gespeist und Sekt getrunken, bis die deutschen Granaten dazwischen gefahren waren. Der scheußliche Geruch von Verwesung, der uns da zum ersten Male in die Nase fuhr, kam von den getöteten Pferden, die bespannungsweise noch herumlagen. Die eroberten Feldgeschütze standen die Straße entlang.

In Le Repas, das einige Stunden vorher erst gesäubert war, fanden wir Sanitäter Massenquartier. Im Morgengrauen ging's weiter. Unser Befehl lautete, bis kurz vor Dié vorzurücken und uns dort einzurichten. Durch eine Anzahl Dörfer ging unser Marsch, wo wir höchstens einen Greis zu Gesicht bekamen,

desto mehr aber Federvieh, das wir mit unserem Kochgeschirr später bekannt machten. Vorgerückt bis auf die Höhe bei Haut-Mandray, hatten wir eine prachtvolle Übersicht des weiten Talkessels, in dem auch St. Dié liegt. Ein heftiger Geschützkampf tobte dort. Die französischen Batterien, dem Gelände entsprechend unregelmäßig verteilt, feuerten auch unregelmäßig. Unser Weg führte uns jetzt hinab in das Dorf Haut-Mandray, wo unser Kriegsdienst ein unerwartetes Ende finden sollte.

Mittlerweile war der Abend hereingebrochen. Scharfäugige Oberbayern unter uns hielten schon seit Stunden die Höhen um uns nicht für rein, was wir nunmehr zu spüren bekamen. Kurz vorher waren wir zwischen Munitionskolonnen, die aus 120 Wagen mit je sechs Pferden bestanden, gekommen. Ihnen galt der Überfall durch die 13er Chasseure. Plötzlich gab es von allen Seiten Infanterie- und Maschinengewehrfeuer. Wir, das Feldlazarett, wollten noch seitlich durchbrechen unter dem Schutze der Genfer Flagge. Der Chefarzt wollte aber nicht. Wie recht er hatte, in der Nähe zu bleiben, sahen wir bald, denn es gab sofort Arbeit genug für uns. In einem Bauernhause, mitten im feindlichen Feuer, wurden die Notverbände angelegt. Die Leichtverwundeten wurden in der benachbarten Schule auf Stroh gelegt, während die Schwerverwundeten bei uns blieben. Zwei Mann starben uns unter den Händen. Mit den übrigen 30 haben wir uns die Nacht hindurch beschäftigt.

Inzwischen war die Übergabe der Munitionskolonnen erfolgt. Von uns war ein Parlamentär dabei, dem versprochen wurde, das Rote Kreuz zu achten. Nur mußten wir die Waffen ablegen und durften das Haus nicht

verlassen, außer zum Verwundetentransport. Die Toten wurden von den Chasseuren mit Ehrenbezeugung bedacht.

Früh im Morgengrauen holte man uns von unseren Verwundeten weg. Die Chasseure rechts und links unserer Marschkolonne, trieben uns zu großer Eile. Hinter uns schlugen deutsche Granaten ins Dorf ein; noch sahen wir den Kirchturm stürzen. Der Kampf hat dann vier Tage dort getobt, und unsere Verwundeten blieben solange mit ihren Notverbänden liegen.

Uns jagte man auf gedeckten Wegen drei Stunden weit durch feindliche Stellungen und Truppen bis Fraize. Hier durften wir mehrere Stunden verschnaufen. Die gedrückte Stimmung wurde noch schlimmer durch die Ankündigung eines französischen Offiziers, wenn einer unter uns einen Fluchtversuch mache, würden 15 andere erschossen. Diese Schärfe war deshalb, weil angeblich deutsche Soldaten verwundete französische Offiziere getötet hätten. Natürlich war das frech erlogen. Alle Messer, Bestecks, Taschenlampen usw. nahm man uns ab. Die verwahrloste Bande hat solche schönen Sachen vorher nie gesehen.

Unsere weitere Fahrt ging jetzt in elf Autobussen über eine Pashöhe bis Gerard-Mer. Kurz vor dem Orte ordneten wir uns zur Marschkolonne. Unter starker Bedeckung, darunter französische Offiziere hoch zu Roß, mußten wir durch den ganzen Ort marschieren. Ein Theatercoup!

Jetzt ging unsere Fahrt in Viehwagen zu je 40 Mann mit vier Posten in zwei Tagen und zwei Nächten ohne Unterbrechung in langsamer Triumphfahrt über Epinal, Gray, Chalons, Le Creusot, St. Germain, Roanne, Etienne bis Mont-Briffon, unserem Gefängnis.

Auf dem ganzen Transporte machten wir die bösesten Erfahrungen. Besonders im Grenzgebiete war die Bevölkerung fanatisch gegen uns eingenommen. Mancher von uns glaubte, sein letztes Stündlein habe geschlagen, so benahmen sich die Bestien! Der Zug hielt in jeder Station; stets erwartete uns schon das Volk in dichten Reihen, mit großem Geheul und Gejohle. In die Wagen regnete es Steine. Besonders waren die Franzosen erpicht auf unsere Helme, Feldmützen, Mäntel. Wohl die Hälfte verlor so ihre Kopfbedeckung. Wenn sich die Posten unser nicht angenommen hätten, wären wir auch ganz ohne Wasser geblieben. Das Entgegenkommen bei diesen war sicher auch mehr Angst vor den stämmigen Bayern, die recht grimmig dreinschauten.

Einmal sprang ein französischer Offizier zwischen unsere Reihen und entriß uns einen Helm, ein anderer ließ einen Mann festhalten und schnitt sich Uniformknöpfe ab; aber hinten zugeschlagen wurde auch, und selbst unsere Offiziere blieben nicht verschont. Die Weiber waren die schlimmsten. Wenn die Lage nicht so ernst gewesen wäre, hätten wir an den hysterischen Gebärden und dem Herumspringen Spaß haben können. Eine alte Megäre versetzte einem Manne einen Messerstich dicht über dem Auge! Ist so etwas in Deutschland denkbar? Und das alles den berufenen Dienern des Roten Kreuzes! Unter der Genfer Flagge! Es ist geradezu unerhört! Und solche Notheiten verüben die Franzosen fortgesetzt. Sie durften uns ja gar nicht gefangennehmen. Im Feldzuge von 1870/71 hat ein einziger solcher Fall, den selbstverständlich auch wieder die Franzosen verübten, bei allen Kulturvölkern die größte Empörung hervorgerufen.

In Mont-Briffon kamen 162 Mann ins Schulhaus, der Rest von 131 Mann in den Saal des Gerichtsgebäudes.

Wir lagen auf altem Stroh, ohne Decken, aber mit viel Ungeziefer, ein Mann dicht neben dem andern. Zum Waschen war ein Wasserhahn auf dem Hofe. Dort durften wir uns früh und abends je eine Stunde bewegen. Jeden Tag gab's um 11 Uhr Suppe mit einem kleinen Stück Kochfleisch, um 6 Uhr abends Erbsensuppe. Den Morgenkaffee bezahlten wir. Verschiedene Kameraden hatten größere Geldsummen bei sich, so konnten wir für teuren Preis die notwendigsten Bedürfnisse, wie Seife, Wäsche und Ergänzungen unserer mageren Gefangenentrost kaufen. Der im Lande sehr billige Rotwein wurde uns auf höheren Befehl sehr bald wieder verwehrt. Jede Woche einmal machten wir morgens von 6 bis 8 Uhr einen Marsch. Sonstige Beschäftigung gab's nicht. So bildeten sich schnell Larock-, Skat- und Schachgesellschaften. Als unsere Ärzte auf Anfrage von einer Schweizer Bank für 100 Mark Papiergeld 120 Frank angeboten bekamen, erhielten wir so erstmalig indirekt eine gute Nachricht von Deutschland. Die Franzosen gaben uns für 20 Mark Gold 20 Frank. Zweimal wurde uns gestattet, eine kurze Nachricht an unsere Angehörigen zu senden. Es ist aber nur ein Teil an die Empfänger gelangt.

Die Bewachung besorgten wacklige Territorialtruppen von höherem Lebensalter, die sich zum Teil noch nicht einmal recht aufs Gewehrladen verstanden. Was diese uns vom Kriege erzählten, und mit welcher Überzeugung, war rührend. Wenn man ihre Mitteilungen summierte, gab's überhaupt keinen deutschen Soldaten und keine

Flotte mehr. Zum Ende stellten wir täglich Hypothesen auf, was es wohl wieder für großartige französische Siegesnachrichten geben würde. Späterhin bekamen wir kleine Erleichterungen. Es waren Nachrichten französischer Kriegsgefangener aus Deutschland eingetroffen, in denen diese die gute Behandlung rühmten. Viel konnte man uns nicht bieten, weil die Franzosen nach unseren Begriffen anscheinend sehr bescheiden leben.

Nach 20 Tagen kam die Befreiungsstunde, aber nur für's Feldlazarett, nicht ohne daß vorher genau untersucht wurde, wer wirklich dazu gehörte. Die Ärzte mußten sich einer Prüfung auf Echtheit unterziehen. So auch unser Feldgeistlicher, dem man verboten hatte, Andachten oder gar die heilige Messe mit den Mannschaften abzuhalten.

Zu unserem neuen zweitägigen Menagerietransport in Viehwagen erst über Roanne, St. Germain, Charmont, dann östlich über Etienne-Lyon, Culur, Basel, Freiburg, bekamen wir für drei Tage Proviant mit, bestehend aus Brot, Hartwurst und Käse. In Clermont stiegen noch 20 preußische Leidensgenossen ein. Ihnen ist es noch viel schlechter ergangen. In 900 m Höhe haben sie in lustigen Bretterbuden auf Stroh geschlafen. Der geringste Verstoß wurde mit Arrest bestraft. So bekam ein biederer Thüringer, der sich mit einer französischen Feldmütze, die er selbst trug, weil er seine deutsche nicht mehr hatte, harmlosen Sinnes die Stiefel abstaubte, nicht weniger als 14 Tage Arrest, denn die Tat war beleidigend für die Grande Nation! Einen Leutnant haben sie drei Tage eingesponnen, weil er seinen Teller versehentlich zerbrach.

In Clermont und Lyon war nochmals große Kontrolle. Trotzdem haben wir einen Münchener durchgeschmuggelt.

Auf der ersten Schweizer Station verabschiedeten sich unsere Posten französisch, und Schweizer Militär hieß uns in schöne D=Zug=Wagen umsteigen. Die Stationswachen traten alle unter Gewehr und erwiesen uns militärische Ehrenbezeugung. Die Stadt Genf bewirtete uns mit einem tadellosen Abendessen. Auf der Fahrt gab's fernerhin so viel Verpflegung, daß unsere Kleingewordenen Wagen nicht mehr mittun konnten. Das warme Essen wiederholte sich am Morgen in Basel, wo wir mit Liebesgaben überschüttet wurden. Der Stadtkommandant, ein Oberst, bemühte sich persönlich um uns.

Zu Fuße ging's durch die Stadt zur deutschen Grenze. Wie wir uns da freuten, beim Übertritt auf deutschen Boden, begrüßt von badischen Landwehrleuten, wissen nur die, welche dabei waren. Auf der weiteren Fahrt wurde die große Mundharmonika herausgeholt, die wir gerettet hatten, und angestimmt. Was wir hinübergesungen haben nach den finsternen Vogesen, kann sich jeder leicht denken. In der Gefangenschaft ist uns in manchen Punkten klar geworden, wie es kommt, daß Frankreich sich immer wieder in Kriege hineinstürzt. Die Unwissenheit und Verhezung durch die Schule, Behörden und vor allem die Zeitungen ist mitunter erstaunlich. Selbst gebildetes Publikum, das an unsere Wagen trat, geriet in größte Aufregung, wenn von uns einer sagte, die Zeitungen blieben nicht bei der Wahrheit. Wir waren bei der Rückfahrt weniger ängstlich. Bei der lebhaften Veranlagung der Franzosen gab's da für uns mitunter Spaß, wie sie ihre Wut in heftigen Gebärden

zum Ausdruck brachten. Die Landleute unter uns aber schüttelten den Kopf über die nachlässige Wirtschaft auf den Feldern und in den Dörfern. So, wie die Eltern es trieben, setzen die Jungen die Wirtschaft fort. Ohne Sinn und Wunsch für Verbesserungen. Wozu auch, sie glauben, die höchste Kultur zu haben.

Gegen die russischen Mordbrenner.

Gumbinnen beim Kriegsausbruch.

Diese Zeilen sind geschrieben unter dem Donner der Kanonen. Wir leben in schwerer Zeit. Max war Sonntag abkommandiert zur Hilfeleistung auf der Regierung. Dienstag stand bereits Stallupönen in Brand. Um uns steht es nicht gut. Abends befahl der Präsident, die Beamten müßten in der Nacht auf der Regierung bleiben, im Fall der Not würde für die Beamten ein Zug eingestellt, Frauen sollten nachts mit dem fahrplanmäßigen Zuge um 12 Uhr fahren. Da hieß es packen! Nur etwas Wäsche und Geld — sonst nichts, und wir zogen zum Bahnhof. Wie das alles auf die Nerven geht. Vorläufig Insterburg als Ziel, Fahrkarte in der Hand, so stand eine dichte Mauer von Menschen. Da stürzt ein Bote vom Präsidenten auf den Bahnsteig: „Russen zurückgeschlagen“, wer will, kann zurück. Ein ganz kleines Häuflein, darunter wir — zogen freudestrahlend zurück. Ich aß mich satt und dann schliefen wir traumlos. Einquartierung hatte ich auch. Zwei Fährliche und einen Feldwebel. Beim Kaffee früh — Alarm — alles flog nach allen Seiten. Dann fuhr Max am Mittwoch zu seiner Truppe. Gestern setzte der Kanonendonner — 5 km von hier — wieder ein. Abends war der Himmel blutrot — alles in der Umgegend brennt, von unsern Deutschen beschossen, damit die

Russen, die in einer Übermacht von 60 Mann auf einen Deutschen sind, zurückweichen sollten. Flüchtlinge — Vieh — alles läuft planlos in unseren Straßen herum. Vorgestern sind hier 3000 Russen durchgekommen, Gefangene. Heute wieder. Unsere schwere Artillerie feuert mit großer Bravour. Jeder Soldat ist ein Held, und ich möchte, trotzdem uns dieser Krieg so schwer trifft, diese Erinnerung nicht missen.

Heut morgen um $1\frac{1}{2}$ Uhr wurde ich unsanft geweckt, ein mächtiger Kanonendonner war zu hören. Aufstehen, anziehen, gepackt ist ein Rucksack, Stiefel nur zum Anziehen, so warten alle Bewohner still, was nun kommen würde. Rettung nahte. Es kam Verstärkung, sonst wäre Gumbinnen verloren gewesen. In unserem Haus ist außer mir nur noch eine Familie, die ausharrt. Die letzten rückten heute aus, als sie die Kanonen donnern hörten. Ich bleibe, bis es heißt: Gumbinnen räumen. Vielleicht kann ich etwas nützen. Ich kann tatsächlich gar nicht beschreiben, wie mir zumute ist. Eine so feste Zuversicht, keine Angst, und im Innern das Gefühl: Du sollst ausharren, wer weiß, wozu. Sollten wir doch flüchten — nun, wo so viele bleiben, ist auch für mich ein Plätzchen. Ohne Lisbeth gehe ich auch nicht, sie hat mir schon so oft beigestanden, wenn ich krank war, nun will ich sie bei mir behalten. Und wenn unsere Soldaten so tapfer mit für uns kämpfen, sollten da nicht die Frauen auch ausharren — zum Helfen, Laben und Trösten? Auch Du, Muttschen, würdest bleiben, glaube mir. Es ist ja furchtbar aufregend, aber eine große Zeit. Vier Kilometer von hier, also in nächster Nähe, ist unsere Artillerie eingegraben. Von unserm Hausdach aus sieht man die Truppen stehen

und das Feuer aufblitzen. Gestern wurde ein feindlicher Flieger heruntergeschossen, der Bomben warf. Das alles ängstigt mich nicht. Bloß wenn diese Kerle, die Russen, hier hereinkämen, davor hätte ich Angst. Sie zeigten sich schon so roh, so gemein, daß das gar nicht zu beschreiben ist. Die Schlacht tobt noch sehr heiß, die Russen liegen haufenweise tot. Vielleicht muß Gumbinnen geräumt werden, weil es in der Schußlinie liegt. Endtuhnen, Goldap, Stallupönen, alle unsere Güter sind bis Gumbinnen hin ein Schutthaufen. So steht man dann ohne Sachen, ohne Wohnung nachher da. Mein Heim, das sollte mir zerschossen werden? Ich kann das Furchtbare gar nicht ausdenken. Noch immer donnern die Kanonen, Verwundete und Gefangene kommen scharenweise. Etwas noch: ich stand auf dem Markt, hatte Obst eingekauft, da naht ein Zug Gefangener. Ich gebe unsern Soldaten, die den Zug begleiten, Obst. Neben dem einen Mann geht ein Russe, der bittend auch die Hände aufhält, da sagt der Deutsche: „Da“, und legt von seinen Birnen auch eine in die Hand des Feindes. Das war rührend. Ja, unsere Leute sind brave Jungs! Ein russischer Offizier, der mit seinen Mannschaften angesprengt kommt, hebt schon von weitem seine Arme: „Nehmt uns gefangen, aber gebt uns zu essen.“ Solche Bilder wechseln in bunter Reihe.

Wie sie gehaust haben.

Aus einem Brief des Amtsvorstehers Graap in Abschwangen.

Als das Heranrücken der Russen in unsere Gegend bekannt wurde, mußten auch die Bewohner des 550 Köpfe zählenden Kirchdorfes Abschwangen eiligst die

Flucht ergreifen. Nur wenigen von uns gelang es, die notdürftigsten Nahrungsmittel für die nächsten Tage mit auf den Weg zu nehmen. Unser Weg sollte uns zunächst nach Königsberg und von dort vielleicht über Elbing resp. Westpreußen nach Berlin führen. In Kreuzburg empfing ich ein Telegramm eines Borgesetzten, des Herrn Landrats, der mir mitteilte, daß die Flüchtlinge wieder nach Abschwangen zurückkehren könnten, weil die Gegend von den Russen gesäubert wäre. Ein Teil der Bewohner unseres Kirchdorfes kehrte daher wieder nach dort zurück, die meisten Ortsinsassen waren zu ihrem Glück weiter nach dem Westen gezogen. Drei Tage nach unserer Wiederkehr, die man in Anbetracht der zum Teil niedergebrannten und verwüsteten Gegend keine fröhliche nennen konnte, machten sich wieder Anzeichen bemerkbar, daß die Russen nochmals zu uns zurückkehren würden. Noch waren wir alle mit Vorbereitungen für die Flucht beschäftigt, als eine aus zwei Reitern bestehende deutsche Patrouille durchs Dorf sprengte. Die beiden Kürassiere saßen ab und versteckten sich im Garten des Müllers Pankeien. Die Reiter sollen dann auf ein herannahendes russisches Auto, das mit zwei Offizieren besetzt gewesen ist, geschossen haben. Daraufhin fuhr das feindliche Auto zurück nach Domnau, verfolgt von den beiden Kürassieren. Nach kurzer Zeit wurde unser Dorf von einer größeren Abteilung Russen besetzt. Der russische Offizier sowohl als auch seine Mannschaften behaupteten nun, von Zivilpersonen unseres Dorfes wäre auf das russische Auto geschossen worden. Trotz meiner ausdrücklichen Erklärung, die ich in meiner Eigenschaft als Amtsvorsteher dem russischen Offizier abgab und die dahin lautete, daß nicht

von den Bewohnern, sondern von der deutschen Kürassierpatrouille aus dem Garten des Müllers M. auf das russische Auto geschossen wäre, wurden alle noch anwesenden Ortsbewohner gewaltsam aus den Häusern zunächst auf die Straße geschleppt. Der Lehrer und Organist Hochwald, ein Vater von sechs kleinen Kindern, wollte sich schnell in die Kirche flüchten, um diese zu schließen. Von sechs russischen Kugeln durchbohrt, sank er nieder. Er verstarb bald darauf auf dem Transport nach Überwangen. Während dieser Zeit wurden alle Dorseinwohner in zwei Hälften geteilt und nach beiden Enden des Dorfes abgeführt. Hier mußten sich die männlichen Bewohner über fünfzehn Jahren in Reihe und Glied stellen, während Frauen und Kinder einige Schritte von uns entfernt Aufstellung nehmen mußten. Noch ahnten wir nicht, was die Russen mit uns beabsichtigten, doch ließen ihre grimmigen Mienen das Schlimmste befürchten. Jetzt erst eröffnete uns der russische Offizier, der übrigens die deutsche Sprache fast vollkommen beherrschte, daß, weil von Zivilpersonen des Dorfes auf das russische Auto geschossen wäre, alle aufgestellten männlichen Personen standrechtlich erschossen werden würden. Der Jammer unserer Frauen und Kinder, die nach den Bestimmungen der Russen Augenzeuge dieses entsetzlichen Massenmordes als „abschreckendes Beispiel“ sein sollten, war herzzerreißend. Trotzdem wir alle, an meiner Seite mein 15 Jahre alter Sohn, dem uns bevorstehenden Ende mutig entgegenschauten, schnitt uns das entsetzliche Weh und die traurige Zukunft unserer Frauen und Kinder gewaltig ins Herz. Noch einmal schwor ich dem die „Erektion“ leitenden russischen Offizier unter nochmaliger Abgabe

meines Ehrenwortes, daß nicht von Zivilpersonen, sondern von der deutschen Patrouille geschossen wäre. Gleichzeitig zeigte ich dem Offizier ein Dankschreiben eines russischen Obersten vor, das letzterer mir für die gute Bewirtung seinerzeit übergeben hatte. Ob nun die Abgabe meines Ehrenwortes oder das Dankschreiben des Obersten den russischen Offizier milde und nachgiebig gestimmt hat, konnte ich nicht ermessen. Genug, er ließ sich von dem herzerreißenden Jammer der Frauen und Kinder erweichen und nahm von einer „Erektion“ der einen Hälfte gegenüber Abstand. Schlimmer erging es freilich der anderen Hälfte unserer Dorfbewohner. Hier waren alle Tränen und Bitten der Frauen vergeblich. Eine krachende Salve vom entgegengesetzten Ende des Dorfes belehrte uns, daß ein Teil unserer Mitbewohner, etwa 40 an der Zahl, unter dem mörderischen Gewaltakt eines brutalen Feindes das Leben ausgehaucht.

Eine junge, erst vier Wochen verheiratet gewesene Frau, die Gattin des Besitzers Niemann, trat im Angesicht der blutigen, zuckenden Körper ihres Ehemannes, des Vaters und des Schwiegervaters zu den Russen und bat, sie auch zu erschießen, da ihr Leben jetzt zwecklos wäre. Doch zogen die Russen ab und ließen die überlebenden Frauen und Kinder inmitten ihrer dahingemordeten Väter, Gatten, Brüder und Söhne in stummer Verzweiflung zurück. Die entsetzliche Greuelthat wurde am Sonnabend, den 29. August, verübt. Am Dienstag, den 1. September, fanden die wieder zurückgekehrten Ortsbewohner die Leichen auf dem Schauplatz der blutigen Tragödie noch unbeerdigt liegen. Unter den Opfern russischer Willkür befand sich auch ein 80 Jahre

alter Arbeiter, der mir 50 Jahre treu gedient und jetzt sein Gnadenbrot bei mir bis zu seinem traurigen Ende empfangen hatte.

Die ersten russischen Kanonen.

Russische Grenze, den 17. August 1914.

Sonnabend, den 8. August, langten wir als letzte Verstärkung bei unserer Kompagnie in B., wo sie als Vorpostenkompagnie stand, an. Gleich der erste Abend bescherte mir eine Feldwache, und zwar eine weit vor die Linie vorgeschobene. Am Sonntag, morgens um 8 Uhr, sahen wir auf den vor uns liegenden Höhen Reiter, aus deren Benehmen man mit Sicherheit auf eine größere Tätigkeit der Russen schließen konnte. Die erste in unsere Nähe kommende Patrouille beschossen wir. Erst nachher konnte man übersehen, welchen Einfluß dieses kleine Geplänkel auf das Gefecht haben sollte. Bald darauf hörten wir rechts von uns heftiges Gewehrfeuer, das anscheinend von unserem Nachbarposten herrührte. Nun setzten russische Maschinengewehre ein. Zu sehen war nichts, nur aus der Richtung, aus der ihr Feuer hörbar war, konnte man schließen, daß jetzt auch unsere Kompagnie in den Kampf verwickelt wurde. Bald prasselte ein lebhaftes Feuer auf die Russen hernieder. Aber, wenn wir gedacht hatten, daß es sich nur um ein leichtes Gefecht mit abgeseffener russischer Kavallerie handelt, so wurden wir bald eines Besseren belehrt. Immer neue Truppen wurden von den Russen eingesetzt, und heftig drängten sie gegen unsere Stellung am Dorfrande vor. Nach kurzem Schweigen setzten die Maschinengewehre wieder ein, und zwar waren es

jetzt vier, wie man aus ihrem Feuer hören konnte. Da tönten auch schon von ganz rechts her Kanonenschüsse.

Arme Kompagnie, dachte ich auf meiner Feldwache. Hier war inzwischen meine Ablösung eingetroffen. Mit ihrer Hilfe glaubte ich, einen Handstreich auf die russische rechte Flanke ausführen zu können. Also mit den 20 Mann vorwärts. Zwei russische Maschinengewehre standen in den Waldstücken rechts von uns, die der Kompagnie sehr gefährlich werden konnten. Das war unser Ziel. Ausgeschwärmt gingen wir auf die Waldstücke zu bis auf 700 m. Die Stellung war günstig in einem Kartoffelacker. Auf ein gegebenes Zeichen wurde das Feuer aufgenommen, und der Erfolg war sofort zu sehen. Fliehend verließen die Russen das Waldstück, und die beiden dort stehenden Maschinengewehre schwiegen. Gerade wollte ich den Befehl zum Weitervorwärtsgen geben, als von links in meine Stellung Geschosse hereinschlugen. Schnell wurde die Front nach dem neuen Gegner aufgenommen, und bald war er verschwunden. Dafür fuhr aber auch hier jetzt russische Artillerie auf. Nun hieß es, das Gepäck wiederholen. Auch das gelang unter dem russischen Feuer, und wir erreichten ohne Verlust eine Stellung, von der aus wir in Ruhe die weitere Entwicklung abwarten konnten. Aber die Russen wagten es nicht, hier an einer Stelle, an der eine Strecke von 3 km nur von 20 Infanteristen gehalten wurde, einen Angriff zu unternehmen. Anscheinend glaubten sie, daß das Dorf K., bei dem unsere vorgeschobene Feldwache stand, stark von Truppen besetzt sei, und daraus mag sich erklären, daß sie mit ihrer rechtsstehenden Batterie das Dorf beschossen. Auch uns bedachten sie mit ungefähr 20 Schüssen, die aber völlig

wirkungslos waren, trotzdem die Granaten 10 bis 15 m vor und hinter uns einschlugen. Ich vermute, daß ihre Granaten statt mit Sprengstoff mit Sand gefüllt waren, anders kann man sich die geringe Wirkung nicht erklären.

Das Gefecht hatte nun schon eine volle Stunde gedauert, und immer noch lag unsere Kompagnie allein im Kampfe gegen einen an Zahl bedeutend überlegenen Feind. Alle lauschten mit gespanntem Ohr, ob nicht bald der Donner unserer Geschütze zu hören wäre. Endlich krachten die ersten Schüsse unserer 4 Kanonen.

Der Erfolg war ein verblüffender.

Im Handumdrehen war die am linken Flügel stehende Batterie der Russen außer Gefecht, und der dritte Zug ging nun zum Stürmen auf die feindliche Batterie vor und eroberte so die ersten Geschütze in diesem Kriege, sieben russische Kanonen in unseren Händen! Hurra!

Nach diesem Erfolg hielten die Russen nicht mehr aus. Sie wichen. Als nun auch noch die andere Hälfte der russischen Geschütze von unserer Artillerie beschossen wurde und am rechten Flügel ein Zug der 6. Kompagnie und links die 8. ins Gefecht eingriff, war der Sieg für uns entschieden. Die Russen gingen zurück, und wir verfolgten sie. Tagelang später fanden wir immer noch Leichen russischer Soldaten, woraus zu schließen ist, daß die Verluste der Russen sehr groß gewesen sein müssen. Nehmen doch sonst die Feinde ihre Verwundeten und Toten nach Möglichkeit mit, um sie nicht in unsere Hände fallen zu lassen. Aus den aufgefundenen Uniformstücken ist zu ersehen, daß auf russischer Seite drei verschiedene Kavallerieregimenter, eine Maschinengewehrabteilung und mehrere Batterien, im ganzen 16

Geschütze, im Gefecht waren. Der 9. August 1914 ist und wird immer ein Ehrentag unserer Kompagnie bleiben.

„Schwesterchen“.

Brief einer Schwester vom roten Kreuz.

., 31. Aug. 1914.

Von unserem großen Sieg bei Soldau-Gilgenburg-Hohenstein werden Sie bereits erfahren haben. Es war die dritte Schlacht, an der unser Regiment sich beteiligte. 30 000 Gefangene, Munition und viele Geschütze fielen in unsere Hände. Wie groß war unsere Freude. Die Nacht vorher verbrachten wir 6 km vor Hohenstein, da ein Weiterücken nicht möglich war, im Chaussee-graben. Die Schlacht begann, Kanonendonner und die vielen Feuerscheine rundum ließen uns nicht schlafen, wir froren ganz fürchterlich. Schon kamen Wagen mit Verwundeten von anderen Regimentern. Wir trugen Wasser an die Wagen, dankbar tranken die meisten. Sobald es tagte, rückten wir weiter, es schien, als habe sich der Feind zurückgezogen; von unserer Seite war beabsichtigt, ihn anzugreifen. Wenn es gelang, war viel gewonnen. Vor Hohenstein, wo unser Regiment in Tätigkeit war, sah es furchtbar aus. Die Chaussee-gräben lagen voll toter Russen und Pferde, auch von unseren Braven waren viele darunter. Ich betete im stillen: „Herr, gib ihnen die himmlische Ruhe.“ Vor Hohenstein kamen wir mit unseren Sanitätswagen in ein ganz entsetzliches russisches Geschützfeuer, alle duckten sich, und im saufenden Galopp ging es weiter. Es war das drittemal, daß wir ins Feuer kamen. Bei Fran-

Genau schlugen die Granaten derartig in den Wald vor uns ein, daß nur schleuniges Abfahren uns vor Schaden bewahrte, ebenso dann in der Schlacht bei Faulen, wo wir Gewehrfeuer von allen Seiten bekamen. Doch blieben wir dort, ein Offizier brachte uns die Meldung, wir müßten uns zurückziehen, da die Lage für uns sehr ungünstig sei und wir in Gefahr stünden, gefangen zu werden. Dann wendete es sich aber zu unseren Gunsten, wir siegten. Oberst R. kam selbst zum Truppenverbandplatz, um seine Anerkennung auszusprechen für unsere tapfere Haltung. Dort gab es viel Arbeit, 59 Schwerverwundete, viele Leichtverwundete und auch Tote. Es war grausig. Stockdunkle Nacht, unsere Sanitätswagen nur spärlich beleuchtet, dazwischen kamen und gingen Krankenträger. Wir arbeiteten fieberhaft. Später ging ich auch zu den Toten. Unwillkürlich krampft sich das Herz zusammen. Der Geist, der unsere Soldaten beherrscht, zwingt unbedingte Bewunderung ab, es ist die vollkommene Zuversicht des Sieges! Große Strapazen haben sie zu erdulden, oft Eilmärsche von 8—10 Stunden und keine regelmäßige Ernährung, und doch klagt keiner. Um 10 Uhr vormittags trafen wir in Hohenstein ein. Vorher begegneten uns drei Trupps Gefangener, wohl 3000 Mann, stillschweigend ließen wir sie passieren, unsere Truppen achteten den tapferen Feind. Doch den Begleitmannschaften riefen sie manch Bravo zu. Zu mir herauf kam mancher Händedruck, den ich kräftig erwiderte. „So kämpft die Landwehr, Schwesterchen!“ scholl es mir entgegen. „Bravo, Kameraden, alle Achtung!“ rufe ich ihnen zu. Die russischen Offiziere grüßten tiefernst zu mir herüber, es bewegte mich sehr. In Hohenstein brannte

es an allen Ecken. Fürchterlich hatten die Russen darinnen gehaust. Ein Schauern erfaßte mich. Der Stabsarzt und ich gingen einige Häuser durch. Tote Russen lagen überall herum, viele halbverkohlte Leichen. Es hatte ein Straßenkampf stattgefunden, der graufige Spuren zurückgelassen hatte. Ein trostloses Bild, das sich mit brennenden Schmerzen einprägt. Mein armes, geliebtes Ostpreußen leidet furchtbar. Ganze Strecken sind niedergebrannt. Lange Trupps Flüchtlinge ziehen mit der notwendigsten Habe daher, sich in Sicherheit zu bringen. Ein Elend, das einen zum Weinen zwingt.

Hinter Hohenstein machten wir halt, schon gab es Arbeit von allen Seiten, obwohl das Gefecht noch im Gange war. Uns wurde gesagt, der Feind sei vollkommen eingeschlossen. „Das Ganze halt!“ wurde geblasen, ein Fesselballon stieg auf, weiße Fähnchen sah man überall. Ein Parlamentär war zum Feind geschickt mit der Aufforderung, sich zu ergeben. Er wurde erschossen. Ein wütendes Geschützfeuer begann von neuem, dann wurde es wieder still. Sämtliche Stabsoffiziere rasten im Auto zum Sammelplatz, und bald hieß es, der Feind hat sich ergeben. Ein Dankgebet aus tiefstem Herzen stieg empor: „Herr Gott, wir wissen ja, du verläßt uns nicht.“ Diese Stille nach dem furchtbaren Kanonendonner löste die Spannung der letzten Zeit. Unsere Truppen bekamen endlich etwas Ruhe. Wohlverdient nach hartem 24stündigen Kampfe.

Als wir mit der Arbeit fertig waren, ging ich etwa 10 Minuten nach Hohenstein, um mir das Krankenhaus anzusehen, das die Russen für sich eingerichtet

hatten. Unterwegs kam ich kaum durch. Unglaubliche Mengen Militär lagen da in Ruhe, man zwängte mich direkt ein. Unsere Truppen kennen mich schon, aber viele andere sahen mich zum ersten Male und staunten. „Schwesterchen, fürchten Sie sich nicht?“ „Nein, Kameraden, wo ihr euer Leben nicht achtet, wenn es gilt, fürs Vaterland zu kämpfen, bin ich stolz darauf, bei euch zu sein, ich fürchte mich nicht.“ Nie im Leben werde ich diese Augenblicke vergessen. Ebenso nicht die schmerzlichen Blicke der Verwundeten und die Händedrucke. Im Krankenhaus sah es fürchterlich aus, eine Unordnung, schrecklich! Der leitende russische Arzt sprach gut Deutsch und geleitete mich neben unseren Posten. Alle Zimmer besuchte ich, 165 Verwundete lagen dort, viele Offiziere. Ein Geistlicher war auch mit, ich ging hin und gab ihm die Hand. Als ich fortgehen wollte, baten mich die Offiziere, noch einmal zu den Schwerverwundeten zu kommen. „Sie bitten sehr darum.“ Ich tat es und begrüßte sie noch einmal russisch, ich spreche es, wenn auch nicht fließend. „Gott danke es Ihnen!“ sagte ein todkranker Soldat. Ich hätte weinen mögen über dieses Elend.

Zum Verbandsplatz zurückgekommen, sah ich die Gefangenen ankommen, in unabsehbaren Reihen, mit hochgehobenen Händen und bloßem Kopf. 30 000 Mann und viel Offiziere, auch höhere. Sie werden gleich forttransportiert. Herr Oberst K. kam und drückte mir die Hand. „Das war unser erster großer Schlag, viele werden noch folgen!“ sagte er. Gott gebe es. Dann ritt der kommandierende General an den Truppen vorbei und dankte ihnen. Ein brausendes, langandauerndes „Hurra“ ertönte von allen Seiten. Wenn wir nicht

Hilfe bekommen hätten, wäre uns dieser Sieg nicht beschieden gewesen.

Um 5 Uhr abends fuhren wir von Hohenstein weiter nach Stabigottei bei Allenstein, wo wir Bivak beziehen sollten. Ungefähr eine Stunde lang konnten wir gut fahren, dann stauten sich ungeheure Truppenmassen, Artillerie und Infanterie, es war kaum durchzukommen. Neue russische Armeekorps waren im Anmarsch, diesen rückten wir entgegen. Plötzlich hieß es, in einem Walde, den wir passieren mußten, seien noch versprengte Russen, eine Patrouille sei beschossen worden. Das konnte ja nett werden. Wir mußten weiter, es war stockdunkel, alles war bewaffnet. Das heißt, wir waren nicht viel Leute, das Regiment war längst voraus, nur Patronenwagen, Feldküchen und Lazarettwagen folgten mit der nötigen Bedeckung. Ohne Beleuchtung, im Galopp fuhren wir, es knallte ab und zu, es schienen nicht viele dort zu sein, unbehelligt kamen wir durch den Wald. Plötzlich hörten wir furchtbares Stöhnen und: „Kameraden, nehmt mich mit.“ Ein verwundeter Radfahrer war durch den Bauch geschossen. Um 3 Uhr morgens langten wir am Bestimmungsorte an, todmüde. Der Herr Oberstleutnant hatte mir eine Strohschütte in einer Scheune machen lassen, im nächsten Augenblicke schlief ich fest.

Ich werde noch lange denken an diese Fahrten in dunkler Nacht und im Morgengrauen, an die Bivaks und Arbeitstage. Es hat mir noch nicht leid getan, mitgezogen zu sein, ich lerne manches kennen, was nie eine Schwester kennen lernen wird, und nehme Eindrücke mit, die sich nie auslöschten lassen. Alle Strapazen und Unbequemlichkeiten, die ja ganz erklärlich sind, lassen sich

leichter ertragen durch die Aufmerksamkeit und das Entgegenkommen der Offiziere. Sehr kameradschaftlich verkehren wir zusammen. Oft haben wir Besuch, da es an unserm Wagen immer etwas zu essen gibt, dafür sorge ich schon.

Ein Pastorsbrief aus Ostpreußen.

Zurzeit Mühlhausen (Ostpr.), 2. September.

Liebe Schwägerin!

Das Unglaubliche ist Tatsache geworden; seit Sonntag, 30. August, bin ich auf der Flucht. Sonnabend gegen Abend tauchte plötzlich eine russische Patrouille in Mighnen auf, zerschnitt die Telephonleitung und zerstörte die Briefkästen und kehrte dann nach Willenberg auf ein Gehöft zurück, dessen Besitzer im Kriege steht und seine Frau mit zwei kleinen Kindern zurückgelassen hatte. Auf die geschehene Meldung hin wurde in der Nacht die russische Patrouille von einer deutschen Abteilung aufgehoben, ein Offizier und ein paar Mann getötet bzw. schwer verwundet, die übrigen entkamen. Sonntag nach der Frühandacht wurde mir erzählt, daß russische Kavalleristen einigen jungen Leuten nachgestellt hätten. Wieder kamen ein paar russische Soldaten durch das Dorf; sie wurden von einem versprengten deutschen Infanteristen beschossen. Unter diesen Umständen begann ich noch nicht mit dem Hauptgottesdienst. Da stürzt gegen 10 Uhr Emma in mein Zimmer mit dem Rufe: „Die Kosaken kommen!“ Uns verbergen, war das Werk eines Augenblicks. Da knallten auch schon rechts und links Schüsse. Russische Reiter und Infanteristen

eilten durch die Dorfstraße hin und her, unaufhörlich schießend.

Besonders hatten sie es auf die jungen Männer abgesehen, indem sie dieselben überallhin verfolgten und auf sie Schüsse abgaben. Mein Instmann läuft schnell über die Straße zu seiner Familie, um ein Haar hätte ihn eine Kugel getroffen. In meiner Küche waren eine Menge Frauen und Kinder, hauptsächlich Flüchtlinge aus der östlichen Provinz, versammelt. Da stürzt ein russischer Soldat hinein, einem jungen Mann nach, der sich in die Küche geflüchtet hatte, und beraubt ihn unter Mißhandlungen. Einen anderen jungen Menschen verfolgt er bis auf meinen Bodenraum. Noch mehrere Male erscheinen die Russen auf meinem Hof, um nach jungen Männern zu suchen. Hinter einem Hause schaut ein Besitzer nach den russischen Soldaten aus; da kommen hinter ihm andere russische Reiter her und knallen ihn meuchlings nieder. Er ist Vater von mehreren unversorgten Kindern; nachmittags schaufelten ihm die eigenen Söhne das Grab, und ich habe ihn vor meiner Abreise noch beerdigt. Das Gasthaus Wien wurde vollständig demoliert, mehreren Einwohnern die Flinte vor die Brust gesetzt. In einem Hause durchschossen die Unholde die Fenster, verwundeten ein Kind von Flüchtlingen schwer (es ist Montag im Krankenhause von Wormditt gestorben) und schossen einem anderen Kinde die Augen aus.

Zwei Stunden wüteten so die Unmenschen im Dorf, dann zogen sie nach Kaschaunen ab. Vorher hatten sie das 300 Morgen große Gehöft in Millenberg, wo die russische Patrouille aufgehoben war, in Brand gesteckt. So konnten wir unmöglich länger in Migeñnen bleiben.

Als ich den erschossenen Mann beerdigt hatte, flüchteten wir in die Nachbarpfarrei Heinrichau, weil bei uns kein deutsches Militär war und wir vollkommen schutzlos den Russen preisgegeben waren. Der Vormittag des Montag verlief ruhig; schon wollten wir nach Hause zurückkehren, da wurden wieder russische Patrouillen gemeldet. Nachmittags gegen 2 Uhr fuhr ich nach Wormditt, um meinem Herrn Kaplan, der für den Sanitätsdienst ausgehoben ist, noch einige Bücher, die er dringend braucht, zu bringen und mich von ihm zu verabschieden. Kaum sind wir ein halbes Stündchen da, so geht ein mächtiges Schießen los. Der Bahnhof in Wormditt wird beschossen, russische Granaten schlagen in die Bahnhofstraße ein, die Leute, die gerade mit einem Zuge abfahren wollen, müssen sich schleunigst in Sicherheit bringen. Da kommt die Nachricht: „Crossen brennt!“ Und wirklich, das schöne Crossen mit seinen großen Gebäuden, mit der vollen Ernte steht in Flammen, ist in Brand geschossen. Nun heißt es schnell nach Heinrichau zurück. Ich bestelle mein Fuhrwerk, aber es ist keine Spur von ihm zu finden. Da nehme ich meinen Mantel und will zu Fuß zurück nach Heinrichau. Als ich in der Stadt an die Drenzenbrücke komme, werden eben Leiterwagen zur Absperrung der Straßen vorgeschoben. Ich steige hinüber; nach einigen Schritten beschwört mich ein Förster, nicht weiter zu gehen, da ich direkt in die Feuerlinie komme. Ich gehe auf einem Umweg nach meinem Hotel zurück, da sehe ich händeringend meinen Anton sitzen, der mich vergeblich gesucht hat. Offiziere hatten einfach mein Fuhrwerk mit Beschlagnahme belegt und sich von Anton in schleunigstem Tempo nach verschiedenen Stellen fahren lassen. Mitt-

lerweile geht das Schießen weiter, in der Stadt rennt alles in höchstem Schrecken durcheinander. Nur ein Weg ist noch frei, nach Pr.-Holland, also auf, dorthin. In unserem Rücken die finsternen Rauchwolken von Crossen; auch an etwa sechs anderen Stellen brennt es, ein schreckliches Bild. Meine Leute und auch Emma, mein sämtliches Gepäck, fast all mein Geld, wertvolle Gold- und Silbergeräte der Kirche, die Zins-scheine des Kirchenvermögens, alles ist in Heinrichau geblieben, niemand weiß, wohin ich mich gewendet habe oder ob ich überhaupt noch am Leben bin. Bis heute habe ich Emma noch keine Nachricht geben können, da die Telephonleitungen zerstört sind, und ich auch gar nicht weiß, wo sie mit meinen Leuten geblieben ist. In Busen übernachtete ich bei dem mir befreundeten Herrn Pfarrer, den ich wie ein Wanderbursche um einen abgelegten Überzieher bitten mußte, und fuhr dann hinterher nach Mühlhausen, um das Weitere abzuwarten.

Ein Marschtag in Russisch-Polen.

Noch liegt tiefe Stille über der weiten Ebene. Aber das Morgenrauen kommt, die Sterne verblässen, und langsam, ganz langsam klettert der junge Tag über die grauen Höhenrücken am Horizont, kriecht sachte über die bereiften Stoppelfelder und schaut neugierig in das kleine polnische Nest, das friedlich zwischen einigen Pappel- und Nußbaumgruppen versteckt liegt und der müden Truppe Unterkunft gewährte.

Langsam wird's zwischen den Häusern lebendig. Besonders da, wo der Feldwebel liegt. Von da läuft es

und rennt es plötzlich, und bald regt es sich in den Hütten. Die schlaftrunkenen Musketiere fahren halb erschreckt, halb verwundert aus dem Strohlager empor ... Was hat's gerufen? Haas! Korporalschaften Kaffee empfangen! Schon dampft die Feldküche neben der Scheune, die sogenannte Bouillonkanone. Ja, wenn wir die nicht hätten! In fünf Minuten ist der braune Trank ausgegeben, er ist dünn, aber warm, und das ist die Hauptsache. Man reißt sich drum und kaut ein Stück Kommißbrot dazu, trocken natürlich, denn nur wenige sind so glücklich, irgendwo ein wenig Schmalz ergattert zu haben. Auch die Offiziere haben nichts anderes, fern sind die Zeiten, wo es noch Butter gab.

Antreten! Die Brotreste verschwinden in den Taschen, die Korporalschaft tritt an und rückt zum Zug, die Züge zur Kompagnie, das Bataillon sammelt sich am Ortsausgange des Dorfes. Die Hauptleute melden dem gestrengen Herrn Major, und dann geht's los, Reihenfolge neunte, zehnte, elfte, zwölfte: Das Gewehr über! Ohne Tritt marsch! Marschordnung! Wohin, weiß kein Mensch. Bloß, daß es vorwärts geht, das weiß jeder.

Vorwärts! Zunächst bis zum Nachbardorf, wo sich das Regiment sammelt, gleich quer über die Sturzäcker, und dann nähern wir uns der großen Landstraße, auf der die Division vorgeht. Schon von weitem heben sich deutlich die Kolonnen ab. Das Regiment reiht sich ein, zieht an dem zur Brigade gehörenden Schwesterregiment vorbei und rückt an den ihm bestimmten Platz, vorbei an der Feldartillerie, vorbei auch an der schweren Artillerie, die bei Namur so brillant geschossen. Dann wird gehalten. Währenddessen ziehen andere Truppen vorbei,

Pioniere, der Divisionsbrückentrain, der demnächst die Brücken über die Weichsel schlagen soll, Sanitätskompanie, Telegraphenabteilung und was sonst so im Korps herumwimmelt. Endlich kommt Bewegung in die Kolonne, ein Glied der langen Heereschlange nach dem anderen schiebt sich nach vorne: Die Division marschirt...

Zunächst fällt's recht schwer. Die Beine sind heute so schwer und der Tornister noch schwerer. Aber man braucht doch das Gepäck. Und dazu noch eine Blase am Fuß! Meine Herren, da gibt's nichts zu lachen! Die Straße ist dreckig, zwei Rotten gehen darum links, zwei rechts. Ja, wenn jeder so gehen könnte, wie er wollte! Aber fortwährend heißt es: Aufgehen! Vordermann! Der Musketier Schmidt II stellt seine Betrachtungen über die Gegend an. Rechts Felder, links Felder, am Horizont ein bewaldeter Höhenrücken und ein Dorf davor. Eigentlich ganz wie zu Hause... Wenn bloß die Polacken nicht so dreckig wären! In was für Löchern das Volk nur haust! Und da muß man nun nachts... Bum... Aha, es geht wieder los vorne. Bum, bum... Gardekürassiere mit ihren schwarz-weiß bewimpelten Lanzen sprengen nach vorne. Ob es heute ein Gefecht gibt? Einstweilen geht's weiter, immer weiter. Durch ein brennendes Dorf geht's. Hier hat die Vorhut gestern gekämpft, rechts und links der Straße liegen Tornister, zerbrochene russische Gewehre und Pferdekadaver... auch gefallene Kameraden, das Gesicht mit dem Mantel überdeckt. Ein bedauernder Blick und man geht vorüber, man ist das schon gewöhnt. Wenn man nur wüßte, was los ist. Aber fein ist's doch, daß die Russen so ausreißen! Ja, der Hinden-

burg, da kann der gute Rennenkampf nicht mit. Uí, wie sie vorgestern gelaufen sind, wie sie ausgekratzt sind bei Spatorow oder wie das Nest hieß.

12 Uhr. Sonst aß man da zu Mittag und trank ein Glas Bier dazu. Das wird jetzt beides durch stramme Haltung ersetzt. Ob nicht bald gehalten wird? Nun fängt's auch noch an zu regnen, erst langsam, dann immer kräftiger... Die schon ohnehin sehr schlechte Straße wird zum Sumpf. Patsch, patsch, patsch! Es geht durch die Stiefel. Das ganze Zeug naß... Erst wird geschimpft, dann aber gewinnt der Humor die Oberhand. Ein Wiß jagt den anderen, und schließlich hat Petrus ein Einsehen. Und so geht's weiter. Dörfer, Felder, Waldkullissen rechts und links, ein kurzer Halt, und dann wieder weiter, weiter, weiter...

Eine Stadt? Ja, wirklich, eine Stadt. Überschreiten eines schmalen Flusses, einer von den Russen halbzerstörten Brücke mit dem Standbild des Ortsheiligen an der Seite, und man ist drin. Mitten drin in einer polnischen Kleinstadt. Ach, ihr lieblichen deutschen Städtchen, wenn ihr diese polnische Schwester sehen könntet. Alles Schmutz, Unrat, Schlamm. Vor den baufälligen, gardinenlosen, bis zum Ekel verwahrlosten Häusern stehen die Bewohner, meistens polnische Juden, in langen schwarzen Mänteln, schwarzen Käppchen und langen schwarzen Haarsträhnen. Und überall riecht es verdächtig. Kein Wunder, wenn da Seuchen ausbrechen. Gott sei Dank, daß es wieder rausgeht aus dem Nest! —

Ein Adjutant kommt angaloppiert. „Befehl zum Übergang zur Ruhe,“ ruft er uns zu. „Wo kommen wir hin?“ — „Keine Ahnung.“ Wieder vergeht eine

Stunde. Schweigsam zieht die Truppe dahin. Jetzt kommt der Bataillonskommandant: „12. Kompagnie nach Girsze!“ Eifrig wird das Nest auf der Karte gesucht. Endlich hat man es. Donnerwetter, immer noch 6 km. Immerhin, man weiß wenigstens, wo man hinkommt. Mittlerweile ist's finster geworden, man sieht den Weg nicht mehr, stolpert über Gräben, Pfützen und Steine. Ein Licht erscheint. Ob's das ist. Nec, bloß ein einzelnes Haus, dahinter wieder rechts und links der schweigende Tannenwald. Wieder wird gehalten. „Was los vorne? Kosaken?“ Nein, es war wieder mal nichts. Das mit den 6 km scheint nicht ganz zu stimmen. Endlich erscheinen in der Ferne die Umrisse einer Ortschaft. Erleichtert atmet alles auf. Der Hauptmann reitet vor, um die Quartiere einzuteilen... Nun ist man da und hält am Dorfeingang. Fünf Häuser sind der Kompagnie zugeteilt, die Scheunen freilich nur zum Teil, denn sie gehören der Artillerie. Das Verteilen der Quartiere beginnt. Eine Heidenarbeit, die nie ohne Schimpfen abgeht. Eine Viertelstunde Unordnung um der lieben Ordnung willen. Dann endlich hat jeder sein Dach. Ein Teil der Leute liegt eng zusammengepfercht in den Stuben und den dicht daneben befindlichen Schweineställen, die andere, weniger glückliche Hälfte in den zugigen Scheunen. Noch einmal spendet die Feldküche Kaffee, schnell werden noch ein paar Hühner gekocht und heißhungrig verschlungen, und dann endlich — es ist glücklich 11 Uhr — senkt sich der Schlaf auf die müden Augen.

In der dumpfen Bauernstube, in der die fünf Kompagnieoffiziere liegen, brennt noch Licht. Eine trübe Ölfunsel nur, die bald durch eine Kerze ersetzt werden

muß... Gestern ist ein Kamerad von der Zehnten gefallen, Kopfschuß. Ob man auch morgen abend wieder zusammensitzen wird?

Morgen geht's weiter. Wohin, wie weit, niemand weiß es. Aber eins weiß man, es wird wieder vorwärts gehn, immer vorwärts den Russen nach...

Die Russen im Wurstkessel.

Im Bivak, 17. August.

Liebe Mutter! Gestern haben Deine beiden Jungen die Feuertaufe, d. h. die richtige erhalten. Noch heute dauert er an, der große Tag. Gestern wurden wir gegen 10 Uhr mittag alarmiert. Schon von weitem hörte man den Kanonendonner. Die 1. Division hatte von Stallupönen aus ein russisches Armeekorps auf den Hals bekommen. Also! 2. Division zu Hilfe. Um 1 Uhr führen wir in Stellung. Vor uns ein grausiger Blick nach Rußland, sämtliche Ortschaften der Grenze in Flammen, dazwischen staken die russischen Bataillone. Bald sahen wir sie auftauchen. Unsere Infanterie hatte sie aus ihren Stellungen geworfen und huitt! huitt! fausten unsere Geschosse in die zurückgehenden Massen, daß es spritzte. Mit bloßen Augen konnte man die furchtbare Wirkung sehen. Dazu im Grund das wahnsinnige Geznatter der Infanterie und Maschinengewehre. Wir hatten die Russen im Wurstkessel. Wie die Wahnsinnigen liefen sie; also aufgeproßt zur Verfolgung. Im Galopp ging es in den Grund. Was gilt ein Mensch, ein einzelner in diesem wilden Ringen. Über tote Menschen und Pferde fausten die Geschütze. Ein Bild, das

man nie wieder vergißt. Zerschossene russische Maschinengewehre, Telephonwagen, zerrissene Eisenbahnschienen, Russen, die auf den Knien lagen und um Gnade bettelten, ein toller Wirbel von Bildern. Dann ging's an langen Kolonnen vorbei, Gefangene, in dreckigen braunen Uniformen, zerrissen und verhungert, 1800 Mann und der Oberst des Regiments. In weiteren vier Feuerstellungen haben wir den Russen dann noch an der richtigen Stelle Granatsplitter eingesetzt. Und nun die Feuertaufe. In der 3. Stellung stehen wir offen auf der Höhe. „Decken!“ schreit der Batteriechef. Ich sehe durch mein Glas nach vorn. Ein scharfer Pfiff in meinen Ohren. Aha! ein russisches Infanteriegeschöß. Raum habe ich mich mit meinen Leuten hinter das Geschütz geworfen, da kommt's, erst sst! es wird ein hohles Pfeifen bis zur Sirene, dann „bui“, 5 m hinter mir sehe ich Dreck und Steine fliegen, eine Rauchwolke steigt auf, 15 m hinter der Batterie ein zweites. Ein Gartenzaun und zwei Pferde des Stabes fliegen in die Luft. Zurück hinter die Höhe. Da packt auch der Offizier zu. Immer, wenn ich es kommen höre, niederducken, und der Tod saust kreischend vorbei. So schleppen wir das schwere Geschütz 30 m zurück durch schweren Lehmboden. Da wird der Meter sehr lang. Bis 8 Uhr, dann endet die Finsternis den Lärm. Ein zweites russisches Armeekorps kommt auf unsern linken Flügel, wir gehen in unsere Verteidigungslinie bei Gumbinnen zurück. Ankunft dort 9 Uhr vormittags. Hier graben wir uns bis zur Nasenspitze ein und warten. Es ist 6 Uhr abends. Seit gestern früh hat kein Mensch der Batterien geschlafen. Mit Hans habe ich eben Kaffee getrunken. Er hat gestern durch Stallupönen Patrouille

mit einem Unteroffizier geritten. Mit dem Parabellum ist er im Caracho durch das Dorf gerast. 11 mal wurde aus den Fenstern auf ihn geschossen, es ging aber so fix, daß er nicht wieder schießen konnte.

Armer Hans! Heute traf ich ihn, ein russischer Offizierskarabiner schmückte ihn und ein Beutel mit 150 Patronen, die er gestern auf dem Schlachtfeld erbeutete. Wie Karl May sah er aus, ich habe mich schief gelacht. Er trägt jedenfalls sehr zur Belustigung der Batterie bei. Heil und Sieg!

Dein Curt.

Meidenburg.

Selbsterlebtes von Th. Boettner, Kreis Schulinspektor in Meidenburg.

Um 7 Uhr kam am 22. August eine Kosakenpatrouille von etwa 15 Mann in die Stadt. Die ganze Besatzung waren noch 2 Mann Jäger und 1 Kürassier, die wahrscheinlich ihre Truppe verloren hatten und deshalb in der Stadt zurückgeblieben waren. Binnen 10 Minuten hatten diese 3 Mann die 15 Kosaken vertrieben. Etwa drei Stunden später kamen 80 Kosaken mit Gebrüll und geschwungenen Lanzen von Norden her in die Stadt gesprengt und machten auf dem Marktplatz halt. Im Nu waren sämtliche größeren Schaufenster mit den Lanzen und Flintenkolben eingeschlagen oder durch Schüsse zertrümmert und mancherlei Wertsachen und Eßwaren geraubt. Darauf machten sich die Kosaken daran, die Schienen in der Nähe des Bahnhofs aufzureißen. Eben waren sie damit beschäftigt, als etwa 20 deutsche Radfahrer einrückten und die Kosaken in die Flucht schlugen.

Wir glaubten, daß die Gefahr vorüber sei, da erdröhnte plötzlich Kanonendonner. Es war genau 2 Uhr nachmittags. Da kommt auch schon der Hauptmann der Feuerwehr in das Gasthaus gestürzt: „Das Gebäude des Vorschußvereins steht in hellen Flammen!“ Die ersten Granaten waren eingeschlagen und hatten gezündet. Die meisten Einwohner flohen in wildem Entsetzen, die übrigen verbargen sich in den Kellern. Ich zog mich auch in den Keller zurück, um den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten. Das Haus des Vorschußvereins liegt meiner Wohnung gerade gegenüber. Prasselnd züngelten die Flammen empor. Ich wunderte mich, daß sie trotz des Windes weder auf mein Haus noch auf das danebenliegende Leerdach überschlugen.

Granate auf Granate flog heulend heran und plakte über den Häusern. Wohl dreihundert mögen uns die russischen Geschütze zugesandt haben. Bald brannten die Gebäude des Marktes ringsumher. Um $\frac{1}{2}$ 5 Uhr fiel der letzte Schuß.

Ich begab mich jetzt in meine Wohnung, um die Fenster zu schließen und einige wichtige Papiere zu mir zu stecken. Da sehe ich auch schon, wie ein heulender Schwarm von russischen Soldaten, mit Arten und Beilen bewaffnet, über das Postgebäude herfällt und Fenster und Türen einschlägt.

„Jetzt ist es höchste Zeit!“ denke ich, laufe in den Garten und setze über den Zaun. Im nahen Wald will ich mich verstecken. Im Nachbargarten treffe ich einige Männer. Was ist zu tun?! „Wir verstecken uns dort im Gewächshause.“ Ich springe über den nächsten Zaun und gelange auf eine Wiese. Da noch

hinüber und du kannst den Wald erreichen! Plötzlich sehe ich, daß die ganze Wiese von Kosaken und Infanteristen umstellt ist. Denen wäre ich direkt in die Arme gelaufen. Kurz entschlossen wende ich mich nach links, springe über einen Graben und ducke mich in das fußhohe Gras. Vielleicht haben sie dich nicht gesehen. Entdecken sie dich, so bist du ein Kind des Todes. Denn was hast du dort an der Wiese zu liegen? Unzweifelhaft bist du ein Spion.

Raum habe ich mich hingeworfen, da kommt auch schon der ganze Schwarm über die Wiese, dicht an mir vorüber. Sie rücken in die Stadt ein, und jetzt beginnen sie die Plünderung. Ich höre ihr Siegesgebrüll, höre das Geschrei der Männer, das Kreischen der Mädchen und Frauen. Unheimlich leuchtet der Feuerschein von meiner Straße, vom Markt her. Dichter Qualm wälzt sich heran, Garben und Funken regnen hernieder. Nach etwa einer Stunde kehren die ersten Räuber zurück, in langen Reihen folgt Mann auf Mann. Sie tragen ihre Beute zusammen. Große Säcke schleppen sie auf dem Rücken daher. Der bringt Blechbüchsen, der Betten, Lächer und Stoffe, der trägt ein Fäßchen, jener Flaschen, zwei treiben ein widerwilliges Schweinchen vor sich her und untereinander prahlen sie von ihren Heldentaten. Oben am Rande der Wiese schlagen sie ihr Lager auf. Da feiern sie jetzt ihren Sieg. Sie schlachten und prassen und trinken. Immer lauter wird ihr Gebrüll. Sie streiten sich um die Beute. Ich liege auf der Seite im Grase und sehe mir das Getriebe an. Ich verstehe nicht, was sie einander zurufen. Aber ein anderer, dem es nicht besser ging als mir, hat es verstanden: „Jetzt brechen wir in dieses Kaufhaus ein, jetzt

in jenes.“ Und war die Arbeit dort vollbracht, so ging das Gebäude auch sicher bald darauf in Flammen auf.

Bei weitem nicht alle Häuser, die herunterbrannten, sind von Granaten in Brand geschossen worden. Auch war es nicht möglich, daß die Flammen überschlugen. Ich habe es ganz deutlich beobachtet, wie plötzlich Gebäude aufflammten, die weitab vom Brandherd standen. Die Leute müssen Handgranaten gehabt oder mit Petroleum und Streichhölzern gearbeitet haben. In der evangelischen Kirche hatte eine Schar von Einwohnern Schutz gesucht. Die Russen nehmen die silbernen Geräte heraus. Kurze Zeit darauf steht die Kirche in Flammen. Ich habe es deutlich gesehen, daß erst der Rauch und dann das Feuer zum Dach herausschlug. Also muß sie von innen angezündet worden sein. Zum Bürgermeister kommen ein paar Schurken und verlangen Lebensmittel und Petroleum. Sie plündern seine Wohnung in seiner Gegenwart. Dann räumen sie die Wohnung aus, die darüber liegt, und stecken das Haus den Bewohnern über dem Kopfe an. An den beiden Ecktürmen kam das Feuer zuerst aus.

Allmählich wird mir's kühl in meinem Versteck. Soll ich hier die Nacht zubringen? Da höre ich Räderrasseln. Das sind sicher Geschütze, und eine lange Reihe muß es sein. Lautes Geschrei dringt an mein Ohr. Die Deutschen kommen! Gewiß haben sie vernommen, daß der Feind unsere Stadt besetzt hat. Jetzt werden sie uns befreien. Die Zwanzigtausend, die gestern abend durchzogen, können ja so weit noch nicht sein. Das Fest muß man feiern. Ich setze mich also aufrecht hin und stecke mir eine Zigarre an. Raun brennt sie, da höre ich zwei Russen dicht neben mir, 3 m ab. Sie be-

raten offenbar, wie sie über den Graben kommen können. Ich klappe wieder ins Gras und liege 10 Minuten wie ein Baumstamm. Dabei ist mir heiß geworden, ich kann es nicht leugnen. Die Deckung auf der rechten Seite war auch nicht besonders gut. Die beiden schreiten noch einige Male auf und ab, aber verziehen sich dann, weil ihnen der Graben zu breit ist. Ich habe mich aber zu früh gefreut, denn was da einrasselte, sind russische Kanonen und Beutewagen. Ich warte noch eine Stunde. Es war unterdessen 10 Uhr geworden. Was soll ich tun? Morgen, wenn's hell wird, werden sie dich doch hier finden. Drüben steht ein Blockhaus. Das hatten unsere Soldaten aufgestellt, als sie die Stadt in Verteidigungszustand setzten. Dort kann man die Nacht verbringen. Ich krieche also behutsam auf Händen und Füßen heran, gerate dabei aber ins Wasser, das mich bis auf die Haut durchnäßt. Meine Lage wird dadurch nicht angenehmer und meine natürliche Wärme nicht größer. Ich muß also schauen, ob mein Haus noch steht und ob ich mich hineinschleichen kann. Ich erreiche die ersten Häuser der Stadt. Keine Menschenseele ist zu sehen. Aber, Herrgott, wie sieht es hier aus! Kein Fenster ist ganz, keine Tür heil. Und vor den Häusern und drinnen ein unbeschreibliches Durcheinander.

An den Straßenecken und an einzelnen Häusern stehen Gruppen von Kosaken und Infanteristen. Ob man lebendig an ihnen vorüberkommt? Haben sie die unglücklichen Einwohner der Stadt geschont, oder haben sie sie niedergemacht? Sind die Bürger geflohen, oder sind solche noch in der Stadt? Ich weiß von alledem nichts. Aber ich weiß, daß ich an den Halunken vor-

über muß. Und es glückt. Sie sehen mich mißtrauisch an, aber sie lassen mich laufen. In der Poststraße steht eine lange Reihe von Kosaken zu Pferde. Sie regen sich nicht, sie schlafen. Wie aus Erz gegossen erscheinen Mann und Pferd; dann und wann werden sie von einer aufschießenden Flamme gespenstisch beleuchtet. Ich komme ins Haus. Sämtliche Türen stehen weit offen. Ich hatte sie nicht verschlossen, um den Herren das Einschlagen zu ersparen. Das war recht getan, denn jeden Widerstand beseitigen Art und Kolben. Sämtliche Schränke, Schubladen, Behälter sind geöffnet. Alles, was drin war, ist herausgerissen und durchwühlt. Stühle, Kästen, Kleider, Wäsche, Wanduhren, Bilder, kurz alles, was sich in einer Wohnung befindet, liegt kunterbunt durcheinander. Man kann keinen Schritt frei schreiten. Was mögen die Spitzbuben gesucht, was mag ihr Interesse erregt haben? Zigarrenkisten liegen leer am Boden. Die wenigen Lebensmittel, die ich noch besaß, sind weg. Die Schmucksachen meiner Frau, silberne Bestecke und Löffel sind verschwunden. Zwei Brecheisen finde ich an verschiedenen Stellen. Sie tragen beide dieselbe deutsche Fabrikmarke. Es scheint fast, als gehörten sie zur Ausrüstung eines russischen Soldaten. Und Deutschland hat ihnen dies Kriegsmaterial geliefert. In erster Linie haben sie's natürlich aufs Geld abgesehen. Auch hier zeigt sich ihre Stärke und ihre Übung. Die gut versteckten Sparkassen der Kinder haben sie richtig gefunden. Von meiner Standuhr, von meinem Wecker haben sie die hintern Verdeckplatten abgeschraubt, von den stehenden Bilderrahmen die Pappe gelöst: Es konnte ja Papiergeld darin versteckt sein. Doch, was sollte ich klagen. Sie sind glimpflich mit

mir umgegangen. Sie haben mir keine Betten und Sofas aufgeschlitzt, keine Türfüllungen und Spiegel eingeschlagen, kein Geschirr und keine Fenster zertrümmert, auch das Haus nicht angezündet. Nachher habe ich in andern Straßen und Häusern gesehen, daß das alles zu ihrem Handwerk gehört. Die Kosakenwachen stehen träumerisch auf den Straßen. Sie sind aufgezo-gen, um die Stadt vor der Plünderung der eigenen Kameraden zu schützen, aber erst, als die Plün-derung bereits vollendet war.

Man muß anerkennen, daß auch unter russischer Oberhoheit eine gewisse Ordnung herrscht. Der Hauptmann der Feuerwehr hatte sich erboten, die Rettungsarbeiten zu leiten, damit nicht die ganze Stadt in Flammen aufgehe. Er hatte aber um eine Wache für sein Haus gebeten, das bisher unverlezt war. Er bekam sie, doch als er zurückkehrte, war sein Haus schändlicher ausgeplündert als alle andern, und Spirituosen und Zigarren im Werte von Tausenden von Mark hatte man fortgeschleppt. Einem andern Herrn ging es nicht viel besser. Solange sein Haus unbewacht war, ging alles gut. In der Nacht, da er einen Sicherheitsposten erhielt, wurde er bestohlen. Am Tage nach der Beschießung kamen Duzende von Beute-wagen, die von Soldaten oder Bauern aus Polen geführt wurden. Sie wurden in Kaufläden und Privathäusern gefüllt mit allem, was man brauchen und nicht brauchen kann. Den Geschäftsgang leiteten die Sicherheitswachen.

Man sieht, siegreiche Russen haben auch ihre starken Seiten.

Im Kartoffelacker.

Angerburg, den 17. 9. 14.

... Als ich nach Mühlen zum Bataillon kam, es war 2 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags, stand dieses eben im Begriff, ins Gefecht zu gehen. Wir lagen erst als Reserve bei einem Waldstück, von dort schickte mich der Major als Beobachter vor. Ich lag ungefähr 200 m vor dem Bataillon hinter einem Chausséestein. Da ging das Singen der Kugeln wieder los, genau so, als ob eine laut summende Biene einem am Ohr vorüberfliegt. Beim Aufschlagen gibt es einen kurzen Klatsch und ein Staubwölkchen. Man gewöhnt sich sehr bald daran. Bei den ersten drei-, viermal duckt man sich unwillkürlich. Das 1. und 2. Bataillon lag nun in Schützengräben dicht vor dem Gut Mühlen. Das prachtvolle Gut wurde in Brand geschossen, ein schauerlich-schöner Anblick. Grau flogen die verdamnten Kleinkalibrigen Dinger in großen Massen zunächst über uns weg. Dann gingen wir vor und lagen an der Chaussée, da schlugen sie mitten ins Bataillon, wunderbarerweise ohne zu treffen. Da plötzlich ein fürchterlicher Krach: die russische Artillerie, die bloß 1500 m von uns weg stand, hatte das Bataillon entdeckt. Alles zog nun, um aus dem Feuer zu kommen, ungefähr 200 Schritt rückwärts, und nun kamen schreckliche Momente. Das ganze Bataillon lag in einem Kartoffelfelde zwei Stunden oder länger im Artilleriefeuer. Die russische Artillerie schießt hervorragend, Gott sei Dank taugen die Geschosse nicht viel, sonst wäre es fürchterlich gewesen. Ganz dicht, höchstens zwei Schritt von mir und dem

Major schlug eine Granate ein, bewarf uns beim Explodieren mit Erde, verbreitete einen schrecklichen Geruch, tat uns aber nichts. Wenn die Dinger über uns sprangen, prasselte es fürchterlich in den Kartoffelblättern, eine Kugel, die dicht neben mir hinfiel, bringe ich mit. Mit Ausnahme eines einzigen Toten bei der 10. Kompagnie waren Gott sei Dank keine Verluste zu verzeichnen. Auf der Chaussee, wo der Bursche des Obersten die Pferde in Deckung hinter einen Park bringen wollte, wurde der arme Kerl und zwei Pferde von einem Schrapnell totgeschlagen, das dritte Pferd schwer verwundet. Das Bild werde ich nie vergessen, wie der brave Bursche im Zusammenbrechen noch immer das sich bäumende Pferd festhalten wollte.

Es war ganz windstill und der ganze Pestgestank von den russischen Geschützen lagerte über uns, so daß man nichts sehen und kaum atmen konnte, so ekelhaft süßlich riecht das Zeug, ganz widerlich. Diese Situation dauerte, wie ich schon sagte, etwa zwei Stunden. Da endlich kam der Befehl: „Der Feind steht dicht vor unseren Schützengräben. Das Bataillon soll sofort vor, um den Sturm abzuwehren!“ Es war schon dämmrig, das brennende Gut beleuchtete das ganze weite Feld, die vorstürmenden Soldaten sahen aus wie rote Gespenster. Ich kann Dir sagen, es war ordentlich eine Erlösung, als wir so vorstürzten. Links neben uns ein Bataillon Landwehr. Die Leute gingen wie die Verrückten los, riefen schon 200 m vom Feinde ab immer Hurra. Quer durch das Kreuzfeuer, das uns überschüttete. Leider war unsere Hoffnung auf einen frischen, fröhlichen Sturm verfrüht. Die Herren Russen, die übrigens große Verluste hatten, zogen es vor, liegen

zu bleiben und nicht zu stürmen. Wir schossen noch bis 9 Uhr fast ganz im Dunkel. Getroffen wurde auf beiden Seiten nichts mehr. Da wurde es unserem Major, der auf dem Flügel jetzt das Kommando hatte, zu langweilig. Er stand auf und rief mit lauter Stimme: „Stopfen.“ Sofort hörte das Feuer auf bei uns und zwei Sekunden später bei den Russen. Wir blieben bis 10 Uhr in voller Bereitschaft liegen mit auf= gepflanztem Bajonett. Ich kletterte als Patrouille vor und stellte fest, daß die Russen zurückgegangen waren. Dabei kam ich ganz nahe an den Feind und hörte die russischen Verwundeten furchtbar stöhnen. Diese plötzliche Stille nach dem Geschosse war ergreifend. Wir hatten wenig Verluste, nur Leutnant Sch. war sehr schwer durch Hals, Unterkiefer und Ohr geschossen. Am stärksten hat Hauptmann B.'s Kompagnie gelitten. Als B. vom Oberst das Eiserne Kreuz bekam, kamen ihm die Tränen in die Augen und er sagte bloß: „Jetzt bekomme ich das Kreuz und meine armen Kerle liegen alle bei M. tot.“

Wie die Russen umzingelt wurden.

Ein Feldpostbrief vom Schlachtfeld von Tannenbergr.

Die Sache kam so: wir hatten mit unserem Korps die Russen eingekesselt, so daß sie weder links noch rechts oder oben und unten rauskonnten. Unser Korps marschierte im Süden in Gewaltmärschen unter kleinem Geplänkel bis Meidenburg, um den Gegner dort nicht nach Rußland durchzulassen. Es war furchtbar anstrengend. Wir schliefen im Gehen und Stehen, kamen an einem russischen Flugzeug, das in unsere

Hände fiel, vorbei und quartierten uns spät in der Nacht in Meidenburg ein. Die Stadt ist fast ganz zerschossen, alles niedergebrannt und ausgeraubt, ein furchtbares Bild. Meidenburg hatte tagelang russische Besatzung und einen russischen Kommandanten, den wir ergriffen. Ich lag mit Hauptmann D., Redakteur aus Berlin, der jetzt meine Kompagnie führt, und anderen Offizieren bei einem Herrn G. auf dem Teppich unter dem Kronleuchter. Da wir von unseren Küchen keine Verpflegung erhielten (denn sie konnten nicht rechtzeitig da sein, die Russen hatten beim Abzug hinter sich alle Brücken gesprengt), gab uns der Herr Wasser mit Saft, Brot, das er durch den russischen Kommandanten empfangen hatte, und sein letztes Schmalz. Frühmorgens aßen wir, da das Schmalz zu Ende war, trockenes Brot.

Von Meidenburg ging es in aller Frühe nach Willenberg. Unsere Artillerie hämmerte tagelang in die Russen hinein von allen Seiten, und wir fegten hinterher alles rein. In Muschacken erbeutete ich das erste Pferd, für das ich einem Mann fünf Mark bezahlte. Wir schloßen in Verteidigungsstelle auf freiem Felde mit Umhang und Kosakenmantel bedeckt. Beim Morgenrauen gingen wir weiter nach Willenberg zu. In Puchalowen hatten die Russen einen Durchbruch nach Süden, nach der Grenze versucht, unsere Grenadiere im Marsch unter dem Schutze der Nacht von der Seite angefallen und ihnen viele Verluste beigebracht. Das mußten sie schwer büßen. Unser erstes Bataillon kam den Grenadiern gegen 5 Uhr zu Hilfe. Ich gab mein Pferd einem Mann zum Halten, und es verschwand. Ich ging als Spitze mit einem Feldwebel

und ein paar Mann einige hundert Meter vor dem Bataillon auf der Chaussee und links und rechts davon durch den Wald mit der Pistole in der Hand. Plötzlich links russische Reiter. Wir schossen einige ab. Sie kamen zu uns und flehten uns an, teilweise verwundet, die anderen sprengten zurück. Plötzlich schwärmten wir alle nach links aus und griffen an. 200 bis 300 m vor uns waren in Puchalowen und im Walde die Russen. Maschinengewehrfeuer ging über unsere Köpfe hinweg. Von unserer Kompanie ein Toter und drei Verwundete, einer mit Kopfschuß sah frisch aus und sagte: „Ich verliere nie den Mut, Herr Leutnant.“ Nachdem wir eine Weile gelegen und geschossen hatten, stürmten wir durch einen moderigen Graben vor, und die Russen flohen, was nicht erschossen war. Wir erbeuteten russische Geschütze, Maschinengewehre, die wir zu Marmelade zerkackten, Pferde und mehrere tausend Gefangene.

Dann marschierten wir nach Neuschwerder weiter. Wir sahen links, daß die Russen am Waldrande weiße Tücher schwenkten. Endlich kam ein Trupp mit einer großen weißen Fahne, und da gingen wir mit ebensolcher entgegen. Die Russen ergaben sich ohne Schuß, zwei Armeekorps. Der russische Oberbefehlshaber mußte seine Leute auffordern, die Waffen wegzuworfen, sonst schösse unsere Artillerie. Nun kamen, nachdem die Russen geblasen hatten, auf unserer Stelle 20000 Gefangene heraus. Alles durcheinander, darunter ein Kommandierender General und andere höhere Offiziere. Auch ein Feldprediger, der wie Tolstoi aussah. Der andere Kommandierende hatte sich schon vorher selbst erschossen. Die Offiziere, einige hundert, Ge-

neralstab usw. wurden in zwei Gehöften auf Stroh zusammengepfercht. Die Leute lagen (20 000 Mann) in großen Rossgärten, teilweise barfuß und hungrig, Nächte hindurch auf den feuchten Wiesen, von uns bewacht. Zu Tausenden trieben wir die noch drinsteckenden Russen und Pferde heraus. Es wurde großer Pferdemarkt abgehalten, wobei ich statt eines schönen Grauschimmels, den ich vormittags hatte, und der wieder fortgekommen war, die Fuchsstute erhielt, ein prächtiges Tier mit Offizierssattelzeug.

Die Nacht kam, und wir lagen schußbereit in Neuscherwerder. Ich mit dem Hauptmann in dem Garten eines Hauses auf Stroh unter einem Baum. Die ganze Nacht schoß es: die Russen hatten Meidenburg schon wieder beschossen, wurden aber schleunigst hinausgeschmissen.

Unser Siegestag war Sonntag, der 30. August. Am Montag, den 31., ritten wir mit der Kompagnie in den Wald und schleppten auf russischen Fahrzeugen mit russischen Pferden Waffen, Feldstühle, Tische, Akzentaschen, Karten, Koffer usw. heraus. Wir fuhren viele Feldküchen, Geschütze, Maschinengewehre, Patronenwagen, Scheinwerfer, Telephonwagen, Kutschwagen und vieles andere heraus, trieben noch einige hundert Pferde vor uns her und erschossen die verwundeten und zum Teil bis an den Hals auf den Sumpfwiesen versunkenen Pferde. Wie wenn man in einen Ameisenhaufen stößt, so waren die russischen Geschütze und Wagen durcheinandergeraten, als sie sich von allen Seiten von uns umzingelt und von unserer Artillerie beschossen sahen. Umgestürzte Wagen, acht Pferde auf einem Haufen, teilweise unverletzt unter den Wagen,

und Russenleichen, schrecklich anzusehen, deckten das Land, greulicher Gestank erfüllte die Luft. Wir blieben noch eine Nacht in Neuschwerder, und ich schlief mit Hauptmann und Unteroffizieren in einem Bauernzimmer auf Heu und dem neuen Feldbett. Für den Hauptmann habe ich auch eins besorgt.

Ich will mich kurz fassen, es geht gar nicht, alles zu erzählen. Wir marschierten, jede Kompagnie des Bataillons mit etwa 5000 Russen, gen Gilgenburg. Am 1. September abends erreichten wir Lissacken, wo wir auf einer Wiese nächtigten. Ich immer auf meinem Fuchs als Transportleiter von 2500 Mann. Fast alle Unteroffiziere und Musketiere ritten, und hinter uns die russischen Wagen und Wäglein mit Tornistern usw. Biwak ohne Zelte, mit wenigen Feuern. Ich schlief an einem Strohberg, doch nur bis 2 Uhr. Da hielt ich es nicht aus vor feuchter Kälte, holte mir von der Feldküche meinen Tornister und zog am Wachtfeuer meine Unterjacke an. Blieb da mit den Leuten und einzelnen Russen, die nicht schliefen, vor Kälte am Feuer bis 4 Uhr. Dann weckte ich beim Morgen grauen. Ein schöner Septembertag: Sedan. Die Russen taten uns allen leid. Seit fünf Tagen nichts gegessen, nur hier und da was vom Felde oder etwas Geschenktes! Denkt Euch: 20000 Mann, die auf unser Bataillon entfielen! Sie lagen die Nacht wie die Erdhaufen beieinander, noch teilweise verwundet, barfuß, ohne Kopfbedeckung und Mantel, auf dem Feld und nichts zu essen. Wir marschierten nach Usbau, wo wir heute vormittag eintrafen. Hier erhalten die Russen gegenwärtig etwas zu essen. Unterwegs ließen wir sie auch Kartoffeln graben. In Blechbüchsen und ihren Koch-

geschirren kommen sie die Erbsensuppe holen. Die Polen sagen, sie wollen nicht nach Rußland zurück, sie haben auf uns nicht einen Schuß abgegeben. Alte, gebildete Männer von einigen vierzig Jahren sind ins Feld gezogen, auch russische Bauern sind hier in Zivil, die Brot fahren mußten und von Haus und Hof fort, krank und schwach. Ein furchtbarer Jammer, ein Strafgericht! Das müßte nur die russischen Oberherren so treffen, alle, alle, mit ihren Parfümkästen, die sie ins Feld mitnehmen.

Usdau ist auch sehr zerschossen, verbrannt und geplündert. Schrecklich! Ich sitze in der Stube beim Amtsvorsteher und schreibe. Im Hause und in den Postzimmern ist fast alles zerhackt von den russischen Saubengels. Bodenlos! Ich rauche Pfeife und schreibe in der Trümmerstube feldmarschmäßig. Vor den Fenstern zerschossene und verbrannte Häuser. Die Polen keilen sich mit den Russen und sind sehr schlecht auf sie zu sprechen. Es ist 5 Uhr. Wenn die Russen gegessen haben, marschieren wir heute oder morgen nach Gilgenburg mit ihnen. Dort sind die Russen angeblich noch nicht gewesen. Grenzenlos das Elend und der Jammer, Ihr könnt Euch kein Bild machen.

Wie preußische Jäger nach Suwalki marschierten.

20. September.

Der erste Gruß aus Rußland! Mit Hurra und Sturmgesang ging's am 11. v. M. 3 Uhr 20 Minuten nachmittags über die Grenze. Am Grenzpfahl stand Seine Erzellenz und hielt eine feurige Ansprache an uns

Jäger, daß wir weiter so mutig mit der Kavallerie aus- halten sollten wie bisher. Na, bis jetzt haben wir uns gut bewährt und alle Strapazen frohen Muts ertragen. In der letzten ostpreußischen Stadt, Marggrabowa, wur- den wir von den Bewohnern mit aller nur erdenklichen Herzlichkeit empfangen. Jeder, der nur irgend etwas Eßbares entbehren konnte, brachte es uns voller Freude, sich uns für die Befreiung von den Russen erkenntlich zu zeigen. Es war so viel vorhanden, daß ein ganzes Bataillon reichlich gespeist wurde und zu trinken er- hielt. Unser Major dankte den Leuten im Namen aller, und mit Freudentränen gaben sie uns das Geleit. Jenseits der Grenze erreichten wir bald die russische Stadt Philipowo, ein jämmerlich elendes Nest, das große Ähnlichkeit mit kassubischen Dörfern aufweist. Ein paar Juden und polnische Frauen befanden sich darin, sonst war es wie ausgestorben. Hier bekamen wir den ersten warmen, guten Tee zu trinken. Am nächsten Morgen ging es immer hart an der Grenze entlang, über die Grenze in den Rominter Forst hinein. Unsere Radfahrer und Ulanen bildeten die Spitze der Division. 300 m nach Verlassen des Waldes, hinter einer Anhöhe, waren von den fliehenden Russen zwei Schwadronen Kosaken mit einem Maschinengewehr zur Sicherung zurückgeblieben. Als die Bande unserer an- sichtig wurde, gab sie ein mächtiges Feuer auf uns ab. Es fielen ein Oberjäger, ein Jäger von der Radfahrer- kompagnie und ein Ulan. Als die ersten Schüsse fielen, schwärmten wir sofort aus und „auf ihm, Clavigo“, daß die Lappen flogen. Alles wurde niedergemacht, „wir haben sie geschlagen, mit Mann und Roß und Wagen“, keiner entkam. Als der Weg gesäubert war,

gingen wir wieder über die Grenze. Inzwischen schlugen in unserem Rücken unsere Korps die russische Hauptmacht bei Stallupönen und Löben endgültig. In Stallupönen hatten sich die Russen recht gemütlich eingerichtet. Es wurde da ein Munitionslager erbeutet, das nach Schätzung von Artillerieoffizieren den Russen für zwei Jahre gereicht hätte. Außerdem ließen sie bei der wilden Flucht die ganze ungeheure Bagage zurück. Die Wagenführer ließen die Wagen mit vorgespannten Pferden im Stich und rückten mit Windeseile aus. Man erzählt, daß (amtlich 92000) 130000 Gefangene gemacht worden sind. Bei der Bagage befand sich auch das ganze geraubte Gut aus den ostpreussischen Städten, so daß wir wenigstens zum Teil wieder gedeckt sind.

Wir bekamen nun den Auftrag, den fliehenden Gegner so hart wie möglich zu beunruhigen. Du kannst Dir nun ein Bild machen: was die Kavallerie mit vier Beinen zustande brachte, mußten wir mit zwei Beinchen erledigen! Wir befanden uns in Litauen. Weder Weg noch Steg, immer ging's querfeldein, dazu immer Regen! Kam eine Meldung, daß sich hier oder da eine russische Abteilung zurückzieht, so spazierten wir ihr entgegen. Wie die Windhunde sind wir im Gelände herumgerast! Wir hatten nach unserer unmaßgeblichen Meinung schon so ziemlich mit allen Muschiks aufgeräumt und sollten einen wohlverdienten Ruhetag mit doppeltem Essen haben. Schön, wir freuten uns des Lebens und waren beim Kochen und Braten, da kommt getelefunkt die Meldung, daß die Russen versucht hätten, sich in drei Transportzügen zu verladen, von unserer Artillerie dabei gefaßt, riesig zer-

schossen worden waren, und nun versuchten, in Trupps verteilt, ihr Heil in der Flucht zu finden. Da sie Lunte gerochen hatten, daß wir ihnen auf den Fersen waren, ließen sie eine Brigade mit leichter und schwerer Artillerie in Stellung zurück, um unser Vordringen zu hindern. Wir mußten also unser bildschönes Essen Essen sein lassen, und $\frac{1}{2}$ 10 Uhr vormittags ging's los. Wir kamen in geschlossener Ordnung bis auf 2500 m heran, da begann die Artillerie ihr Konzert. Ich kann Dir sagen, so schöne Musik hört man selbst im Berliner Opernhaus nicht. Unsere Feldartillerie lag links an einem Gehöft, rechts die Jäger, als Flanke die Kavallerie. Drei Jägerkompagnien waren ausgeschwärmt, unsere lag in Gruppenkolonne dicht am Gehöft auf einer Wiese. Die Russen hatten acht Geschütze und schossen immer in Salven. Anfangs ging's, da schossen sie immer zu weit, mit jeder Salve kamen sie aber um ein paar hundert Meter näher. Jetzt gab's einen herzlichen Gruß unserer Kanonen. Von drüben ein Aufblitzen, ein Zischen und Brausen und Knallen und acht Schrapnells plakten 50 m vor uns. Ein Sprengstück fährt unserem Hauptmann direkt vor den Füßen in die Erde. Unsere Gesichter und die schöne Verbeugung vor den Biestern kannst Du Dir ausmalen. Nach einigen Sekunden tauchen unsere Köpfe wieder auf, und wir halten Umschau nach Toten oder Verwundeten. Zum Glück ist alles heil. Plötzlich geht's wieder drüben mit Sssst-Bum los. Alles duckt sich, jeder sagt noch schnell ein Stoßgebet her, und schon kracht es im Höllkonzert über der Kompagnie. Jeder fühlt deutlich die den Geschossen beim Plakzen entströmende Hitze. Mein Hintermann schreit auf; wir

drehen uns zu ihm um und sehen, daß er an der Schulter verletzt ist. Zum Glück war es nur ein Sprengstück von Handflächengröße, daß ihm keinen so argen Schaden beibrachte; jetzt ist er wieder vollständig mobil. Zwei Stunden mußten wir in diesem schrecklichen Feuer aushalten. Die Geschichte werde ich so bald nicht vergessen. Das Essen war natürlich für diesen Tag erledigt, und statt mittags $\frac{1}{2}$ 12 Uhr gab es erst des Nachts etwas für den knurrenden Magen.

Nachdem wir die Gesellschaft nach hartem Kampf aufgerieben hatten, ging es unaufhaltsam vorwärts durch verschiedene kleine Städtchen, die sich ähneln wie ein Ei dem andern, zur Gouvernementsstadt Suwalki. Seit langer, langer Zeit gab es hier das erste anständige Quartier, in dem wir die heißersehnte Möglichkeit hatten, endlich einmal die nassen Kleider vom Leibe zu kriegen und zu trocknen, denn es regnet hier ununterbrochen Tag und Nacht. Aber lange durften wir auch hier nicht der Ruhe pflegen; kaum, daß wir einigermaßen ausgeruht waren, ging's weiter. Jetzt stecken wir in der Bischofsstadt Lenny. Mir ist die Wache über die Geiseln übertragen worden, eine famose Sache! Liege bei einem Doktor im Quartier, der eine tadellose Küche führt. Jetzt muß ich schließen, weil es schon spät ist, und wir morgen 52 km marschieren dürfen, um unsere Wißbegierde zu stillen und zu erfahren, wie es ist, wenn königlich preußische Jäger usw. eine Festung nehmen. Gott befohlen!

Die Herren der Luft.

Eine Erkundungsfahrt durch die Luft.

Eine Schilderung von Hans von Rhyn.

Weit draußen, hart an der Grenze, liegt geschützt in der Talmulde die Fliegerstation. Schweigend ziehen die Wolken hinein in die weite Ebene, nur hin und wieder bricht der Mond auf Augenblicke durch ihren Schleier.

Es ist wenige Minuten vor 3 Uhr. Ich bin dazu ausersehen worden, den Doppeldecker über den Feind zu steuern, um dessen Stärke und Marschrichtung festzustellen. Nur wenige Minuten, und fahrtfertig steht meine wuchtige Maschine vor ihrem Schuppen. „Loslassen!“ — In mächtigen Sätzen springt das Fahrzeug, torkelnd wie ein auffliegender Storch, über die Bodenwellen, und in gewaltigem Saße schießt es dann hinauf in sein Reich. Brauende Bodennebel bedecken bald die immer kleiner werdende Fliegerstation, und, vollkommen in Nebel gehüllt, nehmen wir nach der vibrierenden Nadel unseres Pfadfinderkompasses den Weg nach dem Feinde.

Heller und heller wird der Morgen, nach einstündigem Fluge schwinden die Bodennebel, und mit vollem Tiefensteuer senke ich den grauen Vogel zur Erde. In nur 100 m Höhe setzen wir unseren Flug fort. Während

ich die Morgenböen pariere, läßt mein Beobachter das Auge suchend über das Gelände schweifen. Wir müssen dicht am Feinde sein; und richtig, mein Begleiter weist plötzlich schräg an den Horizont, wo sein Glas Truppenverbände entdeckt hat. Ich gebe Vollgas, und mit 120 km geht's über den Feind. Jetzt sind wir in 400 m Höhe über ihnen. In großer Kurve ansteigend bringe ich die Maschine auf 1000 m. Und das war gut so, denn schon steigen unten Wölkchen auf und die ersten Infanteriegeschosse pfeifen um uns. Aber sie sollen uns nicht verscheuchen, bevor wir Zahl und Stellung genau erkundet und eingezeichnet haben. Ich bin auf 1500 m. Recht unangenehm spucken ein paar vorwitzige Maschinengewehre uns um die Köpfe. Nochmals müssen wir herunter. Mit volllaufendem Motor senke ich meinen Albatros und umrunde in ungeheurer schneller Spiralkurve die feindliche Stellung. Kaltblütig krokiert der Beobachter peinlichst genau und sauber die Stellungen in die Karte, dann winkt er mir mit dem Arme; unsere Aufgabe ist erfüllt.

Inzwischen haben auch die mit auf dem Marsche befindlichen feindlichen Geschütze abgeprobt und verknallen ihre Schrapnells fröhlich in die Luft. Die sind uns indes weit weniger gefährlich, als das Infanterie- und Maschinengewehrfeuer, denn von den etwa dreißig abgegebenen Schüssen krepiereten nur vier, und die in einer ganz ungefährlichen Ferne. Ich bin jetzt wieder in 1500 m Flughöhe und wende zur Rückkehr. Und während der Apparat steil in der Kurve liegt, kann mein Beobachter nicht umhin, in den aufgewühlten Ameisenhaufen der Feinde hinein sein ganzes Revolvermagazin zu verfeuern.

Nach einstündigem Rückfluge liegt unter uns wieder, wie ein Kinderspielzeug, die Station. In engen Spiralen senkt sich die Maschine, und freudig können wir dem Stationsführer unsere Meldung überreichen. Die Funken knistern. Der Telegraph spielt wieder. Unsere braven Linientruppen hatten nun das übrige zu tun und entledigten sich ihrer Aufgabe so glänzend, daß schon am Nachmittag das Gros der beobachteten Feinde zu Gefangenen gemacht worden war.

„Nahaufklärung“.

Um 7 Uhr früh startete ich mit meinem Freunde M. zur „Nahaufklärung“. Bald liegt der Morgendunst unter uns, über uns stahlblauer Himmel, im Osten klettert die Sonne blutigrot über den Dunst. 1500 m Höhe! Wir schwenken nach unserm Aufklärungsstreifen ein. Unter uns ziehen ein paar Schäfchenwolken durch, wir können aber durchsehen. Unter uns lange schmale Striche. Das sind Schützengräben. Einzeichnen auf der Karte! Links an dem Dorf blitzt's auf. Man sieht kleine Vierecke, hier stehen Geschütze! Einzeichnen! Hinten an dem Wald Fahrzeugansammlungen, Bewegung. Da noch eine Batterie, aha, das ist die, die gestern die Xer flankierte. Einzeichnen! Ein Zug nach N. fahrend, der bringt Munition. Unter uns zieht's sich immer mehr zu, man kann nur noch durch Löcher beobachten. Da klingt plötzlich in das gemütliche Gesumme meines Mercedes ein fremder, heller Ton: da kommt auch schon in rasender Fahrt (Summe meiner und seiner Geschwindigkeit) ein Doppeldecker

spitz auf uns zu. M. schreit gellend: „Der hat ein Maschinengewehr!“ Er macht den Karabiner fertig. Das Herz schlägt mir doch schneller. Ich schlage scharf rechts einen Bogen, der Kerl tölpelt, darauf nicht gefaßt, vorbei, M. behält ihn scharf im Auge und winkt mich ein. Jetzt schneidet er rechts auf uns zu. Ich schmeiße meinen Vogel scharf um den rechten Flügel herum, während M. drei Schuß auf ihn feuert, Wirkung ist nicht zu sehen. Dagegen klatscht ein Schuß in mein Tragdeck. Jetzt hilft nur die Frechheit, mit der mich der gute Gott ja reichlich ausstattete. Ich halte scharf Kurs auf den Feind zu, er wendet rechts, ich links, die Entfernung zwischen uns wird größer, bald ist er nur noch ein Punkt. M. reicht mir die Hand über die Karosserie. Also wieder einmal dem Leben wiedergegeben! Nun aber zurück und melden! Vorne bei der Gefechtsstation des Generalkommandos liegt ein Landekreuz, darauf setzen wir auf. Der ganze Generalstab kommt schon auf uns zu. Was Neues? Wir geben unsere mit den feindlichen Stellungen bemalte Karte. Der Chef des Stabes hält Vortrag über unsere Erkundung, während der Korpsadjutant mir in äußerst verständnisinniger Weise eine Zigarette gibt. „Nun fahren Sie, bitte, noch zur schweren Artillerie und geben denen die Ziele.“ Unser Auto fährt an Gräbern vorbei, Gräbern mit Helmen, Gräbern mit Käppis. Hier ist vor drei Tagen jeder Fußbreit mit Blut erkämpft worden. Wir kommen in die kleine Stadt . . . hinein. Wo ist die Beobachtungsstelle der schweren Artillerie? Man weist uns ein hochgelegenes Haus. Pünch — rach! faust ein franzmännischer Gruß über uns weg. Die vom Fluge her etwas erregten Nerven

lassen mich eine tiefe Verbeugung machen. Lächerlich! Über Trümmer von Möbeln, tote Pferde, Damenwäsche, ein Klavier, einen toten Etat-Major, geht's zur Beobachtungsstelle, die Telephonstrippe zur Batterie zeigt den Weg. Der Hauptmann am Scherenfernrohr an der Dachluke ist sehr entzückt. Na, dann wollen wir sie mal ausräuchern, er schmunzelt über den ganzen Vollbart. Wir bieten uns zur Schußbeobachtung an. Famos! Das Ziel wird vereinbart. Wir zurück zum Apparat. Nach einer halben Stunde erscheinen wir in 1000 m Höhe, höher erlauben es die Wolken jetzt nicht mehr, vor der schweren Batterie. Jetzt feuern unsere Brummer eine Lage (vier Schuß), sie lagen zu kurz zum Ziel. Endlich feuern sie richtig; vor uns unten liegen die Sprengwolken in der feindlichen Batterie. M. und ich lachen uns an, jetzt können wir wieder landen. Das wäre geschafft! Nach dem Essen kommt eine andere Batterie der Franzmänner daran. Man ist mit sich zufrieden. Ein schöner Tag. So, nun noch die Bemerkung, daß kein Fliegerlatein dabei ist. Das ist das Wundervolle an unserm Beruf, daß man unendlich viel greifbar nützen kann und immer den Erfolg von oben feststellen kann, den unsere Bemühungen erreicht haben.

Ein „Burschtiger“.

Seit der „drohenden Kriegsgefahr“ habe ich heute nach drei Wochen mal endlich Gelegenheit, Dir genauer zu schreiben. Es ist nur schade, daß ich nicht frei von der Leber reden kann, weil dann der Brief nicht befördert wird. Das Sicherste ist: besten Gruß,

ich lebe noch; viel mehr kann man kaum schreiben. Wenn man nur sagt: ich bin heute von ... nach ... geflogen, oder wenn bei dem Datum die Ortsangabe vermerkt wird, dann kriegt man die Karte bzw. Brief zurück oder sie bleibt irgendwo liegen bis in die Puppen. Ich habe sehr viel erlebt und könnte ein dickes Buch über meine Erlebnisse schreiben.

Man hat eine erstaunliche Sicherheit und Wurschtigkeit (in gehobener Sprache Tapferkeit), die selbst höheren Ortes anerkannt wird. Ich sage mir immer, zu ändern ist ja doch nichts, wenn man im Apparat sitzt. Geschossen haben diese Halunken auf uns wie wahn-sinnig — die Infanterie und Kavallerie (lange marschierende Kolonnen) suchen sofort beim Erscheinen eines Flugzeuges irgendeine Deckung auf, wenn möglich Waldrand, um ihre eigene Stärke nicht zu verraten, und feuern feste. Die Artilleriehaubitzen helfen mit, so daß man in allen Himmelsrichtungen um sich herum weiße Sprengwolken sieht. Infolge des Propellergeräusches hört man es nicht knallen, sondern man sieht nur. Da ich dabei eben die genügende Wurschtigkeit besitze und bei der Knallerei ruhig weiter erkunde, so habe ich bisher einen mächtigen Dusel in bezug auf Meldungen gehabt. Nur ein einziges Mal sind wir etwas abgetrieben worden und mußten unseren Kurs ändern, weil zwei französische Flugzeuge wie wild uns hezten. Das eine überflog uns und warf auf uns etwa drei- bis viermal spitze Pfeile aus Köchern, die etwa zehn bis zwanzig solcher Dinger enthalten; was dieser Quatsch für einen Zweck hat, weiß ich nicht; vermutlich rechnen diese Lumpenhunde damit, daß zufällig einer von diesen Pfeilen den Propeller trifft — dann ist man natürlich

erledigt. Das andere Flugzeug war etwa 300 m hinter uns und feuerte ganz blödsinnig aus einem Maschinengewehr. Wir haben unsere Pistolen gezogen. — Getan hat man uns nichts. Einige Löcher hat jeder von unseren Apparaten, darüber geht man eben im Kriege stillschweigend zur Tagesordnung über. Zu Hause wird der Kummel repariert, oder wenn die Kiste ganz kaputt ist, kauft man eine neue. Das wirklich Gefährliche ist die sogenannte Ballonabwehrkanone, die die Franzosen auch besitzen, mit der sie aber vorläufig noch nicht die nötige Übung haben. Gestern hat diese olle Kanone etwa 60 Schuß auf uns abgegeben, ohne das Flugzeug zu beschädigen.

Gestern war eine kolossale Schlacht. Lagarde ist natürlich nur eine Bagatelle dagegen. Der Erfolg: Sieg auf der ganzen Linie. Für mich der großartigste Tag im bisherigen Leben, das hat Spaß gemacht! Dreimal bin ich aufgestiegen und habe den Dufel gehabt, die ganze feindliche Stellung melden zu können. Der Kommandierende General weinte beinahe vor Rührung über die Meldungen — außer mir ist noch ein Generalstabsoffizier hochgegangen, der die Meldungen bestätigte und noch im Nachbarabschnitt rumflog. Von einem Mitglied des freiwilligen Automobilkorps habe ich ein Frühstück à la Borchardt bekommen, während der Schlacht beim Generalkommando. Abgesehen von der Flugzeit war ich meistens beim Generalkommando, habe eine dicke Zigarre nach der andern geraucht, habe Schrapnells plätzen sehen, Abtransport von Verwundeten und Gefangenen und bin im Auto rumgefahren. Von der Begeisterung hast Du kaum eine Vorstellung, trotzdem gerade im 21. Korps unter den vielen Re-

servisten und Landwehrleuten fast nur Lothringer sind. Lieber, guter Karl, man ist in einer Schlacht ein ganz anderer Mensch. An Angst denkt kein Mensch, weil man dazu keine Zeit hat. Es war herrlich! Ein ohrenbetäubender Lärm. Draufgegangen sind die Kerls wie blödsinnig. Unsere Artillerie hat ganz brillant geschossen. Ich habe in Schützengräben Hunderte von toten Franzosen gesehen. An solchen Anblick gewöhnt man sich mächtig schnell. Tote Pferde, explodierte Patrounenwagen, Waffen usw. habe ich haufenweise gesehen.

Viele Gefangene habe ich gesehen; 1300 wurden vorbeigeführt. Ich war dabei, wie sie von 30 Gendarmen untersucht wurden. Die Gefangenen machten zum größten Teil einen verkommenen Eindruck — ich habe selbst mit einigen gesprochen. Viele sind vergnügt, daß sie gefangen sind, weil sie seit zwei Tagen nichts mehr zu essen bekommen hätten und nun sich nicht mehr totschießen zu lassen brauchten. Das sagen die Kerls ganz offen. Auch mit französischen Offizieren habe ich gesprochen; sie schimpfen auf ihre Artillerie und beklagen, daß sie den Krieg nicht gewollt hätten. Was die Gefangenen für Mist bei sich hatten, spottet jeder Beschreibung! Unsittliche Postkarten haufenweise, mit allem möglichen Quatsch vollgeschriebene Notizbücher, sogar Schönheitsmittel. Trotzdem sahen die Kerls verboten aus. Es waren französische Infanterie aus Nizza und viele Alpenjäger aus Mentone. Die letzteren machen einen guten Eindruck; auch die Artilleristen und Kavalleristen sahen vorteilhafter aus. Es sind kräftige Kerls nach preußischen Begriffen darunter und nicht solche unterernährte Leute wie bei der französischen Infanterie.

Nach allem, was ich gesehen habe, kann man sagen: „Lieb Vaterland magst ruhig sein“ und wenn noch die Japaner und Botofuden kommen.

Ein Kampf in den Lüften.

Schon lange wollte mein Hauptmann mit mir zusammen fliegen. Am 28. August kam ein Auftrag, nach N., L. und M. zu fliegen, um dort aufzuklären. Es war morgens 7 Uhr, als ich zum Flugplatz ging. Mein Hauptmann ging mit mir. Wir besprachen die Lage. Da aber noch starker Nebel herrschte, so warteten wir noch mit dem Aufstieg. Ich ließ die Maschine herausbringen und probierte sie. Um 8 Uhr 15 Minuten startete ich mit meinem Hauptmann. Ich umkreiste zweimal den Flugplatz und dann ging bei 600 m Höhe die Fahrt los. Bei J. in Frankreich hatte ich eine Höhe von 1000 m erreicht. Dort standen unsere Truppen. Nun ließ ich den Apparat steigen und kam mit 1700 m über feindliche Truppen. So ging es auf N. los. Dort waren wir 2000 m hoch. Hier glaubten wir uns vollständig sicher. Bald aber sollten wir eines andern belehrt werden. Plötzlich umkreisten uns drei feindliche Flugzeuge, kleine Apparate, die Zerstörer. Einer ging links, der andere rechts von uns, der mittlere schoß wie der Blitz über uns hin. Jetzt ging die Schießerei los. Nach ungefähr 8 bis 10 Minuten Luftkampf, wobei mit Pistolen geschossen wurde — ich hatte 12, mein Hauptmann 20 Patronen verschossen — sauste das Flugzeug, welches über uns war, getroffen in die Tiefe. Ich mußte eine sehr scharfe Linkskurve machen,

um den fallenden Apparat nicht auf den meinen zu bekommen. Als die beiden anderen feindlichen Flieger den Absturz ihres Kameraden sahen, ergriffen sie die Flucht. Im gleichen Moment blieb mein Motor stehen, und ich war über N., über feindlichen Truppen. Wie sollte ich nun zur deutschen Grenze kommen? Ich rief meinen Hauptmann — keine Antwort, ich stieß ihn mit der Pistole an — auch keine Antwort, ich faßte nach dem Sturzhelm, drehte den Kopf herum und sah — das blasser Gesicht, die blauen Lippen: mein lieber Hauptmann war — tot. Ein friedliches Lächeln lag auf seinem Gesicht; er hatte wohl noch das Fallen des feindlichen Apparates gesehen. Jetzt setzte ich mich in meiner Maschine zurück, denn ich war im Gleitflug und hatte noch eine Höhe von 1500 m. Die Festungsgeschütze beschossen mich mit Schnellfeuer, und die Geschosse krepierten recht in meiner Nähe. Da erhielt mein Flugzeug vorn am Rumpf einen Granatsplitter, der die Rohrleitungen abriß. Ich suchte nach einem Landungsplatz und überdachte meine gefährliche Lage. Unten angekommen, hätte ich die vier Patronen, die ich noch hatte, verschossen. Drei Franzosen sollten noch daran glauben, die vierte war für — mich. Meinen Apparat hätten die Franzosen auch nur als Asche bekommen. Aber ein gütiger Gott hatte mein Geschick in der Hand. Nach fieberhaft angestrenzter Arbeit mit Händen und Beinen ging plötzlich der Motor wieder. Hoherfreut arbeitete ich mit beiden Händen, um genügend Benzin zu bekommen. Ich habe von N. in einer Stunde ungeheuer viel Benzin verbraucht, das meiste lief daneben. Wer meine zerschossene Maschine gesehen hat, sagt: „Es ist ein Wunder, daß Sie wieder zurückgekommen sind.“

Was wäre mein Los in Frankreich gewesen? Beschimpft, gemordet hätten sie mich.

Ich konnte meinen Auftrag glücklich ausführen und landete mit meinem toten Hauptmann auf deutscher Erde. Mit dem nächstältesten Oberleutnant fuhr ich im Auto zu dem Generaloberkommando. Nachdem Kronprinz Rupprecht von Bayern die Meldung gelesen hatte, ließ er mich rufen. Er gab mir die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihr tapferes Verhalten vor dem Feinde und spreche Ihnen meine volle Anerkennung für Ihre guten Leistungen aus. Vor allem danke ich Ihnen, daß Sie trotz aller Zwischenfälle die Aufgabe gelöst haben. Und nun gratuliere ich Ihnen zum Eisernen Kreuz! Mögen Sie dieses Zeichen der Tapferkeit in Ehren tragen und sich ferner weiter so gut bewähren!“ Se. Königliche Hoheit gab in meiner Gegenwart sofort Befehl, mich zum Eisernen Kreuz einzureichen. Alle umstehenden Herren beglückwünschten mich. Am selben Tage wurde ich auch von meiner Abteilung zum Bizefeldwebel eingereicht.

Ein Stündchen in französischer Gefangenschaft.

Lieber Vater!

Ich liege hier in einem schönen belgischen Schloß, das von seinem Besitzer verlassen ist und wo die Fasanen zu Hunderten herumlaufen. Als ich Dir den letzten Brief schrieb, ahnte ich nicht, daß ich in den letzten Tagen so viel erleben sollte. Nur durch ein Wunder bin ich mit dem Leben davongekommen. Ich flog am 22. morgens bei windigem Wetter mit Leutnant S.,

einem vortrefflichen Flieger, nach Sedan und stellte den Vormarsch feindlicher Truppen nach Norden fest. In der Gegend von Bertrix kamen wir in schwere Regenwolken und mußten auf 1000 m heruntergehen. In diesem Augenblick hörten wir auch schon das Aufschlagen feindlicher Artilleriegeschosse gegen die Maschine und unter uns erschien eine ganze französische Division in Bereitstellung. J. erhielt eine Kugel in den Leib, der Motor blieb stehen und die Maschine sank steil herunter mitten auf die feindlichen Truppen, die ein mörderisches Feuer auf uns abgaben. In 800 m bäumte sich die Maschine auf, ich drehte mich um und sah J. mit einem Schuß mitten durch die Stirn tot daliegen. Nun ergriff ich über die Lehne des Sitzes das Steuer, und es gelang mir so, den Doppeldecker wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Der Wald jenseits der Franzosen war mein Ziel. Die Minuten, in denen ich in 200 m Höhe über den Feind dahinglitt, wurden zu Ewigkeiten. Ein Hagel von Geschossen sauste mir dauernd um die Ohren. Möglich fühlte ich einen heftigen Schlag gegen die Stirn, das Blut läuft über beide Augen, aber der Wille siegt, ich bleibe bei Bewußtsein und dachte nur daran, die Maschine über den Feind fort- und glatt abzubringen. Da warf ein Windstoß die Maschine herum, und da mein toter Kamerad auf dem Seitensteuer lag, konnte ich nicht anders, als mitten im Feinde zu landen. Dabei überschlug sich die Maschine, die an einen Baum anrannte. Ich flog in einem Bogen hinaus; von allen Seiten liefen die roten Hosen auf mich zu, immer noch schießend. Ich zog die Pistole und streckte noch drei zu Boden. Dann fühlte ich ein Bajonett auf der Brust. Da kam ein höherer

Offizier und rief: „Laßt ihn leben, es ist ein tapferer Soldat!“ Ich wurde zum Kommandierenden General des 17. französischen Korps gebracht, der mich ausfragen wollte. Natürlich ohne Erfolg. Dann sagte er mir, ich würde als Gefangener nach Paris gesandt werden, wo schon vier Fliegeroffiziere wären. Da ich jedoch durch den starken Blutverlust sehr schwach geworden war, blieb ich zunächst an Ort und Stelle. Zwei Ärzte zogen das Geschöß, dessen Wucht durch den starken Helm gebrochen war, aus meiner Stirn, die nicht durchschlagen war. Ich wurde verbunden und erhielt Rotwein. Überhaupt benahmen sich die Offiziere sehr nett und achtungsvoll zu mir.

In meinem Kopfe lebte aber nur ein Gedanke, der, aus der Gefangenschaft zu entfliehen. Der Donner der deutschen Geschütze kam immer näher, Gewehrfeuer klang dazwischen. Nach zwei Stunden platzten die ersten drei Granaten in unserer Nähe. Da eilten die Franzosen an ihre Pferde. Ich benutzte einen unbewachten Augenblick und sprang unter einen Busch. Dort blieb ich liegen, bis der französische Rückzug hinter mir war. Dann schleppte ich mich nach Vertrix, wo ich im Hospital freundliche Aufnahme für die Nacht fand. Am nächsten Morgen brachte mich ein deutsches Automobil zu meiner Abteilung zurück.

Unsere blauen Jungen.

Die deutsche Wacht zur See.

Brief eines deutschen Marineingenieurs.

14. August 1914.

Meine Lieben!

Am Dienstag, den 28. Juli, kam ich wieder in Kiel an und meldete mich im Laufe des Vormittags bei den einzelnen Kommandobehörden zurück. Als ich wieder im Hotel angelangt war, wurde mir die Nachricht, daß ich sofort zum Stationsingenieur kommen sollte, der dringend nach mir verlangt hätte. Dort wurde mir die Überraschung, daß ich mich am folgenden Tage für einen erkrankten Ingenieur auf „...“ einzuschiffen hätte. Am Freitag abend, als der Zustand der drohenden Kriegsgefahr bekannt wurde, liefen wir bereits aus. Am selben Abend wurde die Kriegserklärung gegen Rußland bekannt, und die Stunden, die nun folgten, werde ich nimmermehr vergessen. Born auf der Back standen unsere Seeleute und ließen, begleitet von der Geschwaderkapelle, zum nächtlichen Himmel begeistert nationale Lieder und schwermütige Seemannsweisen erklingen. Der folgende Sonntag brachte offiziell die Kriegserklärung und nun begannen wir, das Schiff für die Schlacht herzurüsten. Was auch nur immer an Holz und anderen brennbaren Gegenständen sich in

den Bohendecks und Kammern befand, wurde herausgerissen, und in kürzester Zeit bildeten die Decks und Kammern einen einzigen, wüsten Trümmerhaufen. Hier an Bord allein sind wohl in einem Zeitraum von wenigen Stunden Werte vernichtet worden, die sich auf viele Tausende von Mark belaufen dürften. Selbst Tapeten und Korkefüllungen der Wände wurden nicht verschont, es starren einem nur nackte, kahle, vielfach durchlöchernte Eisenwände entgegen. Aber der Zweck ist erreicht: bis auf die Farbe an den Wänden, die auch noch abgekratz wird, kann nichts mehr brennen. Das sonst so wohnliche Schiff bietet nun in Punkto Komfort einen geradezu trostlosen Anblick, aber c'est la guerre.

Vor einigen Tagen lief wenige tausend Meter von uns ein großer englischer Dampfer auf eine unserer Minen und sackte a tempo achtern weg. Am nächsten Tag war bereits von ihm nichts mehr zu sehen.

Ich habe an Bord hier die Heizräume übernommen und unter den jetzigen Verhältnissen sehr viel Arbeit und Schererei. Der Krieg wird wohl sehr lange dauern. Gebummelt wird nicht bei uns, sondern wie sonst im tiefsten Frieden eifrig für die letzte große Entscheidung geübt. Das kostet namentlich unter den jetzigen Verhältnissen, wo man nie wissen kann, ob man nicht im nächsten Augenblick durch einen heimtückischen Torpedo, eine feindliche Wandermine oder eine eigene losgerissene Mine in die Luft fliegen kann, Nerven, aber was tut's, es muß eben sein. Gerade in dieser schweren Zeit des Abwartens kann nur ein eifriger Dienst Nerven und Disziplin aufrecht erhalten. Wenn erst der Herbst mit seinen dunklen, stürmischen Nächten naht, und wenn unser „lieber englischer Better“ uns den Gefallen tut

und etwas näher herankommt, dann werden auch auf der See die eisernen Würfel fallen. In modernen Seekriegen werden nicht Schlachten geliefert, sondern nur eine einzige, die darum auch entscheidend wirkt. Gebe Gott, daß diese Stunde nicht allzulange auf sich warten läßt, und möge dann mit unseren Waffen der Sieg sein. Wir wissen alle, daß eine Schlacht von uns enorme Opfer fordern wird, Opfer an Material und Menschenleben. Wenn nur dabei ein größeres Deutschland herauskommt, wenn nur der Zweck damit erreicht wird, daß einem siegreichen Deutschland friedlichere Zeiten und eine blühende Zukunft beschieden wird, dann haben wir das Unsere getan und wollen gern dafür zugrunde gehen.

Libau.

Von einem jungen Lübecker, der als Angehöriger der Besatzung des Flensburger Dampfers „Prima“ am 2. August in Libau weilte und am 3. August mit drei Leidensgenossen aus Libau entfloh.

Am Abend des 1. August lagen im Handelshafen von Libau die deutschen Dampfer „Prima“ aus Flensburg, „Saxonia“ aus Memel, „Düsseldorf“ und „Albatros“ aus Bremen und „Wilhelm Hemsöth“ aus Emden. „Albatros“ kam noch am Sonnabend nachmittag in den Hafen. Auf Vorhalt des Kapitäns vom Dampfer „Düsseldorf“ an den Kapitän des „Albatros“, wie er noch einen russischen Hafen anlaufen könne, erwiderte der Kapitän des „Albatros“, er habe den russischen Lotsen gefragt, wie es mit dem Kriege stehe. Der Lotse habe ihm gesagt, es sei noch alles ruhig. Infolgedessen habe er keine Bedenken getragen, in den Hafen zu kommen. Als der Kapitän des „Albatros“ auf Grund

der Täuschung verlangte, wieder abfahren zu dürfen, wurde ihm das verweigert und ihm erklärt, daß Mannschaft und Schiff Kriegsgefangen seien. Einem dänischen und einem englischen Dampfer wurde am Sonnabend noch gestattet, den Hafen zu verlassen. Außer den deutschen Dampfern waren auch noch schwedische Schiffe im Hafen, die gleichfalls festgehalten wurden.

Am Sonntag, den 2. August, morgens etwa um 4 Uhr, wurden die Besatzungen der deutschen Dampfer durch russische Marinesoldaten von Bord geholt und im Emigrantenhaus eingesperrt. Man gab ihnen einen Topf und erklärte ihnen: „Da draußen ist eine Wasserleitung, da trinkt euch nur satt!“ Die deutschen Seeleute bekamen denn auch tatsächlich den ganzen Tag absolut nichts zu essen.

Während des ganzen Sonntags wurde am Hafen gesprengt, denn die Besatzung des Kriegshafens hatte die Anweisung, alles in Brand zu setzen oder in die Luft zu sprengen und zu fliehen, sobald sich ein deutsches Kriegsschiff zeige. Im Verfolg dieser Anweisung wurden bereits am Sonntag vormittag die deutschen Dampfer in den drei Einfahrten des Hafens versenkt, und zwar „Saxonia“ nebst zwei russischen Baggern in der südlichen Einfahrt, „Düsseldorf“ und „Prima“ in der mittleren und „Albatros“ sowie „Wilhelm Hemsoth“ in der nördlichen. Die Kohlenlager nebst den Kriegs- und sonstigen Vorräten wurden gleichfalls schon am Sonntag vormittag in Brand gesetzt.

Am Sonntag abend zwischen 8 und 9 Uhr erschien der deutsche Kreuzer „Augsburg“ auf der Reede und begann sofort die Beschießung des eine Viertelstunde von der Stadt liegenden, von dieser durch einen kleinen

Wald getrennten Kriegshafens. Auf die Stadt selbst wurde nicht geschossen. Eine Granate ging etwa 15 m von einem schwedischen Dampfer nieder. Sie explodierte nicht, so daß das Schiff vor der Vernichtung bewahrt blieb. Die dem Emigrantenhause am nächsten kommenden Granaten explodierten in etwa 200 m Entfernung im Walde. Die deutschen Seeleute hofften, daß die Besatzung der „Augsburg“ landen und sie befreien würde. Leider war ihre Hoffnung vergebens. Nachdem der Kreuzer die Kriegswerft, die Forts und Leuchttürme an den Hafeneinfahrten zusammengeschoffen hatte, dampfte er wieder ab.

Am Montag morgen 7 Uhr erhielten die deutschen Seeleute die Erlaubnis, in der Stadt spazieren zu gehen, aber spätestens abends 9 Uhr wieder im Emigrantenhaus zu sein. Wer nicht zur Stelle sei, werde gesucht werden und, wenn er gefunden werde, ohne Gnade erschossen werden. Der vom Kreuzer „Augsburg“ zusammengeschoffene und in Brand geratene Kriegshafen, die Werft sowie die Kohlenlager brannten am Montag noch lichterloh; in der Stadt war anscheinend nur wenig Militär. Vier der deutschen Seeleute faßten auf ihrem Gang durch Libau den Entschluß, zu fliehen. Zu diesem Zweck sahen sie sich zunächst die in den Hafeneinfahrten versenkten Dampfer an. Von der Südermole gewahrten sie, daß die „Saronia“ noch mit dem Borderteil aus dem Wasser ragte und eins ihrer Rettungsboote noch unverfehrt war. Die jungen Seeleute entkleideten sich und schwammen zum Brack der „Saronia“ hinüber, brachten das Ruderboot zu Wasser, nahmen einen Kompaß und suchten nach Lebensmitteln, die sie aber nicht fanden. Sie ruderten dann an Land zurück und holten sich

ihre Kleidung. Um 11 Uhr vormittags verließen sie ungehindert im Boot den Libauer Hafen und steuerten zunächst in See, später mehr an der Küste entlang. Abends um 10 Uhr konnten sie noch den Feuerschein von Libau sehen. Etwa um 2 Uhr nachts, als sie dem Lande reichlich nahe gekommen waren, wurden sie von einer Kosakenabteilung bemerkt, die sie mit ihren Laternen beleuchteten und sie aufforderten, an Land zu kommen. Der Aufforderung wurde aber selbstverständlich keine Folge geleistet, worauf die Kosaken auf die Flüchtlinge schossen, ohne indessen zu treffen. Um 4 Uhr morgens landeten die jungen Seeleute in der deutschen Grenzstadt Nimmersatt, von wo sie nach Memel und von dort nach Königsberg gelangten. Von hier reisten sie in ihre Heimat.

Husarenstreiche auf See.

Zwei Matrosenbriefe.

Von der „Goeben“:

Die innigsten Grüße vom kriegsmäßigen Kohlen sendet Euer treuer Hans. Gestern früh 4 Uhr haben wir einen Streich geliefert. Wir haben eine französische Stadt in Brand geschossen. Das war ein Hauptspaß. Denen mag das Kaffeetrinken auch vergangen sein. Als wir danach wieder zurückpirschten, verfolgten uns zwei große englische Linienschiffskreuzer. Aber die konnten ja nicht mit uns mit. Wir haben denen telegraphiert, ob wir sie in Schlepptau nehmen sollen, sie kämen ja sonst nicht vorwärts. Nun haben wir drei Großmächte auf dem Halse, aber, so Gott will, schlagen wir sie alle aufs Haupt. Hier an Bord gibt es jetzt keinen

Unterschied mehr, alle, ob Offiziere, Unteroffiziere oder Matrosen, arbeiten wir fieberhaft. Freilich strengt das furchtbar an, wenn man schon vier Nächte nicht geschlafen hat und immer wie ein Stier gearbeitet, aber es gilt ja Deutschlands Ruhm und Ehre und unser Leben. So Gott will, sehen wir uns gesund und munter wieder.

Von der „Stralsund“:

Am 18. d. M. morgens hatte unser kleiner Kreuzer „Stralsund“ das erste Seegefecht in der Nordsee. Wir fuhren nach dem Kanal bis vor die Themse. Um Mitternacht durchbrachen wir unbemerkt die Vorpostenlinien der englischen Flotte. Bei Tagesanbruch kehrten wir zurück, um so nebenbei die Vorpostenlinie aufzurollen. Um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr sichteten wir rechts und links von uns je 6 englische Zerstörer und einen kleinen englischen Kreuzer. Die Engländer waren sehr erstaunt darüber, daß wir von Westen kamen, und verlangten von uns Erkennungszeichen. Darauf hißten wir unsere Flagge und eröffneten das Feuer, das von den Engländern alsbald erwidert wurde. Der englische Kreuzer machte aber bald kehrt und riß aus, während die Zerstörer uns angriffen. Wir haben den Engländern aber gezeigt, daß wir schießen können. Drei der Zerstörer haben wir kampfunfähig gemacht. Von einem der Fahrzeuge wurde die Kommandobrücke glatt heruntergeschossen. Das Gefecht dauerte etwa eineinhalb Stunden. Die englischen Zerstörer feuerten vier Torpedos auf uns ab, die aber alle vorbeigingen. Auch feindliche 8,8-cm-Geschosse schlugen mindestens 20 m von unserm Schiff entfernt ins Wasser. Wir sind vollkommen unversehrt geblieben.

Nachdem wir den Engländern, die über unsere Uner-schrockenheit offenbar ganz erstaunt waren, ordentlich eins aufgebrannt hatten, fuhren wir weiter. Jetzt sind wir wieder an Ort und Stelle und haben heute morgen gekohlt, um recht bald wieder einen gleichen Husaren-streich ausführen zu können.

Wie die Ariadne unterging.

Aus dem Brief eines überlebenden Matrosen.

Ich kann von ganz besonderem Glück sagen, daß ich bei dem Gefecht und bei dem Untergang meines Schiffes davongekommen bin. Nun will ich Euch mal etwas über den Hergang schreiben. Am Freitag morgen erhielt das Schiff Befehl, hinauszugehen und den Kreuzern von uns, die im Gefecht mit englischen Schiffen waren, beizustehen. Schon von weitem hörten wir den Kanonendonner, der aber bald wieder aufhörte. Trau-rig mußten wir wieder umkehren, ohne vom Feind etwas gesehen zu haben. Kaum waren wir bei Wange-roog angelangt, als durch Funkspruch der Befehl kam, daß wir sofort die Verfolgung des Feindes aufzunehmen hätten. Als dieser Befehl bekanntgegeben wurde, brach bei der Mannschaft ein Jubel ohnegleichen aus. Ein Kamerad erzählte sogar, daß wir Sonntag in London Urlaub haben sollten. Aber daraus wurde nichts.

Als wir nördlich von Norderney waren, sahen wir plötzlich aus dem Nebel zwei Schiffe auftauchen, welche sich beschossen. Wir fuhren näher heran und erkannten nun, daß beide Panzerkreuzer Engländer waren. Wir glaubten aber, der eine sei „Seydliß“ und der andere ein Engländer. Wohlgemut griffen wir den Engländer an,

mußten aber zu diesem Zweck zwischen die beiden Schiffe fahren. Bald bekamen wir heraus, daß beide Engländer waren, und zwar die modernsten und gefährlichsten Schiffe, die es gibt. Dieselben hatten sich zum Schein mit blinden Schüssen beschossen und uns so in die Falle gelockt. Bald prasselten von beiden Seiten die Schüsse auf uns nieder. Es waren 34,3-Granaten. Bald brannte das ganze Schiff von innen. Wir sahen den sicheren Tod vor Augen, waren auch zum Sterben bereit. Da brachte unser Kommandant drei Hurras auf den Kaiser aus, und alle, die noch Leben in sich hatten, stimmten begeistert ein. Dann stimmte einer der Kameraden das Flaggenlied an, und wir vereinten uns unter dem Reim: „Dir wollen wir treu ergeben sein, getreu bis in den Tod, dir wollen wir unser Leben weihn, der Flagge schwarz=weiß=rot.“ Jeden Augenblick gewärtig, unterzugehen. Da kam die „Danzig“ in Sicht, und freudig, denn es wurde doch schwer, so aus dem Leben zu scheiden, haben wir das Schiff begrüßt. Heldenhaft war die Haltung unserer Offiziere und der Kameraden. Wir haben alle noch Lebenden und die Verwundeten in die Boote gepackt, und dann bin ich über Bord gesprungen und nach der „Danzig“ hinübergeschwommen. Alles ist mir untergegangen, ich habe nur das nackte Leben gerettet.

Waffenbrüderschaft im fernen Osten.

Brief eines Unteroffiziers des österr.-ung. Kreuzers „Kaiserin Elisabeth“, der zur Teilnahme an der Verteidigung von Tsingtau kommandiert wurde.

Unser Schiff wurde telegraphisch anher beordert, wo es gemeinsam mit der deutschen Flotte gegen den Feind operieren wird. Gott schenke uns den Augenblick, in

dem wir mit dem Schwerte in der Hand unserem Vaterlande dienen können! Am 29. Juli traf hier die Nachricht ein, daß Osterreich an Serbien den Krieg erklärt habe. Mit vielhundertstimmigem Hurra wurde das Telegramm begrüßt. In weiter Ferne, liebe Eltern, will ich als treuer Soldat mein Blut für unseren alten, lieben Kaiser mit Freude hingeben. Die deutsche Flotte ist stärker als man glaubt, der japanischen Riesenflotte gegenüber aber, ziffernmäßig wenigstens, zu schwach. Aber das macht nichts — gehauen werden sie, daß sie sich daran werden genug sein lassen. Liebe Eltern: macht Euch keine Sorgen um mich und haltet Euch vor Augen, daß Euer Sohn tapfer und treu bis in den Tod für Euch und für unser Vaterland kämpft und an Euch und unseren lieben Kaiser bis zum letzten Atemzuge denken wird.

Unsere Waffenbrüder.

Der Drinaübergang.

Am 12. August, 3 Uhr früh, hatte das Regiment in höherem Auftrag den Übergang über die Drina zu forcieren.

Mit dem entsprechenden Kriegsbrückenmaterial versehen, traf es eine knappe halbe Stunde früher am bosnischen Ufer ein. Es war eine mondhelle Nacht. Lautlose Stille lag über dem Fluß, der hier 130 m breit und undurchwatbar ist. Diesseits treten übermannshoch bestandene Kukuruzfelder an das Ufer heran. Jenseits begrenzt eine scharf konturierte weiße Kiesfläche das Wasser. Daran schließt sich in tiefem Schlagschatten eine langgestreckte Au.

Unter großen Anstrengungen der wackeren Pioniere vom 8. Pionierbataillon werden die Pontons zusammengefügt und hart an das brüchige Lehmufer getragen. Hinter ihnen formieren sich die zur Überschiffung bestimmten Infanteriestaffeln. Besondere Kräfte werden am Ufer mit schußbereitem Gewehr entwickelt. Sie sollen das feindliche Ufer mit Feuer niederhalten.

Alle Vorbereitungen erfolgen lautlos. Die Kommandos werden im Flüsterton gegeben. Nur hier und da verrät ein dumpfes Poltern der Pontons und das Knicken der Kukuruzhalme die Vorbereitungen.

Da wird der erste Ponton ins Wasser gestoßen, und wie mit einem Zauberschlage ist die nächtliche Idylle verändert. Am serbischen Ufer ist's lebendig geworden. Schüsse blitzen in unheimlich rascher Aufeinanderfolge auf, und ein wahrer Kugelregen pfeift herüber auf die nun rasch bemannten, ins Wasser gestoßenen Pontons. Es gehört eine gute Portion Courage dazu, in die Pontons zu springen und der dunklen Gefahr wehrlos entgegenzusteuern, denn geschossen darf auf keinen Fall werden. Das Feuer nehmen jene Kompagnien und Maschinengewehre auf, die noch am Ufer stehen. Gegen den unsichtbaren Gegner ist es wirkungslos, wie der immer heftiger werdende Kugelregen erweist. Mit einer bewundernswerten Kaltblütigkeit springen Offiziere und Mannschaften in die Pontons und übersetzen das von den feindlichen Gewehrkugeln aufgepeitschte Wasser.

Am anderen Ufer angelangt, stürzen sie sich augenblicklich mit aufgepflanztem Bajonett in den Wald, wo es alsbald zu einem wütenden Nahkampfe kommt. Nur ihrem äußerst schneidigen Vorgehen ist es zu danken, daß die folgenden Überschiffungsstaffeln ohne besondere Verluste an Zeit und Material folgen können.

So wird es 4 Uhr. Die Dämmerung bricht an. Zwei Bataillone sind schon übersetzt. Ein drittes (das letzte) ist eben in Sammlung begriffen. Als das Gewehrfeuer einen Augenblick schweigt, intoniert die Regimentsmusik den Prinz-Eugen-Marsch und ein viel-tausendstimmiges Zivio erschüttert die Luft.

Die tapferen Warasdiner jubeln ihrem König zu, dessen Allerhöchster Gunst sie sich stets erfreuen durften.

Da, mit einem Male flammt das Gefecht von neuem auf.

Wie sich später aus gefundenen Schriften und den Aussagen von Gefangenen erklärt, hatte die unmittelbare Wacht an der Drina das 4. Bataillon des 5. serbischen Regiments (drittes Aufgebot) mit einer hundertköpfigen Komitatschibande bestritten.

Der Bataillonskommandant — wir fanden ihn später tot — ein eleganter Major des regulären ersten Aufgebotes, mit energischen und intelligenten Gesichtszügen, hatte mit zwei Kompagnien in einem Straßenhau etwa 2 km von der Überschiffungsstelle genächtigt. Als er den Gefechtslärm am Flusse hörte, führte er, mit dem Revolver in der Hand, seine Reserve vor. Sein Eingreifen brachte unser Regiment in eine bedenkliche Krise, denn der Gegenstoß, durch einen dichten Hochwald geführt, traf gerade die Flanke der noch nicht geordneten Feuerlinie. Behement schlug das Feuer auch in die am Ufer liegende Regimentsreserve.

In diesem kritischen Augenblicke springt der Regimentskommandant selbst vor die Front und führt zwei Kompagnien zur Unterstützung vor.

Dies bringt die Entscheidung. Schritt für Schritt werden nun die Serben zurückgedrängt; aber hinter jedem Baum, hinter jedem Strauch leisteten sie erneut Widerstand. Sie kämpften mit dem Mute der Verzweiflung und erweisen sich als zähe, hartnäckige Gegner. Für uns gestaltete sich die weitere Vorrückung äußerst schwierig. Ein etwa 500 Schritt breiter, dichter, mit Unterholz durchwachsener und von breiten, verschlammten Pfützen und Wasseradern durchzogener Wald bringt die Abteilungen durcheinander. Im Rückzuge steckten die Serben mehrere Häuser in Brand, um ihrer Artil-

lerie Zielpunkte zu geben, und tatsächlich schlugen bald darauf von zwei Seiten Granaten ein.

Es war 6 Uhr früh, als der letzte Widerstand gebrochen war. 64 tote Serben, darunter zwei Offiziere, bedeckten die Balstatt. Pardon war nicht gegeben worden. Mindestens ebenso viele mußten in den fast unzugänglichen Auen liegen.

Aber auch das brave Regiment hatte an diesem Tage schwere Verluste: 10 Mann tot (darunter 1 Offizier), 26 Mann schwer verwundet (darunter 2 Hauptleute und 1 Fähnrich), 10 Mann leicht verwundet (darunter 1 Offizier und 1 Kadett).

Das Regiment hatte seine Feuertaufe in Ehren bestanden. Der Clan, mit dem Offiziere und Mannschaft in den Feind einbrachen, war stürmisch und herzerfreuend. Auf allen Gesichtern glühte helle Begeisterung und Kampfbegier. Der erste Erfolg war erkämpft und hob gar mächtig das Selbstbewußtsein jedes einzelnen. Man hatte den Übergang über ein schweres Hindernis im engen Kontakt mit dem Gegner erzwungen und damit den weiteren Operationen wesentliche Vorteile geschaffen.

Die Schlacht.

Wien, 19. September.

Endlich sollte der schöne Traum, der mir von Anfang meiner militärischen Laufbahn vorschwebte, verwirklicht werden: als Oberst mein Regiment zum Angriff zu führen.

Es war am 24. August vormittags, Gefechtslärm vorn, Gefechtslärm links. Ich ließ das Regiment alarmieren. Binnen einer Viertelstunde stand es sprungbereit

da. Mein schönes Regiment mit den blanken Reihen; ich ritt sie ab zur letzten Musterung. Nicht um die Adjustierung zu prüfen, nicht um nachzusehen, ob reglementarische Ordnung sei, nein, in die Augen wollte ich schauen. Was ich da sah, das machte mir meine Pulse heißer schlagen: ein Leuchten und Strahlen. Das sprach: „Führe uns, du kannst dich auf uns verlassen!“ Brave Mannschaft, zum größten Teile Ruthenen, zum geringeren Polen. Noch wenig kündeten bisher die Zeitungen von ihrem Ruhm: das Los unbekannter Helden. In den Augen der Offiziere verhaltener Jubel. So standen wir und warteten. Die Spannung wuchs und rötete mir die Wangen. Da endlich gegen Mittag kam der erlösende Befehl! Die Augen wurden weit, lautlose Stille. Es ging nach links. Nach einer Frontveränderung von 90 Grad rückte das Regiment fließend in Gefechtsformation vor. Das Gelände war wellenförmig, vor uns etwa 4000 Schritt weit ein breiter Waldstreifen, auf dessen Mitte die Direktion genommen wurde. Ich ritt mit dem Adjutanten eine sanfte Anhöhe voran, um einen Überblick zu gewinnen. Vom Feinde sah ich nichts, Leere des Gefechtsfeldes. Ich hörte nur. Jetzt verstärktes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer gegen die Waldspitze zu. Ab und zu Geschützdonner. Rechts vorn sanfte Kuppen, wohin allem Anscheine nach das Gefecht noch nicht übergegriffen und auf welche die Regimentsreserve vorzurücken hatte. Ich blickte mich um und sah in stolzer Freude die breiten und tiefen Linien des Regiments wie einen unaufhaltsamen Strom vorwärtsdringen. Die vorderste Linie war mittlerweile bis auf zirka 300 Schritt an den Waldstreifen herangekommen. Da begann die eigent-

liche Musik. Ein Säusen in den Lüften — schon vorüber, ein schriller, krachender Schlag — ein Tornado von wirbelnden, grauen Staubmassen und graubraunen Sprengstoffgasen. Das war eine Granate, hat keinen Schaden angerichtet. Wieder ein Säusen, ein gelinder Knall hoch oben, eine unschuldig aussehende schneeweiße Dampfwolke, die aber aus ihrem Schoß einen Regen von Füllkugeln und Geschößsplintern zur Erde warf. Das war ein Schrapnell. Auch dieses hat nichts gemacht. Die Leute lachen laut und finden das höchst belustigend. Fürwahr, uns alle erfaßt ein merkwürdiger Übermut. Ich selbst gebe mich ein paarmal mit der Beobachtung ab, ob die heransausenden Ungetüme zu sehen seien oder nicht. Nun, ich kann sagen, man sieht sie nicht direkt, aber der Luftwirbel, den sie verursachen, ist deutlich genug wahrzunehmen, und ich hatte das Gefühl, als hätte man einen Bruchteil einer Sekunde Zeit, dem Volltreffer auszuweichen. — Wer's trifft? Nun pfeift es um die Ohren wie von wütenden Hornissen, manchmal klingt es wie das Schnalzen einer Peitsche. Das ist Gewehrfeuer, das kommt durch den Wald geflogen wie von ungefähr. Gilt auch gar nicht uns, weil der Wald uns verdeckt, und bedeutet die sogenannte Fehlgarbe des Gewehrfeuers. Ich blicke verwundert um mich, alles rückt unentwegt vorwärts, ich sehe niemanden fallen und denke fort und fort: „Also das ist die Schlacht! So sieht es aus, 's ist ja gar nicht so übel!“ Auch die Mannschaft, das ganze Regiment denkt offenbar ebenso. Ich bemerke allüberall nur fröhliche Mienen. Da ein Heulen, ein Heulen mit winselnden Untertönen, krach, krach, viermal schlägt es in die Erde, eine kleine Pause — und wieder kracht

es viermal in uns hinein. Ausfeuerlagen! Die russische Artillerie hat sich auf uns eingeschossen und bestimmte Linien aufs Ziel genommen. Jetzt ist es kein Scherz mehr. Lücken sind entstanden, zuckende und stille Leiber sieht man auf dem Boden, man hört aber keinen Schrei. Das ist das Seltsame: man stirbt lautlos, man wird verwundet, aber die Lippen bleiben geschlossen. Nur einmal habe ich ein Menschenkind brüllen, ja brüllen gehört. Ein Gefreiter wurde in einem Graben in meiner Nähe von einer Schrapnellfüllkugel in die Wade getroffen. Der Mann brüllte auf wie ein Stier; ich habe noch nie solche Laute gehört. Ich tröstete ihn, daß das eine leichte Verwundung sei, doch er schrie weiter. Nach ungefähr fünf Minuten war der Mann tot, das Geschloß hatte die Schlagader getroffen, er war verblutet.

Wie ein Bluthund sich an die Fersen des Verfolgten heftet, so verfolgte das feindliche Artilleriefeuer unsere Linien. Bald waren es Granaten, bald Schrapnells in angenehmer Abwechslung. Dagegen gibt es keinen Schutz, als weiteres Vorgehen in schütterer Linie. Wirft man sich nieder, so wird man von dem eingeschossenen präzisen Feuer direkt festgenagelt; benützt man für Minuten natürliche Deckungen, wie Terrainwellen, Gräben usw., so nützt das auch nichts, denn der „Segen kommt von oben“. Es ist wie ein entsetzliches Ungewitter. Man muß dabei gewesen sein, um sich eine Vorstellung davon machen zu können. Das allerbeste Mittel aber ist eigenes überlegenes Artilleriefeuer, welches die feindliche Artillerie niederkämpft. Von dieser Seite kam auch die Befreiung von den feuerpeienden Ungetümen. Das Regiment hatte nicht gewankt und nicht gezuckt in dieser Zone des artilleristischen Schreckens. Be-

wundernd blickte ich auf alle die Braven, auf alle diese Helden. Mir fiel ein: was sind die vereinzeltten Heldennamen des Altertums gegen diese Tausende von namenlosen Helden von heute?

Nun passierten die vordersten Reihen den Waldstreifen und nahmen, untermischt mit den schon kämpfenden eigenen Truppen, am jenseitigen Waldrande das Feuergefecht auf. Gegenüber auf etwa 800 Schritt die feindliche Linie: ein Meierhof, der wie eine Festung hergerichtet worden war, von hier Erddeckungen bis zur Schmalseite eines Längenortes und noch weiter darüber hinaus. Ich bemühte mich, mit dem Feldstecher die russische Infanterie ausfindig zu machen. Ich sah nichts als hier und da eine russische Zellermütze, die auftauchte und verschwand. Aber man spürte sie, noch mehr ihr Maschinengewehrfeuer. Nun, unser Feuer ließ sich auch nicht spotten, wie ganze Berge von russischen Leichen und Verwundeten in den Deckungen bewiesen. Unsere Maschinengewehre ratterten erbarmungslos.

Inzwischen hatte die Regimentsreserve, die rechts rückwärts im Staffeln gefolgt war, die Kluppen rechts und vorwärts des Waldes erreicht; sie wirkte zunächst durch enfilierendes Feuer und schritt nun energisch zum entscheidenden Angriffe vor. Wunderschön war es anzusehen, ein militärischer Hochgenuß. Das war der Sieg! Die Entscheidung auf dieser Stelle des Gefechtsfeldes war gefallen. Die Russen zogen sich fluchtartig zurück. Was nicht fliehen konnte, ergab sich, indem es die Hände hoch hielt.

Erwähnt sei, daß während des vorgeschilderten Kampfes mitunter verräterische Episoden vorkamen.

Manche russische Abteilungen hißten die weiße Fahne, worauf von den Unseren angenommen wurde, daß sich der Feind ergeben wolle. Das war eine Täuschung, denn als unsererseits das Feuer eingestellt wurde und die Unseren sich näherten, wurde ein höllisches Maschinengewehrfeuer auf sie losgelassen. Gegen solche verräterische Brut gab es kein Pardon mehr. Nun schritt der Sieg mit vernichtendem Schritte vorwärts und eine blutigrote Fackel wies ihm den Weg. Der früher erwähnte Ort brannte lichterloh, die Flammengarben, die schwälende ungeheure Rauchwolken trugen, sprangen von Haus zu Haus; dazu das fortdauernde Kampfgetöse, das Einbringen ganzer Trupps und Kolonnen von Gefangenen, das Vorwärtstürmen unserer Soldaten — all das gab ein Bild, das unverlöschlich ist.

Ich befand mich hierbei auf der Höhe bei der Regimentsreserve und überblickte das Gefechtsfeld in einer Breite und Tiefe von etwa 3000 Schritt. Was rechts und links geschah, wußte ich nicht. Es war ein Ausschnitt aus der großen Schlacht. Das Maschinengewehrfeuer macht durchaus kein besonderes Getöse, es nimmt bald ab, bald zu und unterscheidet sich fast gar nicht von dem Gefechtslärm einer feldmäßigen Friedensübung. Nur das Maschinengewehrfeuer dringt lebhaft ins Gehör, dann auch die Zugsalven der Russen, die häufig angewendet wurden. Die Grundgewalt des Basses besorgte die Artillerie.

Auf der Verfolgung gab es in einem schluchtenreichen Walde noch ein länger dauerndes Getöse. Dort sah ich einen Reserveoffizier des Regiments bei seiner Abteilung, der mit schon von den Zeiten des Einjährig-Freiwilligen-Jahres eine große Anhänglichkeit bezeigt

hatte. Ein kurzer Gruß meinerseits und ein ebensolcher Gegengruß mit freudigem Aufleuchten des Auges — fünf Minuten später stand ich erschüttert bei dem toten jungen Freunde ... Gar manchen guten Freund und Kameraden verlor ich an diesem Tage. Einfache Holzkreuze bezeichnen die letzte Ruhestätte. Die Dämmerung trat ein und machte dem Kampfe ein Ende. Nur hier und da noch grollte ferner Geschützdonner. Unaufhörlich wurde eine Unzahl von Gefangenen zugeführt.

Einer Episode, die des humoristischen Beigeschmackes nicht entbehrt, möchte ich noch Erwähnung tun: In einem Trupp von Gefangenen befand sich ein junger Offizier, der in deutscher, fast berlinerischer Sprache ärgerlich fragte: „Ja, gibt's denn hier niemand, der Deutsch spricht?“ Ich erwiderte: „Aber genug gibt es solche, wir Offiziere sprechen alle Deutsch.“ Darauf er: „Nu, Gott sei Dank, daß ich mal wieder vernünftig sprechen kann. Nu, wir haben heute ordentliche Dresche gekriegt.“ Es war ein als Reserveoffizier eingerückter Kurländer. Wir amüsierten uns nicht wenig über den deutschen Russen oder russischen Deutschen.

Die Schlacht war zu Ende. Wenn auch die Verluste des Regiments mich mit Wehmut und Schmerz erfüllten, so belebte mich trotzdem das erhebende Gefühl, daß das Regiment seine Schuldigkeit getan und in diesem Teilgefecht die siegreiche Entscheidung herbeigeführt hat. Mit Stolz darf es die Blicke zu seinem erhabenen obersten Kriegsherrn erheben. Am nächsten Tage erhielten wir aus dem Armeekommandobefehl Kunde von dem glänzenden Siege auf der ganzen Linie. Viel später erfuhren wir den Namen der Schlacht. Er lautet: Krasnik.

„Echt österreichisch“.

Aus dem Tagebuche eines verwundeten Offiziers eines Tiroler Regiments.

Seit drei Tagen liegen wir im Schützengraben. Manchmal kauern, manchmal stehen, manchmal liegen wir. Es gibt nur einen Gedanken, wenn die Kugeln pfeifen. Und sie pfeifen sehr heftig, sehr zahlreich. Hunderte, Tausende. Mit ganzen Bogenketten von Kugeln ist der Boden gleichsam überspannt. Man liegt wie unter einem Gewölbe von blitzenden Geschossen, die in knappen, knatternden Abständen einander folgen, die sich unaufhörlich erneuern. Aus dem Ungewissen fliegen sie ins Ungewisse. Nur ab und zu, für den Bruchteil einer Sekunde, fährt drüben eine Russenmütze empor. Mehr nicht! Und unsere Leute, Tiroler sind es, murren, daß sie nicht zielen und nicht schießen können, wenn sie nichts sehen.

Es ist das Schlimmste an dieser Kriegstaktik, die uns das zähe und lethargische, so überaus geduldige Volk der Japaner aufgehalten hat: man sieht den Erfolg nicht. Und meine Tiroler verlieren die Geduld. Sie wollen vor. Wir Offiziere haben alle Mühe, sie zurückzuhalten. Jeden Augenblick fragen sie: „Isch no net gnua? Gan mer no net?“ Die Offiziere springen auf, sie eilen zum Regimentskommandeur und erbitten den Befehl: „Vor!“ Einstweilen halten meine Leute den Schuß im Rohr zurück. Ihre Gesichter glühen. Auch drüben hat das Feuer nachgelassen. Wahrhaftig, es sieht so aus ... Hörbar rauscht das Blut. Da kommt der Befehl: „Stehen bleiben! Noch eine Stunde mindestens muß die Artillerie arbeiten.“

Jetzt reißt es dem Hochhuber-Sepp den kleinen Finger

von der Linken. „Sakra“, schreit der Sepp, und will, um gleich wieder zu feuern, die Wunde rasch mit seinem Taschentuch verbinden. Antiseptisch ist es gerade nicht geworden von Sterzing bis Rußland: „Zum Verbandsplatz, marsch!“ Der Sepp schüttelt den Kopf. Er versteht das nicht. Geschichtenmacherei! Er ist entschieden böß auf mich. Und wenn er in einer Stunde nicht wieder da ist, wenn er diese Stunde des Bajonettsturmes nicht erlebt, werde ich das verantworten können?

Getroßt! Es dauert keine Stunde mehr.

Der Kolmbauer rechts von mir schmaucht seine Pfeife. Den ganzen Tag (und vielleicht auch die Nacht) hängt sie zwischen seinen Lippen. Eine schöne Pfeife mit dem Andrá Hofer auf dem Kopfe. Und just diese Pfeife sucht eine russische Kugel, just diese Pfeife schießt sie dem Kolmbauer von den Lippen, daß er zornwütig aufschreit: „Hiazn is gnua! Hiazn gan mers an!“ Und springt aus dem Graben. Die anderen ihm nach. Ich rufe: „Halt!“ Aber es gibt kein Halten. Überall zucken die Bajonette aus den Schützengräben empor, ein Flimmern, ein Funkeln, unabsehbar über Stunden und Wegstunden. Und mit gezücktem Bajonett, mit schwingendem Gewehrkolben setzt das Laufen ein, das große Laufen gegen die feindlichen Schanzen. Dieses unaufhaltsame, unabsehbare Laufen von Hunderten und Tausenden nach einem Ziel, das in der Geschichte der Sieg von Krasnik heißt ...

In das Dorf, in dem wir bivakieren, waren zwei deutsche Offiziere gekommen. Prachtvolle Menschen sind diese Deutschen! Sie haben eine so feste Männlichkeit. Alles, was sie tun, alles, was sie wollen, alles, was sie sagen, ist ganz. Ich stand mit ihnen auf der

Straße, die durch das endlose Dorf lief. Sie waren voll Bewunderung für unsere Leute. Der eine sagte: „Ihre Truppen machen alle Strapazen zuschanden. Bei 30 Prozent Verlust gilt sonst eine Truppe als verloren. Da heißt es sonst: Rette sich, wer kann! Ich aber habe bei Ihnen manches Bataillon gesehen, das bei einem Verlust von 50 Prozent nicht nur festgestanden, die Kerls haben zu stürmen angefangen!“

Der andere Deutsche lachte, daß man seine weißen, gesunden Zähne sah: „Echt österreichisch!“ sagte er. Es gab mir vor Lust einen Stich ins Herz. Ich hätte aufschreien, ich hätte den Mann umhalsen mögen. Und meine Stimme zitterte, als ich hervorstieß: „Wirklich? Echt österreichisch? Ist das Ihr Ernst?“ Erstaunt sah er mich an. Meine Erregtheit verblüffte ihn. Ich war ihm Aufklärung schuldig und sagte ihm: „Früher, bei uns in Wien, da hat man ‚echt österreichisch‘ gesagt, wenn ein Eisenbahnzug fünf Minuten Verspätung hatte. Man hat ‚echt österreichisch‘ gesagt, wenn ein Brief auf der Post verloren ging. Immer und überall hat man ‚echt österreichisch‘ gesagt, wenn es sich um eine Lärtheit, eine Schlamperei oder sonst eine Rückständigkeit handelte. Und jetzt sagen Sie es so! Denken Sie nur!“

Der Deutsche sah mich immer noch verwundert an. Er konnte den Jubel, der in mir war, nicht ganz begreifen. Kein Deutscher wird es können, denn er weiß nicht und wird es nie verstehen, wie grauenhaft wir alle in den Jahren des Friedens unter unserem eigenen Kleinmut gelitten haben. Aber mit einer Ruhe und Bestimmtheit, die keinen Einspruch aufkommen ließ, versicherte er: „Man wird ‚echt österreichisch‘ künftig nur in diesem Sinne sagen!“

Was jeder von sich selbst erzählt.

Die Jagd zur Schlacht.

Aus dem Tagebuch eines Feldarztes.

Ich war auf einen Tag mit Genehmigung meines Chefarztes nach Brüssel gefahren. Am nächsten Tag früh sollte mein Dienst bei den Kranken in der Mittelschule von B. beginnen. Am Morgen radelte ich schnell nach B., mache Visite und frühstücke. Um 10¹/₂ will ich noch einmal nachsehen, was im Hospital los ist, und schicke einen Jungen mit einem Brief an unseren Kompagniearzt dorthin. Antwort: „War heute kein deutscher Arzt da.“ Da hab' ich's. Das heißt, die Kompagnie ist fort. Ich schnalle um und jage mit dem Rade nach dem Hospital. Es ist wirklich niemand da. Nun schnell hinüber nach P., dem Standort der Kompagnie. Die Brückenwache am Kanal schreie ich an: „6. Division?“ „Nein 5.“ „Wo ist die 6.“ „Heute nacht abgerückt!“ Hinüber nach L., was die Pedale halten. Richtig, kein Wagen, keine Soldaten, keine Division — tiefer Friede und heißer Sonnenschein, in der Luft das nun schon gewohnte Bum, bum, bum!, etwas stärker als sonst. In voller Karriere in den Park nach dem Schloßchen, wo bis dahin der Divisionsstab so prangend dirigiert hatte. Nur eine Säule noch: ein Feldbriefträger packt einsam auf der Veranda

von Erzellenz seine Post ein. „Wo ist die Division?“ „Heut' nacht 2 Uhr abgerückt.“ „Ja, wohin, Menschenkind?“ „Weiß ich nicht, aber der Feldtelephonist hat noch Verbindung mit der großen Bagage.“ Der Telephonist tippt los und meldet mir, daß die Bagage heute früh 4 Uhr Richtung G. stand. Karte hab' ich nicht, aber ich fause los. Habe ich erst die große Bagage, dann kriege ich auch die Division, und habe ich die, dann finde ich auch die Kompagnie.

Ich stürze aus dem Park. Da steht das Auto von R. aus Brüssel mit seinem Chauffeur, der nur flämisch spricht. Ich runter vom Rade, ihm das Rad ins offene Luxusauto geworfen und: „Nach G.“ Ein Sprung, und ich sitze neben dem Chauffeur. „Mais ...“ „Kein Wort! Nach G.“ „Si vite, pourboire, Si non...“ Ich lege den Browning aus der Tasche. Das versteht er. Wir jagen mit 70-km-Geschwindigkeit über die Brücke. „Halt, wer da!“ Eine Feldwache legt an. „Offizier!“ Vorbei! Der Morgen ist herrlich. Das Krachen wird lauter. Ich schwitze. Wir kommen jetzt durch ein Dorf. Aus einem Fenster: pänk! pänk! Schweinehund — wenn ich nicht zu spät käme, würde ich anhalten. Der Chauffeur schwitzt.

Jetzt sind wir in G. Aber die Bagage ist nicht da. Zwei Häuser brennen. Nirgends eine Menschenseele. Fenster und Türen sind verrammelt. In den Hauswänden sieht man Kugellöcher. Der Chauffeur stöhnt. „Mais...“ „Weiter!“ Der moralische Effekt eines Brownings ist ungeheuer. Da steht rechts ganz vorn ein gelber Fesselballon, von den bekannten Schrapnellwölkchen umflattert. Meine Angst, zu spät zu kommen, wird immer größer. Das Bumbum wird lauter.

Verwundete Infanteristen können mir auch nichts sagen. Der Leutnant hat den Revolver, die Mannschaft den Karabiner in der Hand. „Was ist denn los?“ „Vorsehen, in dem Dorf schießt's!“ „Ich habe leider keine Zeit, ich komme zum Gefecht zu spät, wo steht die 6. Division?“ „Das 3. Korps steht in W.“ Herrlich, hab' ich erst die Erzellenz, dann finde ich auch die anderen und die Kompagnie. Also durch das Dorf! Der Leutnant sieht mir durchs Monokel verwundert nach, die Kirche brennt. Es schießt nicht!

Da vorn stehen Pferde in Deckung. Hurra, der Korpsstab! Die Gesellschaft frühstückt im Chaussee-graben. Der bekannte Anblick: karmoisinrote Aufschläge in Feldgrau, Feldpost, Meldereiter, Telephontisch, kurz, wie es in der Illustrierten Zeitung aussieht. Erzellenz mit zwei Generalstäblern an der Karte.

An der angefangenen Strippe des noch nicht fertigen Feldtelephons taste ich mich weiter, und fahre so an der Basis des Fesselballons der Luftschifferkompagnie vorbei durch zwei ausgestorbene Dörfer, vorüber an einer Ulanenpatrouille mit belgischen Gefangenen, bis ich feststellen kann, daß die Wolken ein Kilometer vor mir pläzende Schrapnells sind, daß ich den Telephonleger überholt habe und daß vorn eine Mühle ist, und auf dem Mühlenhügel die dreieckige Divisionsstabsflagge und neben ihr — die weißen Fähnchen meiner Sanitätskompagnie. Sie lag dort noch in Bereitschaft! Aus den respektswidrig johrenden Freuderufen des Offizierkorps ging hervor, daß es mich bereits tot mit abgeschnittenem Kopf glaubte, als Opfer eines Brüsseler Franktireurs. Mein plötzliches Auftauchen erregte solches Verblüffen, daß selbst der Chefarzt seine

Zufriedenheit ausdrückte; dann bekam ich eine Flasche Rotwein, Frühstück und Birnen — es war mittlerweile 1 $\frac{1}{4}$ Uhr geworden — sowie vier Feldpostbriefe aus Berlin. In dem Hof, in dem ich mich stärkte, waren heute früh noch belgische Offiziere bewirtet worden. Dann hatte ich endlich Ruhe, mich der Schlacht zuzuwenden.

Die Sanitätskompagnie steht in Bereitschaft: Offiziere und Ärzte sind teils im Gehöft, teils auf dem Feld. 100 m rechts auf dem Mühlenhügel hält der Divisionskommandeur mit seinem Stab. Ich hole mir einen Stuhl auf den Acker; vor mir freies Feld, in 500 m Entfernung Büsche, über denen dauernd Schrapnells pläzen. Eine Ulanenpatrouille kommt in scharfem Trab heran; der Führer springt ab und macht Meldung. Beim Wärrterhaus rechts vorn hat er Ulanen verloren. Ein kurzer Befehl; ein Arzt reitet mit einem Wagen los. Nun fängt das Dorf rechts vorn an zu rauchen, und nach zwei Minuten schlagen die Flammen hoch. Neben uns steht Feldartillerie in Bereitschaftsstellung. Ein Motorfahrer knattert heran. Neue Meldung; ein kurzer Befehl: die Batterien jagen übers Feld, prohen ab und bum, bum! geht's los. Eine Ulaneneskorte mit 30 belgischen Gefangenen und ein Offizier kommen vorüber. Alle sind in Dunkelblau gekleidet, was furchtbar unpraktisch ist, denn man sieht es meilenweit, und es ist maßlos schmutzig. Die Gefangenen sind nette, teils ganz junge Kerls, aber sehr schlecht gekleidet. Ein Kürassieroffizier verhört sie. Der Gegensatz des eleganten feldgrauen Jungen mit der feldgrauen Schärpe, der aussieht, wie aus dem Ei gepellt, gegen diese Belgier ist direkt erheiternd. Nun

Kommt für uns Befehl. Die Sanitätskompagnie fährt nach X. in Schützenlinie und holt die Verwundeten. Fertigmachen! Die Burschen bringen die Pferde. Wir sitzen auf, es geht los, nach vorn. Es kracht ganz nahe. Wir sind vor einem Dorf. Latü! Latü! Ein Divisionsauto mit Generalstäblern rast heran: „Halt! Nach links abshwenken! In dem Dorf werden sie vom Fort aus zusammengeschossen.“ Nach links geht es im Trabe ab. Wir begegnen Trümmern von Kompagnien, die sich sammeln. Die Feinde sind nämlich gefährlicher, als es in den Wibblättern steht, und man sollte sich in Deutschland hüten, die Leistungen unserer Truppen durch ein billiges Lächerlichmachen der feindlichen Armeen zu Unrecht zu verkleinern. Die sich zum neuen Angriff vor den Forts sammelnden Truppen lachen nicht, sie sind todernst und ausgepumpt und maßlos wütend. „Angriff“, „Schlacht“, „Sieg“, sehen in Wirklichkeit ganz anders aus, als es sich am weißbedeckten Kaffeetisch liest. Wir kommen an ein Gehöft, das voll von Verwundeten liegt. Es sind Deutsche und Belgier! Also aufladen, was das Zeug hält! Los! Wir fahren hinaus, hinter uns kracht es bedrohlich nahe. Nun im Trabe nach dem Hospital in D., wo 100 teilweise Schwerverwundete angekommen sind. Dort arbeiten wir die ganze Nacht durch ...

Man muß sich zu helfen wissen.

N. am 14. September.

Mein liebes Muttchen! Seit zirka vier Tagen habe ich die Führung des Lebensmittelwagens bekommen, da

ich mich einigermaßen mit den Bewohnern verständigen kann. Dabei ist es mir beinahe schlecht gegangen, aber Unkraut vergeht nicht, und so kam ich mit heiler Haut heraus. Es kam so: ich hatte auf meinem Wagen vorn fünf Kranke und Verwundete, die ich nach B... bringen mußte. Landkarten sind nicht vorhanden, so mußte ich also nach Besichtigung der Karte meines Kompagniechefs auf den Weg. Etwa 7—8 km war der Weg durch die Berge. Zirka 5 km hatte ich hinter mir, als ich plötzlich Maschinengewehrfeuer erhielt. Die Leuten schossen aber so, daß die Kugeln etwa 40—50 m rechts von mir in einen Kirchturm schlugen. Plötzlich entstand ein unheimliches Pfeifen und Zischen über meinem Kopfe. Jetzt lag ich mitten im Schrapnellfeuer, aber: „Gebt Feuer, ach, wie schießt ihr schlecht!“ Als ich dieses gewahr wurde, stieg ich auf einen höher gelegenen Punkt und gewährte die französischen Geschütze. Ich hatte ein so schönes, knallrotes Taschentuch, und mit diesem winkte ich ihnen meinen Abschiedsgruß. Jetzt wurden sie wütend und setzten ihre Maschinengewehre wieder in Gang und schossen über meinen Kopf hinweg etwa zwei Meter hoch, denn Zweige, die gestreift wurden, konnte ich sehen. Jetzt setzte ich mein Visier auf 700 m, legte mich in Deckung und rief meinen Begleitmann zu mir, markierte mit unseren Helmen und Mützen, die ich von den Verwundeten noch holte, eine kleine Schützenlinie, indem wir die Kopfbedeckungen auf die Deckung legten, und gaben, hinter den einzelnen Stellen Schnellfeuer gebend, den Feinden ein falsches Ziel. Meine Pferde strebten dazwischen weiter vor, geführt von einem Zivilkutscher, den ich schon acht Tage bei mir habe, bis sie in Deckung

waren. Unser Feuer schien gut zu sein, denn das Maschinengewehr verzog sich. Kaum glaubten wir nun beide, die Gefellen los zu sein, so klapperte es hinter uns und französische Kavallerie, vier Mann, kamen den steilen Weg hinauf. Das Gewehr wieder anlegen und ein mörderisches Feuer geben war eins. Einen schossen wir vom Pferde gleich auf den ersten Schuß, darauf machten die Helden kehrt und zogen sich, ihren Verwundeten mitschleppend, schleunigst zurück. Das Pferd sank ihm unter dem Leib zusammen. Jetzt ging mein Weg weiter. Wir hatten uns beide unter und brachten ein Hoch auf unser Vaterland aus, denn wir hatten heute beide die Feuertaufe erhalten. Nach einer kurzen Zeit kam uns unsere Kavallerie zu Hilfe, die das Feuer gehört hatte. Unsere Kompagnie hatte das Feuer beobachtet, ohne uns helfen zu können, und hatte uns gänzlich aufgegeben. Wir entschädigten uns noch an demselben Tage. An die Krankensammelstelle heranzukommen, war unmöglich. Ich hatte durch den linken Flügel einer französischen Infanteriekompagnie fahren müssen. So entschloß ich mich, mit der Kavallerie unter deren Bedeckung nach ... zu fahren, wo uns die guten Jungens eine große Überraschung versprachen. Das Kloster ... ist eine Schokoladenfabrik. Also da ging es los. Wir packten nach Probemachen zirka 4—5 Zentner „bester“ auf meinen Wagen und fuhren zu dem verabredeten Truppsammelpunkt. Dort kamen wir spät an; die Kompagnie kam an dem Tage nicht ins Gefecht. Wir wurden mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. Ein Kamerad, mit dem ich in Frankfurt a. D. gedient hatte, fiel mir lachend und weinend um den Hals. Dann ging es ans

Schokoladeschmausen, Rotweintrinken und Trockenbrotessen. So wurde der schöne Tag in fröhlicher Stimmung und Wiedersehensfreude beendet.

Wir haben uns durchgeschlagen.

Aus dem Briefe eines Regimentsarztes.

Hurra! Wir haben uns glücklich durchgeschlagen! Aber das waren Tage! Seit Sonntag (16. August) mittag bis Freitag (21. August) abend haben wir uns buchstäblich durchgebettelt. Sonntag (16. August) sollte Ruhetag sein. Als das große Diner um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr kurz bevorstand: „Alarm!“ Wir rückten sofort nach Norden gegen eine mordende und sengende Kavalleriedivision aus. Als wir Fühlung mit ihr hatten, kniff sie aus. Um 2 Uhr nachts zurück, erhöhte Alarmbereitschaft: angezogen, mit gesatteltem Pferde bereit. $\frac{1}{2}$ 4 Uhr morgens Abmarsch. Die feindliche Division ist verstärkt und nimmt unseren Angriff an. Da die doppelte Übermacht gegen uns war, mußten wir gegen 3 Uhr (17. August) das Gefecht — nur Artilleriekampf und geringe Schützengefechte — abbrechen und nach Südwesten abrücken. Ich blieb zurück, da ein Schrapnell einen Einjährigen schwer und zwei Mannen leicht verletzt hatte. Kurz vor den Russen war ich fertig, hatte meine Verwundeten auf einen Wagen verpackt, und im tollsten Galopp ging's mit Sanitätsgefreiten und dem Burschen hinter unserer Division her, die ich mit todmüdem Gaul auch erreichte. Weiterer Rückmarsch bis in die tiefe Nacht, Notquartier auf Stroh; nach $2\frac{1}{2}$ Stunden Schlaf: „Alarm!“ Es geht gegen

eine andere russische Kavalleriedivision, die uns aber wieder auswich; einer vorrückenden Infanteriedivision mußten wir wieder weichen, nachdem wir sie lange über unsere Stärke getäuscht und hingehalten hatten. Langer Marsch bis rückwärts Gumbinnen (18. August). Relativ langer Schlaf bis 6 Uhr. Aufstellung in linker Flanke unserer Infanteriedivision, Eingriff in die Schlacht. Plötzlicher Abmarsch, in tollem Tempo geht es drei Stunden lang gegen Norden, wo ein Kavalleriekorps ein Landwehrregiment hart bedrängte. In tiefer Nacht sind wir am Platz und schießen noch lange auf die Bande, 12 Uhr in Notquartier, Pferde gesattelt. 19. August morgens 3 Uhr Abmarsch. Das feindliche Kavalleriekorps ist vor uns ausgerissen! Wir können in die abrückenden Kolonnen nur noch einige wohlgezielte Schrapnells funken. Dann erreichen wir die Stellung unserer Landwehr. Ich hatte vier Stunden zu tun, bis ich den letzten besorgt und die Krankenwagen bestellt hatte. Das Finden meiner Division war recht schwierig, zumal ich nicht wußte, wo die Russen steckten. Gegen 12 Uhr (20. August) sind unsere Regimenter wieder auf dem linken Flügel der Schlacht bei Stallupönen angelangt, wir funken mit Schrapnells, der Feind geht unter großen Verlusten zurück, und wir verfolgten ihn, daß er Gewehr, Mäntel, Bagage, Feldküchen, kurz alles auf dem Wege läßt. Dann mußten wir noch südlich gegen einen andern zurückgehenden Feind, der von unsern Regimentern attackiert wird; die Ulanen hatten dabei herbe Verluste, ich hatte wieder viel Arbeit. Als ich um 9 Uhr abends fertig bin, reite ich auf gut Glück nach Pilskalen und treffe auch richtig noch mein Regiment. Als wir gerade

unsere Quartiere auffuchen wollen, flogen Schrapnells in das Städtchen. Eine rückgehende Infanteriedivision kam von Westen und trieb uns aus dem Städtchen.

Nun waren wir in Schwulibus! Im Osten Rußland, im Süden weichende russische Armeekorps, im Norden das Kavalleriekorps, im Westen zurückgehende Infanteriedivision. Wir zogen im Zickzack gegen Osten und Norden und mußten auf der Chaussee übernachten, d. h. die Pferde blieben oben stehen, wir legten uns in den Graben und versuchten zu schlafen.

Um ein Haar hätten sie uns im letzten Gefecht noch gehascht, zum Glück schoß die russische Artillerie schlecht, so daß wir das Gefecht fast ohne Verlust abbrechen konnten und glücklich nach Nordosten entkamen. Für unsere große Bagage und Sanitätsstaffel hatten wir keine Hoffnung. Nach langem Marsch und abermaligem Gefecht kamen wir gestern abend in eine verlassene Försterei bereits gegen $\frac{1}{2}$ 7 Uhr. Wir schlachteten für unsern Stab ein Schwein, gruben Kartoffeln aus, kurz, wir machten uns ein schlechterhaftes Abendbrot nach fünftägigem Hungern.

Heute war ein ruhiger Tag, der erste seit acht Tagen. Wir kamen bereits um 3 Uhr ins Quartier, man konnte sich mal endlich ordentlich waschen, im Hotel essen, ein reines Hemd anziehen, kurz, man fühlt sich wieder wie ein Mensch. Unsere große Bagage hat sich wunderbarerweise auch retten können, sie hat einen Gewaltmarsch von 80 km in einem Tag gemacht. Die Russen können nur in übergroßer Überzahl was leisten. Wenn sie geschlagen werden, ziehen sie sich fluchtartig zurück. Bei uns dagegen ist der Rückzug bei Erkennen des aussichtslosen Kampfes bisher jedesmal glänzend

durchgeführt. Und ob die Schrapnells noch so nahe plazen, ruhig im Trabe gehen die Regimenter wie auf dem Exerzierplatz zurück, es ist eine wahre Pracht.

Frische Wurst für Hindenburg.

R., 7. Oktober.

Wir sitzen nun schon den sechsten Tag hier in dieser Stadt und wissen immer noch nicht, wo wir mit unserem Bataillon hinkommen. Es ist ja sehr nett und sehr schön, bloß müßte man jeden Tag Löhnung haben. Es ist hier nämlich der 4. Oktober von besonderer Wichtigkeit, und ich will Euch dies jetzt einmal erzählen. Da es doch immer sehr schwer ist, für die Mannschaften zu sorgen, denn diese sollen doch alle satt werden, kam unser Oberstleutnant auf den Gedanken, ein Schwein zu kaufen und abends für die Mannschaft frische Wurst zu machen. Unser Oberstleutnant war am Abend vorher bei Excellenz Hindenburg eingeladen und kam nun auf den Gedanken, demselben etwas von unserer frischen Wurst hinzuschicken. Mein Kamerad sollte nun mit zwei Mann und einem Begleitschreiben dahin gehen. Statt der zwei Mann aber schlossen sich mein Kamerad und ich denselben an. Wir zogen nun also mit einem Kochgeschirr und zwei Würsten los zu Excellenz Hindenburg. Beim Generalkommando angekommen, wurden wir von den Ordnonanzen groß angesehen, als wir sagten, wir kämen mit frischer Wurst. Nachdem wir uns nun durchgefragt hatten, gelangten wir schließlich zu einem Feldwebel. Dieser sagte, wir sollten einen Augenblick warten, und es kam auch bald ein sehr ge-

mütlicher Rittmeister. Dieser beauftragte eine Ordonanz, die Wurst nach der Küche zu bringen, und den Feldwebel, uns jedem einige Glas Bier und Zigarren zu geben. Sagte aber gleich, daß wir noch warten sollten; es könnte möglich sein, daß Erzellenz schon da ist und mit uns vielleicht selber sprechen wollte. Nach kurzer Zeit kam der Rittmeister zurück und sagte, daß wir mit unserem Kochgeschirr zu Erzellenz kommen sollten. Wir stürzten nun alle drei die Gänge entlang, fragten jeden nach dem Kochgeschirr, wovon natürlich niemand etwas wußte, und gelangten schließlich zur Küche. Ihr könnt Euch denken, wie wir schon strahlten, als es hieß, zu Erzellenz persönlich zu kommen. In der Küche war nun die Suppe und Wurst schon zubereitet, und wir taten alles wieder in unser Kochgeschirr. Wir traten nun mit unserem Kochgeschirr wieder in Marsch-Marsch den Rückweg an. Der Rittmeister führte uns nun, die wir jeder stolz wie ein König dahinschritten, zu Erzellenz von Hindenburg. Wir hatten alle soviel von ihm gehört, und waren nun erst recht auf seine Person gespannt. Wir traten also ein — Hacken zusammenreißen klappte glänzend — und nun ging der Empfang vor sich. Wollte noch bemerken, daß Erzellenz à la suite bei unserem Regiment steht und auch früher bei demselben gedient hat. Er erkundigte sich dann, wo wir gedient hätten. Er drückte uns jedem die Hand und sagte, daß er sich über unser Aussehen — wir hatten uns vormittags Haare schneiden und rasieren lassen — sehr freue. Zu unserem günstigen Aussehen kommt wohl noch hinzu, daß wir vor Freude mächtig strahlten. Erzellenz nahm uns nun unser Kochgeschirr ab und sagte auch gleich: „Na, Jungens, das müßt ihr doch

wohl wieder haben, laßt es euch in der Küche leer machen!“ Zu seinem Adjutanten sagte er, daß er die Wurst zum Essen aufgetischt haben wolle. Jetzt kam der größte Punkt: Erzellenz entnahm seinem Portemonnaie einen Zwanzigmarkschein; unsere Augen wurden immer größer, und überreichte uns denselben mit folgenden Worten: „Hier, Jungens, macht euch einen vergnügten Tag, laßt euch aber draußen noch Bier und Zigarren geben, Gott beschütze euch weiter, und bleibt auch weiter recht gesund!“ Erzellenz drückte uns nun jedem nochmals die Hand, wir standen stramm, machten kehrt und raus, stolz strahlend. Draußen fragte uns ein alter Offizier, was wir gebracht hätten. Wir sagten: „Frische Wurst.“ Er antwortete: „Da hättet ihr ruhig mehr Kochgeschirr mitbringen können.“ Erzellenz sitzt übrigens ganz allein in seinem Arbeitszimmer. Wir gingen nun erst wieder zur Küche, um die Wurst los zu werden, und kamen dann wieder zu dem Feldwebel, der vor dem großen Saal sitzt, wo der Stab, etwa 150 Offiziere, sein Essen einnimmt. Wir bekamen noch jeder ein Duzend kleine Glas Bier und mangels Zigarren jeder 40 feine Zigaretten. Mit Stolz in der Brust zogen wir wieder zur Kompagnie. Millionen haben von diesem Mann schon gelesen, Tausende haben ihn bloß gesehen, und uns war es vergönnt, diesen Mann, der wohl der Größte in unserem Feldzuge ist, persönlich zu sprechen. Darauf werde ich immer stolz sein. Die 20 Mark sind natürlich schon ziemlich alle. Dieses war also der für mich so wichtige 4. Oktober.

Ein Pionierstückchen.

Es war eine grausige Nacht. Auftrag für uns beide Offiziere, Leutnant L. und ich: Heute nacht 7 bis 3 Uhr während Artilleriefeuerpause nachhaltige Zerstörung der Eisenbahnlinie zwischen Verdun und St. Mihiel, auf der fortwährend Munitionszüge und Armierungsgerät fahren. Jenseits der Maas, wo die Eisenbahn läuft, noch keine Aufklärung; starke Postierung der Kunstbauten gemeldet. Drei Patrouillen wurden angefehrt von meinem Kompagniechef: Leutnant L. und ich mit je zwei freiwillig sich meldenden Unteroffizieren und sechs schneidigen, todesmutigen Leuten, ein Feldwebel dritte Patrouille. Erstere beide mit dem Auftrag, Eisenbahn an acht Stellen zu zerstören, letztere Zerstörung des unterirdischen Telegraphenkabels Verdun—St. Mihiel. Es war ein gewagter Streich; Maas, 50 m breit, stand uns zur Überwindung entgegen. Beigegeben wurden uns drei Königsjäger, ein Zug Infanterie zum persönlichen Schutz für die Zerstörungen. 7 Uhr machten wir uns auf den Weg; stockschwarze Nacht, starker Regen, Wind. Ausgerüstet mit Sprengmaterialien, zogen wir los zu dem gewagten Streich mitten in Feindesland, der teils sehr traurig für meinen armen L., für mich ruhmvoll endete.

Auf großen Umwegen, um der Sichtweite des Forts zu entgehen und durch die Linie der Befestigungen durchzukommen, gelangten wir an den Kanal de l'Esté. An der französischen Postierung durchzukommen, gelang; Messer dem Posten unter die Brust gesetzt, kamen wir über die Kanalbrücke; nun ging's vorwärts durch

die Maasniederung. Mehrere sehr stark angeschwollene sumpfige Gräben wurden durchwaten oder durchschwommen, und wo zu morastig, auf abgefägten Weidenstümpfen überwunden. An der Maas, 40 m breit, angelangt, machte sich meine Patrouille fertig zum Durchschwimmen. Ich sprang als erster voran in voller Montur, nur ohne Säbel. Es war ein ziemlich harter Kampf gegen den Strom und die scheußlichen Schlinggewächse. Da ich merkte, daß starke Lebensgefahr mit dem Überschwimmen der Maas verbunden war, schwamm ich nochmals zurück und ließ die Leute die Stiefel ausziehen, was ich auch selbst tat, fragte nochmals, wer es sich nicht zumute, solle zurücktreten. Alle waren fest entschlossen. Wir machten unsere Ladungen fertig. Die Sprengmunition banden sich die Leute auf den Nacken, die Zündungen steckten sie unter die Mütze. Ich sprang voran, fand drüben mit größter Lebensgefahr schließlich nach langem Bemühen an den sehr morastigen, mit Schilf bewachsenen Ufern eine Landungsstelle. Alle Leute sprangen nacheinander nach. Es waren bange Minuten, ich war stark im Zweifel, ob alle Leute den Kampf gegen Strömung und Wassergewächse aushalten und alle landen würden. Es gelang. Weiter ging's vorwärts, noch einmal mußten wir zwei stark angeschwollene Gräben durch Schwimmen überwinden, bis wir schließlich an die beabsichtigte Zerstörungsstelle der Bahn gelangten. Die Ladungen wurden angebracht, auf meinen Pfiff gezündet, und in Eile machten wir uns aus dem Staube, immer in der Besorgnis, jeden Augenblick von der benachbarten Dorf- wache Banoncourt oder einer Brückenwache entdeckt und abgefangen zu werden. Eine französische Kavallerie-

patrouille schoß auf uns, konnte aber in der furchtbar morastigen Maasniederung uns nicht erreichen. Ohne Strümpfe und Schuhe, die Gewehre an dem diesseitigen Maasufer aufgenommen, gelang es uns nach Überwindung der gleichen Hindernisse, glücklich unverfehrt auf unseren Infanterieschutz, der mitgegeben war, über die Brücke über den Kanal de l'Este bei Lacroix zurückzukommen. Ich ging dann in das erste beste Gehöft im Dorfe und stürzte eine Frau aus dem Gehöft, die, mit der Pistole vor dem Kopf, ohne Lärm zu machen und das Dorf zu alarmieren, ihre zwei Pferde vor einen Wagen spannen mußte, und in wilder Fahrt, da wir wahnsinnig froren und nicht noch entdeckt werden wollten, ging's in einstündiger Fahrt zurück in unser Quartier zur Kompagnie, wo wir 4 Uhr morgens alle unverfehrt ankamen. Für unsere Rückkehr war von meinem Hauptmann, der krank im Bett liegt, aufs beste gesorgt. Warme Decken, Glühwein brachten uns bald wieder auf den Posten. Ein wenig Schnupfen war alles, was wir davonbekommen hatten, ausgenommen die vom Schilf zerschnittenen Füße und die stark mitgenommenen Sachen, die noch heute ziemlich feucht sind und schließlich nach Morast stinken. Ich sprach meinen wackeren Begleitern, die todesmutig und tollkühn mir gefolgt waren, meine größte Anerkennung und Dank aus. Wie ein Lauffeuer war am nächsten Tage die That beim ganzen Korps bekannt. Mein Hauptmann beantragte sofort das Eiserne Kreuz für alle Leute der Patrouille. Schon nach 24 Stunden am Abend des Tages gegen 8 Uhr kam ein Jägerunteroffizier, der uns die Auszeichnung brachte. Mit Stolz legte ich meinen drei Leuten und den beiden Unteroffizieren,

zwei Rekruten dabei, die Kreuze an. Alle beglückwünschten uns aufs herzlichste. Es waren die ersten Eisernen Kreuze, die so umgehend uns beschafft worden sind. Während die anderen Auszeichnungen für Tapferkeit in den Schlachten unseres Korps erst durch den Instanzenweg beantragt werden, waren wir bereits nach zwölf Stunden mit dieser herrlichen Auszeichnung geschmückt. Doch genug, ich glaube nur meine Pflicht getan zu haben. Die Anerkennung von allen Seiten ist drückend. Jeder kennt mich auf einmal bei allen Truppen, trotzdem ich es eigentlich ohne Verlust und Kampf erworben habe. Allerdings teuer erkauft war trotzdem unser Erfolg.

Leutnant L. und ein Unteroffizier haben in den Fluten der Maas an einer breiten Stelle beim Durchschwimmen den Heldentod gefunden. Die Kräfte müssen sie verlassen haben. Auf halbem Wege sind sie beide ertrunken.

Ein unfreiwilliges Bad.

Mein liebes Weib, lieben Kinder!

Ich liege also in Diedenhofen im Hilfslazarett Terminus. Es ist dies ein Hotel, das als Offizierslazarett eingerichtet ist. Gegenwärtig bin ich allein in einem Zimmer und langweile mich scheußlich; dazu kommt, daß ich vollständig auf dem Rücken liegen muß, da die Seitenlage Wundschmerzen hervorrufft. Es hindert mich auch die Wunde am rechten Unterarm etwas am Schreiben.

Den letzten Brief schrieb ich Sonntag-Montag, 20. zu 21. aus Briuelles an Dich. Wir sollten nach langer Zeit endlich Ruhe haben, und zwar bis Mittwoch. Wir

hatten, wie ich Dir schrieb, gerade für diesen Abend ein schlemmerhaftes Essen bereitet: Wellfleisch und steifen Grog von Rum. Es war 9 Uhr, als wir uns eben beim Schein eines Kerzenlichtes und beim Kaminfeuer in feudalen Sesseln niederließen, um zu speisen. Plötzlich erhalte ich den Befehl, das Regiment steht um 11 Uhr zum Abmarsch bereit. Nach Soldatenart wurde kräftig geflucht und geschimpft, aber was hilft's, das Regiment steht um 11 Uhr zum Abmarsch bereit. Schnell wird noch das Nötigste erledigt, und bald sitze ich auf meinem Gaul, und hinein geht es in die finstere Nacht. Um 11 Uhr halt in einem Dorfe, Septearges, das schon dicht mit Truppen belegt ist. Gewehre werden zusammengesetzt, und nun wird gewartet bis 6 Uhr früh. Ja, ja, die Geduld wird beim Kommiß ja schon im Frieden geübt. Alles verkrümelt sich und schläft, wo Platz ist. Ich klettere in den Lebensmittelwagen irgendeines Regiments, lehne mich an die Kommißbrote und schlafe prächtig. Am 22. früh geht es zum Angriff vor, die Wälder müssen gesäubert werden. Rechts von uns das 13. und 16. Korps, unsere Division am linken Flügel. Wir haben Glück; wir, nämlich das 1. Bataillon, stehen zur Verfügung des Divisionärs und werden an dem Tage gar nicht eingesetzt. Glücklicherweise sind wir, als der Befehl kommt, Notquartier in Montfaucon zu beziehen. Ich erhielt den Auftrag, die Feldküchen zu suchen. Auf meinem Gaul trabe ich zurück, die Granaten und Schrapnells, die vereinzelt einschlagen, stören ja nicht mehr, wenn man in knapp fünf Wochen über zwanzigmal im Feuer gestanden hat. Ich ziehe unsere kleine Bagage nach Montfaucon und finde dort meine Kompagnie schon untergebracht. Der Aufenthalt war wenig

gemütlich, denn der Ort stand noch unter feindlichem Artilleriefeuer; aber was schadet das, wir hatten ja ein Dach über dem Kopfe. Kaum war gegessen, da ertönt das Kommando: 1. Bataillon antreten. Was hilft alles? Es geht hinaus an den Wald, in die Schützengräben, Wachen werden bestimmt, und der Patrouillendienst wird geregelt. Die Nacht vergeht, es wird morgens 9 Uhr, es wird 12, es wird 3 Uhr. Im Walde vor uns hin und wieder ein kurzes Gewehrfeuer; nur der Artilleriekampf dauert ununterbrochen fort. Hat man uns vergessen? O nein, denn schon schwärmen zwei Kompagnien nach dem Walde zu aus, und wir folgen geschlossen. Auf einer Chaussee im Walde sammelt sich die Brigade, und mit aufgepflanztem Seitengewehr soll der südliche Teil des Waldes genommen werden. Nun muß man französische Wälder kennen, um die Schwierigkeit solches Kampfes zu würdigen. Es sind Laubwälder mit ganz dichtem Unterholz. Ebensovienig wie der Franzose die Landwirtschaft versteht, ebenso fern ist ihm die Kenntnis moderner Forstwirtschaft. Ein Durchforsten kennt er nicht; er läßt Urwälder wachsen, die fast undurchdringlich sind. Hin und wieder findet sich eine lichte Stelle oder eine schmale, langgestreckte Wiese.

Also 1. und 2. Zug der 3. Kompagnie schwärmen, rechter Flügel am dichten Waldstück. Anschluß links, und schon pfeifen uns die Kugeln um die Ohren. Zu sehen war nichts, als wir das 300 m lange lichte Waldstück durchschritten. Doch, ein Unteroffizier neben mir schoß einen Franzosen vom Baum herab. Auf Bäumen, hinter Sträuchern und Holzhaufen, in Erdlöchern am Ende des dichten Waldstückes, da steckte unser Gegner. Er schoß, bis man dicht heran war, dann

warf er die Waffen weg und hielt die Hände hoch. Das ist die französische Kampfweise. Und unsere biederen Reserven, sie nahmen wirklich gefangen, anstatt niederzustechen. Wir hatten auf dem Wege recht erhebliche Verluste. Zwei meiner Zugführer, Offizierdiensttuer S., der erst vor kurzem als Ersatzmann ankam, erhielt einen Schuß in die Brust, Vizefeldwebel W. einen Schuß in die Hand. Nun ging es durch ein dichtes Waldstück bis an einen Weg, unbehelligt kamen wir hindurch. Hinter dem Wege lag eine Wiese, etwa 200 m breit, und dann wieder dichter Wald. Daß das Waldstück hinter der Wiese besetzt war, schien selbstverständlich. Also Vorsicht. Auf dem Wege waren wir durch Buschwerk gegen Sicht geschützt, und hier konnte ich meine Kompanie ordnen. Ich ging nun allein vor, um zu beobachten. Kaum hatte ich jedoch den Graben vor der Wiese übersprungen, als auf mich das feindliche Feuer eröffnet wurde. Ich fühlte einen Stich im rechten Unterarm und einen Schlag an der rechten Hüfte. Ich stürzte in den Graben und lag im Wasser. Hilfe konnte mir die Kompanie nicht bringen, da das Gewehrfeuer und die Maschinengewehre des unsichtbaren Gegners zu mörderisch war. Der Ruf, unser Leutnant ist getroffen, zeugte von der Wut der Leute. Sie erwiderten nur kurz das feindliche Feuer. Auf einmal wurde es still, ich zog die Uhr, $\frac{1}{2}$ 5. Die Wunde am Arm kann nicht schlimm sein, den Schlag an der Hüfte kann ich mir nicht erklären, das rechte Bein kann ich bewegen. Also versuche ich aus dem nassen Lager herauszuklettern. Kaum erhebe ich mich, pfeifen die feindlichen Kugeln. Also bleiben, bis es finster wird. Es war eine scheußliche Situation; denn mit dem

Körper staute ich das Wasser an, es stieg allmählich, und bald ging es über mich hinweg. Ich fror entsetzlich und fürchtete Verunreinigung der Wunden. Da hörte ich meinen braven Burschen rufen, er wollte mich herausziehen. Ich wehrte ab, da der arme Kerl ja unfehlbar niedergeschossen worden wäre. Da erklärte er zu bleiben und mit mir in Gefangenschaft zu gehen, denn damit begann ich zu rechnen. Gegen 6 Uhr unternahm ich einen zweiten Rettungsversuch; ich arbeitete mich im Graben ungefähr 1 m rückwärts an eine Stelle, die gegen den Feind zu mit Schlingpflanzen bewachsen war. Nun kroch ich unter Zurücklassung meines Degens und Helms, auch meinen schönen Revolver verlor ich, durch einen Strauch; vom braven Burschen K. unterstützt, gelangte ich auf den Weg. Ungefähr 50 m lief ich allein zurück, aber dann gestatteten es die Schmerzen in der Hüfte nicht mehr. Ein Unteroffizier kam herbei, und er und K. trugen mich zum Truppenverbandsplatz. Ich fror entsetzlich in meinen tiefenden Kleidern. Ich wurde von einem Arzt verbunden, da zeigte es sich denn, daß ich in der rechten Hüfte zwei Schüsse sitzen hatte, von denen der eine ein ganz anständiges Loch gerissen hatte. K. gab mir ein Hemd, von anderen Mannschaften des Bataillons erhielt ich Mäntel und eine Decke, und so wurde die ungemütliche Kälte gebannt. Im zivilen Leben hätte ich durch das Bad sicher Nieren-, Lungen-, Rippenfell- oder sonst eine Entzündung bekommen, im Kriege ist dies verboten, nicht einmal Schnupfen und Husten habe ich mir geholt. Nun ging es im Wagen nach Nantillois zum Hauptverbandsplatze. Die Ärzte nahmen mich in ihrem Zimmer auf, das gemütlich

warm war. Am nächsten Tage ging es im Bretterwagen in 5—6stündiger Fahrt ins Feldlazarett und von da zwei Tage später im Lastauto in das tadellos eingerichtete Etappenlazarett nach Montmedy.

Bei St. Quentin verwundet.

Liebe Eltern!

Mit diesen Zeilen will ich versuchen, Euch eine Schilderung der für uns siegreichen Schlacht von St. Quentin zu geben. Ihr könnt Euch denken, daß es unmöglich ist, all die persönlichen Eindrücke und momentanen Ereignisse und Empfindungen auf Papier wiederzugeben und zu schildern.

Nachdem wir am 28. August nachmittags ohne große Schwierigkeiten die Dise überschritten hatten — die Brücke war natürlich gesprengt — und den Feind zurückgeworfen hatten, wobei viele Gefangene gemacht wurden, setzten wir, meine Kompanie in zweiter Linie, die Verfolgung des Gegners fort bis spät in die Nacht hinein. Ich erhielt dann den Auftrag, mit meinem Zug zur Bedeckung unserer Maschinengewehre zurückzubleiben. Das Dorf, das wir verlassen hatten, brannte an allen Ecken und Enden — ein schaurig-schöner Anblick in finsterner Nacht. Den Rest der Nacht verbrachte ich auf der Chaussee, von zwei Uhr ab im Getreidefeld.

Am 29. morgens führte ich meinen Zug zur Kompanie zurück, jeder erhielt einen Schluck warmen Kaffee, Brot gab es nicht. In allernächster Nähe wurde ein Schützengraben ausgehoben. Es kam die

Meldung, daß der Feind links von uns auf Höhen und im Dorf sich befände, ein Bahnwärterhaus besetzt habe.

Befehl: „Regiment greift an!“

Ich ging mit einem halben Zug, Anschluß nach links an die 9. Kompagnie haltend, vor. Immer mehr links schwenkend, gingen wir vor und hörten bald ein heftiges Gewehrfeuer. Hinter der Höhe lasse ich meine Leute in Deckung gehen und krieche mit meinen Entfernungsschätzern vor, um den Feind festzustellen. Raum hatten wir die Höhe erreicht, als auch schon rechts und links und über uns die feindlichen Geschosse pfliffen. Vom Gegner war nichts zu erkennen. Ich glaubte ihn zuerst auf der gegenüberliegenden Höhe auf 1000 m Entfernung zu sehen, jedoch hatte er sich, wie ich bald erkannte, im Getreide- und Rübenfeld auf dem Abhang der Höhe großartig versteckt. Sofort lasse ich in Stellung kriechen und das Feuer eröffnen. Jetzt beginnt auch schon das Artilleriefeuer, das größer und stärker zu werden drohte. Ich gehe weiter vor und mache den ersten Sprung, die ersten Verluste durch Artilleriefeuer treten ein. Leider schießt unsere eigene Artillerie zu kurz und trifft somit viele brave eigene Krieger. Es folgt bald der zweite Sprung in eine Mulde hinein, immer drohender wird das Granaten- und Schrapnellfeuer! Leider geht links von mir die 9. Kompagnie vor eigenem Artilleriefeuer zurück; ich gehe ebenfalls zehn Schritt zurück in Stellung, um große Verluste zu vermeiden. Dann stürme ich wieder vor, und im Marsch-Marsch erreicht die ganze Linie die zweite Höhe. Während wir laufen, macht der Gegner kehrt und verläßt unter schweren Verlusten seine Stellung. Beim

dritten Sprung fühle ich plötzlich einen hammerartigen, elektrischen Schlag an meiner linken Hand, gerade in dem Augenblick, als ich meinen Leuten die vor uns liegende Stellung zeigte. Ich wußte, was geschehen — das Blut spritzte meterweit — ich fiel. Mein Entfernungsschäzzer, Gefreiter Reservist Schlegel, unterband sofort die Wunde. Ein feindliches Geschöß hatte meine linke Pulsader gestreift und durchschnitten. Durch den festen Verband wurde ein weiterer Blutverlust vermieden, die Schmerzen gelindert. Im ersten Augenblick fühlte ich mich natürlich etwas ermattet, zumal es rechts und links, vor uns, hinter uns donnernd krachte. Von unseren Leuten war nichts mehr zu sehen, sie waren dem Feind auf den Fersen gefolgt. Mein Gefreiter, der sich so rührend kameradschaftlich um mich bemüht hatte, wollte mich nicht allein lassen. So krochen wir hinter eine Kornmiete, um gegen Granatsplitter gesichert zu sein. Jetzt konnte man sehen, wie großartig die feindliche Artillerie ihre Geschosse auf unsere Unterstützungen lenkte. Im Marsch-Marsch gingen sie vor, aber viele mußten bluten! Das Blasen: „Das Ganze — halt!“ half nicht viel — leider. Meinen Gefreiten-Entfernungsschäzzer ließ ich mit der Unterstützungslinie vorgehen, weiter mitzukämpfen, und lag nun allein, mein Leben Gott vertrauend. Mit dem Vorgehen der Unterstützungen verlegte auch der Feind sein Artilleriefeuer.

Lange lag ich hinter der Kornmiete, versuchte ab und zu einzuschlafen, um unter Umständen nicht wieder aufzuwachen, da Schrapnells und Granaten in meiner allernächsten Nähe niedersausten. Da das Feuer immer furchtbarer wurde, lief ich ungefähr 80 m vorwärts zu

zwei anderen Verwundeten des Regiments! Diesen und einem Franzosen, der schwer verwundet war, gab ich Kaffee aus meiner Feldflasche. Vor Dankbarkeit wollte mich der Franzose umarmen, zeigte mir das Bild seiner Frau, bat mich um meine Adresse, um mir zu schreiben, und schrie andauernd: „Triste, triste!“ Man sah wahrlich traurige Bilder — unmöglich zu beschreiben. An einem Wegabhang lagen wir nun, mit dem Gesicht nach unten, ich auf meinem Degen, ihn umfassend, bat zu Gott, uns zu beschützen und zu behüten. Stundenlang dauerte noch das Artillerief Feuer; ich schlief ein mit der Hoffnung auf Gottes Hilfe und in vollster Ergebung.

Gegen 3 Uhr vormittags zog ich mich mit vielen anderen Verwundeten zurück nach rückwärts durch das immer noch wütende Granatfeuer zum Truppenverbandplatz und fuhr von hier mit Wagen, auf dem schon Hauptmann v. Loebell (Beinschuß), ein französischer Offizier (Armschuß), Offizierstellvertreter Streve (10. Kompagnie, Armschuß) saßen, zum Feldlazarett. Da der Verband fest und gut war, erhielt ich keinen neuen Verband, wurde für marschfähig erklärt und sollte weiter zurück ins Etappengebiet kommen. Hier im Lazarett sammelten sich viele Verwundete. Von uns lagen dort verwundet: Hauptmann v. Gillhausen (Handschuß), Leutnant v. Homeyer (Kopfschuß), Leutnant v. Borcke (Armschuß), Hauptmann von Beschwitz (Halschuß), Hauptmann Freiherr v. Freyberg (Lungenschuß), Hauptmann Becker (Armschuß). Bis zum andern Morgen blieben wir im Lazarett. Ich lag neben Leutnant Freiherrn v. Gayl vom 2. Garderegiment, dem ein Granatsplitter das Knie verletzt hatte. —

Der weitere Verlauf der Schlacht war für uns äußerst günstig gewesen. Sieg auf Sieg! Franzosen immer im Rückzug; sobald wir einen Sprung machen, kneifen sie aus ihren Verstecken aus.

Am Sonntag, 30. August, in Allerherrgottsfrühe, fing das Schlachtgetöse — das Donnern — von neuem an. Über Einzelheiten weiß ich nichts, erfahren wir später. Jedenfalls ist durch die Schlacht am 29. und 30. August bei St. Quentin die Entscheidung für den weiteren Verlauf des Krieges gefallen. Was unsere Artillerie am Sonnabend, 29. August, verfehlt hatte, hatte sie am Sonntag, 30. August, in erhöhter Weise wieder gutgemacht. Sie soll großartig gewirkt haben — gottlob!

Diesen Brief schreibe ich auf der Veranda einer Villa zwischen Laon und Reims. Beide Festungen haben sich ohne weiteres ergeben! In zwei bis drei Tagen hoffe ich bestimmt, auf irgendeine Art und Weise zum Regiment zurückzukommen und wieder fechten zu können. Ein Verbandwechsel wurde hier in einem französischen Hospital von einer Schwester vorgenommen. Der Arzt war sehr zufrieden und sagte, ich hätte Glück gehabt. Elf französische Armeekorps sollen jetzt eingekesselt worden sein. Sieg auf Sieg! Großartig! Nun lebt wohl, geliebte Eltern und Geschwister, seid alle herzlichst begrüßt von Eurem bald genesenen, treuen Sohn und Bruder E.

Ich habe bisher nur eine einzige Karte von Mutti erhalten; Feldpost versagt scheinbar!

Wie ein Schwerverwundeter drei Franzosen gefangennahm.

Wir waren also am Sonnabend, den 5. September, abends in ein kleines französisches Dorf, dessen Namen ich vergessen habe, eingerückt, und ich war herzlich froh, daß ich endlich einmal in einer Scheune, unter Dach und Fach, auf einer Handvoll Stroh, immer das Gewehr schußbereit im Arm, meine müden Knochen ausruhen konnte. Ich fühlte mich hier ganz wohl, nachdem wir drei Wochen lang fast immer auf bloßer Erde, ohne Zelte aufzubauen und ohne Feuer anzubrennen, in Wind und Wetter, nur in unsere Mäntel gehüllt, geschlafen hatten. Zum Zeltaufbauen nahmen wir uns keine Zeit und hatten auch keine Lust, denn wenn es nach endlos langen Märschen endlich „halt“ hieß, dann fielen wir um wie die Fliegen, wo wir auch stehen mochten. Die größten Anstrengungen erforderten aber die Gefechte in dem schwierigen Gelände, da war man abends richtig zermürbt.

Es war also am Sonntagmorgen (6. September), also es hieß, der Feind stehe nicht allzuweit von unserem Dorfe, und wir marschierten nun feste drauflos. Meine Kompanie, die 10., war zur Verfügung des Brigadestabes gestellt worden, und wir waren nun im taufrischen Morgen durch ein Dörfchen, über Wiesen und Felder, Sturzäcker und schließlich durch einen Bach und ein Wäldchen gezogen und hatten uns an dessen Saume angesichts des Feindes niedergelegt. Bald kam der Befehl „Ausschwärmen in Schützenlinien“. Ich nehme mein Gewehr zur Seite und renne vor. Ich bin kaum 10 Schritte gelaufen, da kriege ich auf einmal

von hinten in die rechte Rückenseite einen gewaltigen Schlag, der mich kopfüber zu Boden schmeißt. „Jetzt bist du getroffen“, das war mein erster Gedanke, aber nicht von einem feindlichen Geschosse, sondern von einer verirrten oder unglücklich entladenen Kugel eines deiner Kameraden. Das Blut floß natürlich stark aus der Wunde, und ich zog zuerst mein Messer, um die Riemen meines Tornisters durchzuschneiden, denn dieser drückte mich kolossal. Dies gelang mir aber nicht, und so lag ich denn $\frac{1}{2}$ Stunde, als ich noch zwei Nachzügler meiner Kompagnie kommen sah. „Kameraden“, rief ich sie an, und sie kamen mir zu Hilfe, schnitten mir den „Affen“ runter, die Koppel durch und banden mir den Helm ab. Aber sie wollten kaum beginnen, mir den Uniformrock aufzuschneiden, als plötzlich um uns die feindlichen Kugeln anfangen zu pfeifen. Meine Kameraden mußten sich sofort zurückziehen und mich eben meinem Schicksal überlassen. Zu meinem Schutze vor den Kugeln stellten sie mir den Tornister vor den Kopf. So habe ich nun zwei Stunden im heftigsten Gewehrfeuer gelegen. Jeden Augenblick mußte ich erwarten, von den massenhaft um mich her einschlagenden Geschossen getroffen zu werden; nur durch ein Wunder bin ich davon verschont geblieben. In solchen Stunden faltet man die Hände zum Gebet und fleht um Gottes Schutz. Endlich, die Minuten schienen mir Stunden und die Stunden eine Ewigkeit, verstummte das Pfeifen der Kugeln. So lag ich nun, mich langsam beruhigend, eine ganze Weile, als ich auf einmal fremde Stimmen höre. Ich wende den Kopf etwas zur Seite und — mir drohte das Blut zu stocken — erblicke ein paar Schritte vor mir drei Franzosen, die sich unterhalten. Wie sich

nachher herausstellte, war der eine unverwundet, der zweite hatte einen Streifschuß an der Hand und der dritte einen Schenkelschuß. Jetzt geht's auf „Leben und Tod“, dachte ich. Ich nehme mir vor, eher die Kerls über den Haufen zu schießen, als daß ich sie an mich rankommen lasse. Ich reiße mich zusammen und, obwohl mir bei der geringsten Bewegung das Blut nur so aus der Wunde schießt, greife mit der rechten Hand nach meinem Gewehr und schiebe es vor mich hin, mit der Mündung auf die Franzosen. Durch meine Bewegung werden sie auf mich aufmerksam, sehen, daß ich das Gewehr in Anschlag habe, Bajonette weit wegwerfen und Arme hochheben, war das Werk eines Augenblickes. Sie winkten mir nun und riefen fortwährend „Camarade“, „Camarade“, und ich legte daraufhin das Gewehr zur Seite. Sie kamen nun an mich ran, gestikulierten immer an mich rum, befühlten mich und machten mir erflärlich, daß sie etwas zu trinken haben wollten. Ich zeigte auf meine Feldflasche, die mit Wein gefüllt war und die wir zusammen austranken. Dann faßten sie mich unter die Arme, richteten mich auf und schleppten mich 500 m weit zurück, aber da war es mit meiner Kraft zu Ende, und ich brach zusammen. Wir waren aber schon von einer Trainkolonne gesehen worden, die auf uns zukam und die drei Franzosen gefangennahm. Mir wurde ein notdürftiger Verband angelegt. Dann deckte man mich mit meinem Mantel zu und steckte das Gewehr in den Erdboden, um die Sanitätskolonne auf mich aufmerksam zu machen. Um 8 Uhr abends wurde ich gefunden, auf einer Bahre nach einem Sanitätswagen geschafft und auf diesem nach L. in ein Café gebracht. In diesem grauenhaften Raum habe ich vom

Sonntag abend bis Donnerstag früh gelegen, da kam schließlich ein Sanitäter und sagte, wer sich halbwegs schleppen könnte, der sollte sich im Lazarett gegenüber verbinden lassen. Unter Aufbietung meiner letzten Kräfte konnte ich mich nach langem vergeblichen Bemühen aufrichten und mich ins Lazarett begeben, wo ich verbunden wurde. Dort wurde festgestellt, daß die Kugel durch den Tornister gegangen, am Kaffectopf abgeprallt, neben dem rechten Schulterblatt hineingegangen und am rechten Schlüsselbein vorbei wieder herausgegangen war. Daß die Kugel am Kaffectopf abgeprallt ist, hat mich vor einer schweren, vielleicht tödlichen Verletzung bewahrt. Am Freitag früh kam dann eine Proviantkolonne, die mich auf dem Boocke eines Wagens von L. über B. bis B. brachte. Das war eine neunstündige ewige Kumpfelei. In B. habe ich dann in einer Kirche übernachtet und bekam endlich einmal ein Stück Brot zu essen. Am Sonnabend früh wurde ich dann im Wagen bis St. transportiert, wo viele hundert Verwundete lagen. Von St. schaffte uns ein Lastautomobil, ich auf dem Trittbrett sitzend, nach M. Von hier aus ging am Sonntag abend ein Verwundetentransport (800 Mann) über Kaiserslautern, Mannheim, Heilbronn, Nürnberg, Hof, Chemnitz nach Zeithain ins Lazarett. Die Verpflegung auf all den Halteplätzen war großartig und direkt aufopfernd. Auch hier in Zeithain ist die Beköstigung und Behandlung seitens der Ärzte und Samariterinnen ausgezeichnet, und kein Wunsch bleibt unerfüllt; die Bayern erhalten sogar auf ihr Verlangen das nötige Quantum Bier. — Ich hoffe, in 5—6 Wochen wiederhergestellt zu sein, um dann von neuem gegen den Feind ins Feld zu ziehen.

Eine Kriegslift.

Nun will ich auch eine kleine Anekdote aus meinem Kriegerleben erzählen, die weder erfunden, noch aufgeschritten ist: Auf unserem Umgehungsvormarsch hinter den linken französischen Flügel in südlicher Richtung erhielt ich den Befehl, mit 15 Radfahrern von Br. aus zur Marne vorzufahren und zu erkunden, ob die dortige Marnebrücke vom Feinde frei und unzerstört sei. Falls ich die Brücke erreichte, sollte ich mich verbarrikadieren und die Brücke möglichst halten. Die Entfernung von der Spitze unserer Division bis zu der Brücke betrug 20 Kilometer. Ich fuhr mit meinen Radfahrern los, spähte überall nach dem Feind und kam ohne Behinderung an die Brücke heran. Sofort lasse ich alle Telephon- und Telegraphendrähte der Bahn und Post zerschneiden, die Bahnlinie unterbrechen und befestigte das Brückenhäuschen durch Sandsäcke zur Verteidigung. Der Zufall wollte, daß an dem Tage sich die französischen Landwehrleute aus der dortigen Gegend im nächsten Ort am jenseitigen Ufer stellen mußten und die Brücke passieren wollten und mußten. Es waren weit über 100 Leute. Für mich kam es darauf an, die Brücke für den Übergang der Division etwa 6 Stunden lang zu halten. Schnell entschlossen erklärte ich den Franzosen, wir seien eine englische Radfahrerpatrouille und müßten bis 7 Uhr abends die Brücke für jeden Verkehr sperren, damit die englischen Truppen ungehindert passieren könnten. Die Barrikade baue ich zur Sicherung gegen etwa ankommende Deutsche. Die Leute glaubten mir auch tatsächlich den Schwindel, und als ich ihnen

als unseren Freunden herzlich die Hand drückte und auf die Deutschen schimpfte, beherrschte ich die Situation. Sie erzählten, daß 2 km westlich eine englische Brigade bivakiierte und einige Kilometer östlich eine französische Kavalleriedivision stand. Das beste war, daß die Leute dann alles im Ort auftrieben, was es an Essen und Trinken gab. Sie brachten Beefsteaks und Champagner und verpflegten mich und meine Radfahrer in bester Weise. Die ganze Situation war für mich keine sehr angenehme, und unter meiner äußeren friedlichen, sorglosen Haltung steckte eine furchtbare Erregung, da mir immer neue Landwehrleute ihren Ge-
stellungsbefehl vorzeigten und mir klarmachen wollten, daß die Brückensperrung für sie als Soldaten unsinnig sei. In dieser Situation mußte ich fast 6 Stunden bleiben. Als dann der Anmarsch unserer Division in dem Ort bekannt wurde, rieten mir die Landwehrleute, zu verschwinden. „Je n'ai pas peur,“ war meine Antwort. Als dann unsere Kavalleriespitze eintraf, sagte ich meinem Haufen Landwehrleute: „Nous sommes des Allemands aussi“ mit einem ironischen Lächeln und konnte der Division die Brücke für den Übergang übergeben.

Nächtliche Fahrt mit der Munitionskolonne.

In der Ferne brüllt die Schlacht. Der heiße Sommerabend brütet über der kleinen französischen Stadt und lastet im wolkenlosen Blau über den weiten Feldern und den langen, staubüberzogenen Hecken. Hinter den Wellenzügen der Ackerfelder, über den dunklen Wald-
rändern da vorn ringen die Heere Deutschlands und

Frankreichs gegeneinander in blutiger Schlacht. Und während meine Kolonne von früh an ununterbrochen unterwegs war, hatte sie das lange rufende Dröhnen da vorn begleitet, in gleichem, schütterndem Konzerte.

Abends 11 Uhr. Eben habe ich mich zur Ruhe gelegt, da schlägt es an meine Tür. „Alarm! Sofort Munition vorführen!“ In drei Minuten bin ich fertig, und eine Minute später gleitet mein Auto durch die Gartenwege der Villa hinaus in die schweigende Nacht, hinunter die langen Straßen zum Bahnhof, wo hastiges Leben herrscht. Der Adjutant wartet bereits und erteilt rasch mir die Befehle des Kommandeurs. Dringender Munitionsersatz ist geboten. Während wir noch sprechen, biegen meine schweren Lastzüge schon um die Ecke und fahren fauchend und donnernd auf den kleinen Platz vor dem Bahnhofs. Hastig wird der schöne Proviant abgeladen. Aus dem Dunkel der Nacht tauchen knarrend in endlosem Zuge die Pferdewagen der Munitionskolonne, die von hinten kommt und deren Ladung ich vorbringen soll. In eiliger Hast werden Patronen, Granaten und Schrapnells in meine Lastzüge geladen, und 2 Uhr nachts gebe ich den Befehl zur Abfahrt.

Die lange Reihe der glühenden Augen setzt sich ratternd in Bewegung und biegt in die große Landstraße nach Süden. Rot leuchtet von fern der Feuerschein eines brennenden Dorfes. Es ist eine unheimliche Nacht. Franktireurs sollen links von uns sein.

Nun vorwärts! Die Stadt verschwindet hinter uns. In dichten Schwaden wallt der Staub auf und ballt sich vor den Scheinwerfern zu undurchsichtiger Masse. Nur weiter! Da stockt die Kolonne. Ein umgestürzter Wagen liegt auf der Straße und muß weggeschafft

werden. Als ich wieder anfare, bleibt der Wagen Nr. 3 stehen. Hin und nachsehen. Über dem Steuerrad hängt der Fahrer und schläft, links heraus hängt sein Begleitmann und schläft auch. Zu groß war die Anstrengung seit 24 Stunden ohne Schlaf. Mit kräftigen Flüchen reiße ich die beiden aus dem Schlafe, und weiter geht es.

Ringsum schweigende Nacht. In schweren Tropfen platscht der kalte Nachttau hernieder. Aus dem Dunkel löst sich plötzlich eine Gestalt und tritt auf uns zu. „Feldhaubitzmunition?“ fragt sie dringend. „Nein, die kommt noch!“ Und wortlos tritt die Gestalt zurück, und an der langen Wagenreihe der wartenden Munitionskolonnen ziehen wir vorbei.

Da plötzlich zerstörte Drahthindernisse zur Rechten und zur Linken. Gefällte Bäume, die auf beiden Seiten halb noch auf der Straße liegen. Dann betäubender Nasgeruch. Und im Scheinwerferlicht, im weißglänzenden Nebel- und Staubqualm liegen riesenhaft verzerrt, ungeheuerlich vergrößert zwei groteske Ungetüme wüster Phantasie vor uns. Steif ragen die Beine in die Luft, der Leib unnatürlich angeschwollen, tote Pferde, um die wir mühsam herumfahren.

Wieder ein schweigendes Dorf. Aber mit einem Male schaudere ich unwillkürlich. Oben, zertrümmerte Mauern glänzen im Lichte, zersprengte Wände, wüste Schutthaufen, ragende Schornsteine, die höhnisch ins Dunkel der Nacht ragen. Trümmerhaufen nach Trümmerhaufen, es will nicht enden. Was hinter der Wand liegt, die das Licht meiner Scheinwerfer begrenzt, kann man nur ahnen. Immer neue groteske Ruinen, die unheimlich auf uns niederstarren. Und dann von rechts ein gespenstisches Knistern und Knattern und Präf-

seln. Eine rote Hölle leuchtet plötzlich hinter geborstenen Mauern. Glühend umgibt es uns von rechts und links. Im teuflischen Lichte sprühen Funkengarben um zerspringende Mauern und stürzende Balken, schwebender Rauch mischt sich in den Staub und Nebel, und lastender Brandgeruch legt sich auf uns. Und durch diese rote, zischende Hölle fahre ich mit meinen Munitionswagen, mit den Granaten, Schrapnells und Hunderttausenden von Patronen.

Gott sei Dank, wir sind durch! Unwillkürlich trete ich den Akzelerator, daß mein Wagen vorausschießt. — Da — Hufschlag in schweigender Nacht. Und plötzlich vor mir ein Reiter, der geblendet ins Scheinwerferlicht starrt. Aber was ist das? Das ist kein Feldgrau. Dunkelblauer Rock und Hose, mit zwei Reihen Knöpfen und dunkelblauem Käppi. Jetzt verschwindet er. Beinahe ebenso schnell legt es sich mir auf die Brust, französische Chasseurs. Wo kommen sie her? Sind sie durchgebrochen? Zurück mit dem Wagen. Flüsternd gebe ich den Leuten Anweisung, dann geht es langsam vorwärts. Von jedem Wagen spähen zwei Augenpaare in das dampfende Nebelgrau. Jetzt reißt der schwarze Schwaden vor einem Windstoße auseinander und legt plötzlich die Gegend links der Straße auf etwa 100 m frei. Und ebenso plötzlich gewahren wir eine sich bewegende dunkle Masse auf dem Felde. Französische Rufe — ein Blitz drüben — und in knirschendem, häßlichem Klirren schmettert das Glas meines linken Scheinwerfers weg. Die Bremsen knirschen, die Räder scharren, sekundenlang scheint dichtester Wirrwarr, dann knallt es hinter mir, und fast gleichzeitig prasselt, sich förmlich überstürzend, von der langen Reihe der Wagenkolonne ein Karabiner-

feuer los, hinein in die dunkle Masse der Reiter; durch die nasse Nebelluft schlägt scharfes, peitschendes Krachen. Rossweihern, Geschrei, französische Kommandos. In eiliger Hast entleere auch ich das Magazin meines Karabiners auf die dunkle Masse. Und kaum eine halbe Minute vergeht, da stieben die Reiter schreiend nach allen Richtungen auseinander. Das Feuer schweigt. War alles nur ein böser Traum? Jäh erscheint mit klagendem Wichern vor den Laternen ein Pferd, das linke Auge ist ausgeschossen und hängt blutend halb heraus, mit jähem Satz steigt es geblendet vor dem Kühler meines Wagens steil in die Höhe, dreht und rast davon.

Drüben hört man Wimmern und Rufen in französischer Sprache. Aber wir haben keine Zeit. Eine halbe Minute später setzt sich die Kolonne wieder in Bewegung in die schwarze Nacht, in das allmählich grau werdende Nebelmeer. Es beginnt zu dämmern. Wieder erscheint ein Dorf. Ein Reiter taucht auf, diesmal in Feldgrau. „Munition?“ „Jawohl! Granaten und Schrapnells.“ „Gott sei Dank.“

Und wieder beginnt ein fieberhaftes Umladen auf die leichten Munitionskolonnen. Übernächtigt, fröstelnd stehe ich in dem jungen Herbstmorgen an einer Hecke vor dem Dorfe und lausche dem brüllenden, beinahe angstvollen Donnern der neu entbrannten Schlacht. Wir bringen neue Nahrung für die hungrigen, bronzenen Mäuler, der kritische Moment ist vorbei. Und als wir müde und hungrig im Quartier wieder eintreffen, überholt uns bereits die Kunde, die wundervolle: „Die Franzosen sind geschlagen!“

„Hurra!“ schallt es unwillkürlich. Lieb Vaterland

magst ruhig sein: Mit dieser herrlichen Armee ist Deutschland unbefiegbar.

Wie ich verwundet wurde.

Von einem Mitkämpfer bei Lüttich.

... Mitten in dieses Dorfgefecht (Sturm auf Fort Fléron) waren wir hineingerissen. Es blitzte aus allen Häusern, unablässig rollt der Donner der Geschütze, unablässig geht der Eisenregen nieder. Stockdunkel... Wie sehnlich wünschen wir den Morgen heran. — Kein Gegner zu sehen — und doch sinkt Mann neben Mann. Aus den Mauern der Häuser sind nur winzige Steine gelöst — ein Flintenlauf ragt durch; in den Fensterladen ein kleines Loch — der Lauf einer Jagdbüchse sprüht Flammen heraus — aus den Kellerfenstern, von den Böden zuckt und flammt und pfeift es ... Wie im Herenkessel ... Und wir dürfen nicht schießen, um die Kameraden, die rechts und links und vor uns im Gefecht liegen, nicht zu gefährden ... Einer neben dem andern sinkt — Achzen und Stöhnen überall. Hinweg über einen Haufen zuckender Leiber, vorsichtig — um keinem wehe zu tun — und um uns bligt's und kracht's. Aus einem Eckhaus prasselt uns ein Hagel entgegen. — Zwanzig, fünfzig Läufe heben sich — da brülle ich: „Keinen Schuß, Kerls! Wer kommt mit? Beil her!“ Ein kleiner Musketier reicht mir eine Pickel... Zehn braune Bengels drängen hinter mir nach. — Dann ein paar Hiebe mit Beil und Kolben — die Tür kracht ein — von der Decke her zucken Geschosse nieder ... „Keiner die Bodentreppe hinauf! Hierbleiben! Streichhölzer her!“ Und schon habe ich

ein paar Strohballen vorgerissen, — fünf Minuten später züngeln die Flammen aus allen Fenstern. „So, Jungs, nun vorwärts!“ — Hinein wieder in die Dorf-gasse ... Da treffe ich meinen Kompagnieführer. „Hierher!“ schreit er. „Über die Mauer, mir nach!“

Zwei Kerle heben mich hoch, im Nu haben wir eine Gartenmauer überstiegen, und stürmen weiter, einer belgischen Abteilung in den Rücken zu fallen. Mannshohe Hecken, mit Stacheldraht durchzogen — vier, fünf — vor uns. — „Her, Kerls,“ rufe ich, „gebt mir die Drahtschere!“ Ein paar wuchtige Jungs treten den Schlehdorn ein — ich knipse den Draht durch und gehe ihnen voran, — meine Hose hängt in Fetzen runter. Die Hecken werden genommen — auf einmal kracht es auf uns her — nur wenige Sekunden, dann faust eine Haubitze in den verruchten Giebel — Steine spritzen umher — das Gemäuer sinkt donnernd zusammen. Feuer von links! — Da sind die Unsern, sie schießen auf uns — sie erkennen uns noch immer nicht. Wir brüllen ihnen die Losung zu: „Der Kaiser! Der Kaiser!“ — Sie hören uns nicht in dem Höllenlärm. „Hornist,“ rufe ich, „blasen Sie Signal!“ Der brave Junge — er war von den vierten Jägern, nimmt das Horn und schmettert: Das Ganze! — Das Ganze! — Da kommt's von drüben zurück. Wir erkennen uns — es sind 27er — ich drücke dem Hauptmann, den ich seit Jahren kenne, die Hand. —

Heller Morgen, $\frac{1}{4}$ 7 Uhr (am 6. August).

Vor uns liegt ein Kohlenbergwerk. Zwei Kohlenhalden sind einige Meter hoch im Winkel zueinander aufgeschüttet — da stürmen wir hinauf. Ein Jäger-

leutnant, ein Kompagniekamerad von mir, Sch., dann ein riesiger Adjutant von den 27ern, A., ein tapferer Junge, der nicht mit der Wimper zuckte — am Wege unten bleibt H. zurück, der furchtlose Regimentsadjunkt vom Regiment Louis Ferdinand, und mit ungefähr zehn Mann nimmt der Hauptmann v. B. die Häuser in unserm Rücken unter Feuer, er selbst hat den Degen abgelegt und führt das Gewehr ...

Oben von meiner Kohlenhalde sehe ich ein Gehöft und zum ersten Male belgische Infanterie — sonst waren die Kerle gelaufen, als sei der Teibel hinter ihnen. — Jetzt heben sie die Büchse an die Backe. Ich lasse das Feuer aufnehmen und beobachte durch das Glas die Wirkung ... „Ruhig zielen, Kerls, ihr schießt zu weit“ ... Zwei schwarze Mäntel sehe ich sich im Sande wälzen.

„Hol's der Teibel!“ Sie schießen von rechts her — von der andern Halde ... Da steht noch auf unserm Flügel der lange A. Seine Schärpe flattert, die Quasten sind schwarz von Kohlenstaub, er schießt auf die Bande rechts — jetzt knallt's auch von hinten her aus den Häusern ...

Ich setze das Glas ab und sehe mich um. Da links am Flügel liegt mein Kamerad Sch., hat einem Verwundeten das Gewehr abgenommen und schießt nach dem Gehöft ... Rechts von mir — ja, was ist denn das? Einer nach dem andern „klappt ab“ ... Der läßt den Kopf vornüber, der rollt den Abhang hinunter, der schreit ... Sie schießen wie besessen auf uns. Nun liegt nur noch einer rechts von mir, eben fängt auch der an, sich hin und her zu wälzen, Blut quillt aus dem Rock hervor, ich werde ihm sein Gewehr abnehmen;

ich richte mich auf ... Donnerwetter, ich fühle einen Schlag vor der linken Brust: „Kinder, jetzt hat's mich auch.“ ...

Ich rutsche den Abhang hinab, das Blut kommt mir aus dem Munde ... hinter einem Steinhaufen finde ich Deckung vor dem mörderische Feuer. Ich bitte einen Soldaten: „Mach' mir mal die Feldflasche ab — so — — und den Tornister.“ Einen langen Schluck. Der gute Kerl öffnet mir den Waffenrock. Ich lehne mich gegen den Steinhaufen. Ganz warm quillt das Blut hervor; wie lange kann's dauern, dann ist's vorbei. Aus dem Rocktäschchen ziehe ich das Verbandszeug, öffne es hastig und drücke es auf die Wunde. Dann warte ich ab, minutenlang; auf dem Wege vor mir stehen die braven Kerle und feuern; da ist auch A. noch mit den schwarzen Quasten. „Kinder, schickt mir doch einen Arzt.“ Mir fängt's an, vor den Augen zu flimmern. Da kommt das Soldatengefühl: du mußt dich wehren, darfst nicht dich dumpf in dein Schicksal ergeben. Die Schlacht geht weiter; hier findet dich keiner ...

Mit Schmerzen richte ich mich empor — stülpe mir den Helm auf den Kopf — die Feldbinde, die Pistole — das Glas schenke ich einem Soldaten, er braucht's jetzt nötiger als ich, und dann meinen Degen — den lasse ich nicht, er braucht sich meiner nicht zu schämen — so schleppe ich mich an den Weg. Was geht mich das Pfeifen an, ich habe meinen Teil. Noch immer stehen die wackeren Kerle und feuern vom Wege gegen die Kohlenhalde — einen winke ich heran ... „Um Gottes willen, Herr Leutnant!“ ... „Bringe mich zum Verbandplatz, mein Junge.“ ... Er gibt mir seinen

Arm... „Mußt aber langsam mit mir gehen, kann nicht mehr wie vorhin.“

Um uns pfeift's und donnert's. Der gute P. stützt mich. Wie sagt unser Bismarck? „Kein deutscher Offizier läßt seinen Soldaten im Stich — kein deutscher Soldat seinen Offizier.“ ... Nein, weiß Gott, nicht! —

Auf dem Wege stehen zwei belgische Bauern — sie lauern auf uns. Wehren kann ich mich jetzt nicht. „Komm, da in die Hecke hab' ich vorhin ein Loch getreten — da durch.“ Ich humple voran — P., das Gewehr schußbereit, hinterdrein.

Auf der Dorfstraße ... Die Truppen drängen nach vorn, uns entgegen — sie weichen mir alle aus, die Braven ... Donnerwetter, könnt' ich noch mit! — „Kinder, haut sie in die Pfanne!“ (Konnt's nur leise sagen, aber sie verstehen's.) „Wenn wir sie nur erst haben, Herr Leutnant!“

Der belgische Verbandplatz liegt dort. — „Den mag ich nicht, komm', bring' mich weiter, wir wollen zum deutschen Lazarett.“

So schleppe ich mich weiter — die Straße hinunter, wo der Tod so gräßliche Ernte gehalten. Wie liegen sie so dicht, so starr, so stumm ... Unter 100 Deutschen ein Belgier ... O, diese feige Bande! ...

Es greift doch an, dieses Humpeln. — „Seht ihr denn den Verbandplatz noch nicht, Jungens?“ — „Er muß gleich da sein.“ Tapps — tapps. „Langsam, Kinder, sonst tut mir's weh“ — ich hänge mich fester an den guten P....

Da steht der General. Er sieht mich, kommt einen Schritt auf mich zu: „Na, Herr Leutnant, hoffentlich wird's wieder!“

Antworten kann ich nicht — aber, so schwach ich bin, ich lasse den Arm meines Soldaten frei und lege die Hand an den Helm. —

Das Rote Kreuz! Gottlob. — Ich danke dem guten P. und drücke ihm die Hand ... Sie schneiden mir das Hemd runter, der unermüdlische Stabsarzt verklebt mir die Wunde.

Der Verbandplatz ist nur ein kleiner Raum — drin liegen sechs, sieben Schwerverwundete und stöhnen und schreien ... So bleibe ich draußen und lehne mich sitzend an das Haus ... Wie viele liegen hier. — Drüben G., der tapfere Leutnant der Radfahrerkompanie. — Schuß in den Leib ... Er streckt sich — kein Laut des Schmerzes kommt über seine Lippen — sein Gesicht ist ganz gelb.

Neben mir ein belgischer Offizier — er hat's im Arm und im Bein. — Immer kommen neue. — Dort sitzt Kurt W., mein Regimentskamerad — Schuß ins linke Bein — aus einem Kellerfenster raus ...

Da bringen sie unseren D., mit dem ich so manche Stunde gebechert, gejubelt. — — — Bis an die Grenze des Forts Fléron hat er seine Kompanie geführt. Drauflos wie ein Held — der Tapfersten einer — — nun mitten in die Brust ... „Gestern noch auf stolzen Rossen ...“

Mich friert. Es ist ein trüber, kalter Morgen, der Regen träufelt nieder ... ich habe aber kein Hemd mehr, nur noch einen Armel. Sie decken mir meinen Waffenrock über, der Belgier läßt mir seinen Mantel umhängen ...

„Herr Stabsarzt, komm' ich nun bald in einen andern Ausschank?“ Alle lachen — — lachen über meine

Frage. Nur der brave G. drüben lacht nicht mehr. Der ruft: „Ah — — — Wasser ...“ Trinkt, holt tief Atem und liegt nun ganz still ... ganz still dulce est et decorum pro patria mori... „Ja, mein lieber, Kleiner Leutnant, wo wollen Sie denn hin?“ „Jegendwohin — ins Lazarett, oder nach Aachen — oder sonstwo — aber ich friere hier wie ein Schneider.“ „Na, warten Sie, Sie werden ins Lazarett kommen.“ ... „Wie lange dauert das?“ „Kann ich nicht sagen.“ ... „Ist es weit zum Lazarett?“ „Nein, nicht sehr.“ „Dann werde ich hinhumpeln.“ „Nein, mein Lieber, alle Achtung vor Ihrem Schneid, aber das wollen wir lassen.“

So muß ich warten. Alle gucken mich an, wie ich da so an der Mauer sitze. — Ein Pionier kommt an mich ran — einer von den 24. Pionieren. — „Hier, Herr Leutnant ...“, er gibt mir ein Stück Schokolade. Fast hätte ich weinen mögen — so treuherzig, so natürlich, so gutmeinend — — ich hätt's ihm nicht abschlagen können. Geessen hab' ich's nicht, aber aufgehoben — und will's mir aufheben immer, und immer jener Stunde denken und immer daran denken, daß kein deutscher Soldat seinen Offizier im Stich läßt ...

Im Tragstuhl — das Liegen machte mir Schmerzen — haben mich vier Kerle die Dorfstraße hinuntergetragen zum Lazarett. Die Mordstraße, den Weg des Todes, den Weg des Sieges — unseres ersten deutschen Sieges! — — —

Es waren nicht schöne Tage, die nun kamen. — — Und qualvolle Nächte — — ; wie haben wir den Morgen herbeigewünscht, jedesmal, wenn wir abends die Augen schlossen.

Aber dann — ich erlebe es noch einmal: ein Tag war's wie der von Großbeeren; es goß vom Himmel, es hörte nicht auf, die Kanonen brüllten noch immer ... Da kam es das Dorf hinein, der Mann neben Mann, und Lauf neben Lauf! Unsere Verstärkung, unsere Ersatzbataillone! Hurra! Wie haben wir emporgejubelt auf dem elenden Lager, und konnten wir ihnen auch nicht ins Auge sehen, konnten wir uns auch nicht aufrichten — es war eine Stunde stolzester Lust ... Nun kann's nicht mehr schieß gehen, nun wird gehalten, wofür wir geblutet!

Der Krieg ist furchtbar — doch auch das Größte, was ich je erschaut.

Gruß und Kuß

Euer Hans.

Stimmungen. Beschauliches.

Aus einer stillen Stunde.

Mein liebstes Mutting!

Heute ist Ruhetag! O Wort voll zauberischer Klänge für den Feldsoldaten, der ohne ein Dach über sich mit Trockenheit, reiner Wäsche, Waschen, Essen und Ruhe sich ein wenig von dem Frieden vorspiegelt, den es jetzt nicht gibt. Einen Tag lang nicht den nervenspannenden Gedanken, gleich geht's los, einen Tag nicht das etwas wehmütige Gefühl, der Boden, auf dem du stehst, die Höhen, die vor dir liegen, sie können die letzten sein, die du siehst!

Nun, behaglich sitzen wir (Hauptmann und ich) im schönen Zimmer, vor mir die Postkarte von Paul, Fritz, Schokolade von Dir, 70 Zigaretten. Schon rauche ich, Bier und Wein stehen auf dem Tisch, lecker zieht der Duft der unten brodelnden Bohnensuppe zu uns herauf, und wir schreiben! Wie gut, daß man das kann! Wie gut, im Gegensatz zu der Bevölkerung hier! Meine Hauswirtin, deren zwei Neffen, die Nachbarin, deren Mann im Felde ist, erzählten mir heute morgen weinend: „Depuis deux mois, pas de nouvelles! Nous ne savons pas, où se trouve mon mari!“ Sie wissen nicht einmal, in welchem Regiment. Das ist doch fürchterlich. Sie wollte von mir wissen,

ob viele Franzosen tot wären; ich tröstete sie, es seien viele gefangen, und daran klammert sie ihre Hoffnung. Die Leute sind sehr nett, ich weiß nicht, was in ihrem Innern vorgeht, daß sie uns, die Eindringlinge, so gut behandeln. Als wir gestern völlig durchnäßt hier wieder ankamen, waren unsere Zimmer tadellos in Ordnung und sogar geheizt! Allerdings haben sie Vertrauen, besonders zu den Offizieren, und wenn das geringste ist, kommen sie gleich zu uns und bitten um Abhilfe, was gleich geschieht.

Wenn ich so höre, bei uns beginnt die Schule, alles geht seinen Gang, so kommt ein heißes Dankgefühl gegen Gott, daß er unsere Grenzlande verschont. Du müßtest hier die Unordnung sehen! Alles überladen mit Truppen, keine Verwaltung, die Ernte nicht herein, der Hunger droht, schrecklich. Ganz fassungslos stehen die Leute dem Schrecklichen gegenüber. Jetzt sind acht Tage seit den schrecklichen Tagen im Bois de F. verflossen; ich denke mit Schauder daran zurück. In der Schlacht, wenn man sich wehren kann, ist es was anderes. Aber versteckt im Wald, im tiefen, dichten Wald und dann über sich, um sich, neben sich dieses entsetzliche Krachen, Bersten der schweren Granaten, von denen ein Schuß ganze Richtungen riß, ohne zu wissen, woher, ohne die Möglichkeit, sich zu wehren, das war schrecklich. Wir haben morgens aus dem Walde das ganze Abkochen der Franzosen usw., die uns da nicht vermuteten, in aller Gemütsruhe beobachten können und haben sie nur deshalb nicht unliebsam gestört, weil wir unsere Stellung nicht verraten sollten. Gestern kam auch die Nachricht, daß mein Patrouillengang bei F. ein weiteres Opfer gefordert hat,

ein bei mir Verwundeter ist gestern gestorben. Ehre seinem Andenken!

Ein Bild ist mir unvergeßlich. Als wir am 1. September morgens die Chasseurpatrouille abgeschossen hatten und zwei Mann, die liegengeblieben waren, gefangengenommen hatten, ging ich mit einem Chauffeur zu dem gleichfalls gefallenem jungen Offizier. Ich sah es sofort, er hatte Herzschuß. Aber der mich begleitende Chasseur, der ihn offenbar gern hatte, fragte mich angstvoll: „Mon officier, vive-t-il?“ Und als ich verneinend den Kopf schüttelte: „Il est mort“, kniete der Mann nieder und betete lange für seinen Leutnant! Ein ergreifendes Bild: weit sah man ins sonnenüberflutete Land, vor uns inmitten von vier toten Pferden lang hingestreckt friedlich der junge tote Offizier, drum meine Leute mit den Gefangenen, und mitten drin kniete der Soldat! Es war totenstill, wohl jeder fühlte den Schritt des Todes, der auch ihn morgen treffen kann! Und auch ich habe mit dem Chasseur still ein Gebet gesprochen für den braven Kameraden: Leutnant der Reserve Gaston Forgues de Bordeaux. Seine silbergeschmückte Briefftasche und viel Geld zeigte den reichen Kaufmannssohn. Alles ist abgeliefert worden, seine junge Frau wird es erhalten.

Vor einigen Tagen erhielt ich auch einen Brief eines Fabrikanten aus Remscheid, eines Schwagers meines Kameraden P., der an meiner Seite gefallen und dessen junge Frau ich benachrichtigt hatte. Er schrieb sehr traurig und bat um nähere Einzelheiten, die ich ihm sofort mitteilte. Ja, Mutting, es gibt so viel Leid, und nicht immer gelingt es, die trübernste Stimmung zu verscheuchen. Was wird, weiß ich nicht. Wir hören

dauernd aus der Ferne Kanonendonner, auch spricht man von einer Schlacht vor Paris, von deren Ausgang wohl unsere weitere Verwendung abhängen wird.

Die Wohnhöhle.

Wir sitzen in unserer, nach der feindlichen Seite zu offenen Sandsteinhöhle beieinander. Ich schreibe diese Zeilen, am gleichen Tische sitzt mein Adjutant, Oberleutnant P., und arbeitet an unserem Kriegstagebuche. Am Nebentische sitzen der Regimentschreiber, Bizefeldwebel St., und der Waffenmeister R. und schreiben Briefe nach der Heimat. Unsere Wohnhöhle ist leidlich gut durch eine Petroleumlampe und ein Licht erleuchtet. In einer kleineren Höhle, dicht nebenan, stehen unsere Pferde; man hört sie ab und zu schnaufen und behaglich ihr Futter kauen. Eine meiner Ordonnanzen spielt auf einer sehr guten Mundharmonika, die heute von unbekannter Geberin „für einen Füsilier, der sich eine solche wünscht“, unter verschiedenen Liebesgaben eingegangen ist, bald ernste, bald heitere Lieder. „Deutschland, Deutschland über alles“ und „Wie einst im Mai“ wechselt ab mit „Steh ich in finst'rer Mitternacht“ und „Puppchen“. C'est la guerre! Die anderen Burschen, Pferdepfleger usw. lauschen bei den Pferden oder in der gleichfalls ganz nahen Ordonnanzhöhle liegend den Tönen oder schnarchen schon. Unweit hört man den „Summer“ des nahen Fernsprechers, der das Regimentsstabsquartier (wie stolz das klingt) mit der vorgesezten Brigade und Division verbindet. Eine Ordonnanz sichtet die heute gerade

eingegangenen verschiedensten Liebesgaben und verteilt sie zu späterer Weitergabe auf die Bataillone usw. In den verschiedenen Höhlen der näheren und weiteren Umgebung ruhen die Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der Kompagnien der hinteren Linie; bis über die Ohren eingegraben, wachen die Kompagnien der vorderen Linie in den vordersten Schützen- und Deckungsgräben.

Aus vorstehendem geht hervor, daß wir jetzt eine Art Pause haben. Sie ist unseren Braven zu gönnen nach den schweren, schweren letzten Wochen und Tagen! ... Alle haben wir uns die besagten Höhlen je nach Geschick mehr oder weniger wohnlich eingerichtet. So stehen in unserer Wohnhöhle, in der nachts die Unteroffiziere des Stabes auf Matratzen schlafen, ein großer, runder Tisch zur Arbeit und zum Essen, ein Schreibtisch, je ein Lehnstuhl (ja, wir sind so üppig) für den Adjutanten und mich, ferner eine Reihe guter Rohrstühle und ein kleiner Waschtisch mit großer, schöner Waschschüssel. Dahinter liegt die Schlafhöhle für den Adjutanten und mich. Das bisher zu ihr führende Loch hat ein uns zugeteiltes Pionierkommando jetzt durch eine Tür abgeschlossen. In diesem Schlafraum habe ich einen kleinen Kamin aus Sandsteinen herichten lassen. Dazu ist der seit früher vorhandene Rauchfang benutzbar gemacht worden, und wir können also tatsächlich dort ein Kaminfeuer anlegen. Der Rauch zieht leidlich ab, nur an der Decke, die etwa mannshoch ist, sammelt er sich etwas, aber am Boden ist es rauchfrei. Dort liegen je eine Matratze und ein richtig gehendes Deckbett (sogar mit guter Bettwäsche bezogen) für uns beide. Alles ist aus dem nahen,

leider aber halb zerstörten Dörfe. Ja, man muß sich zu helfen wissen! Schonung von Mann und Pferd im Felde, wo es geht, um dann, wenn's nötig ist, desto mehr fordern und herausholen zu können ...

Aus dem Schützengraben.

Den Freunden in der Heimat senden die im ... Reservejägerbataillon stehenden Schaumburg-Lipper einen deutschen Soldatengruß. Wir wissen, wie groß jedesmal die Freude ist, wenn Post von daheim kommt, und können uns denken, daß auch Ihr gern von uns hört. Sechs Wochen liegen wir hier im Felde, eine kurze Zeit, wie's scheint, und doch so voll tausend großer Erlebnisse. Daß wir Maubeuge haben nehmen helfen, wißt Ihr gewiß. Jetzt sind wir zum zweiten Male am Feinde; wo wir stehen, will ich Euch später erzählen, wenn wir daheim sind, auch, was wir geleistet haben in harter Kriegsarbeit. Heute sollt Ihr hören, wie es uns hier im Felde ergeht.

Uns geht's gut — müssen wir alle freudig bekennen. Bisher hat der Lenker der Schlachten ganz bestimmt die Hand über uns gehabt. Gewiß, wir haben auch in unserem Bataillon Verluste. Sie sind unsere schmerzlichsten Opfer, aber sie sind verhältnismäßig gering. Wir Schaumburg-Lipper insbesondere sind bisher alle wohlauf.

Hört nun, wie solch ein Tag im Felde aussieht. An einem Hohlweg, nach Norden steil abfallend und darum ein sicherer Schutz gegen Schrapnells, die uns die Franzosen regelmäßig zum Morgenbrot, Mittag-

Abendessen senden, liegt unsere Kompagnie. Wir sind alle Erdarbeiter geworden. Mit den kurzen Spaten, die wir am Seitengewehr tragen, haben wir Höhlen in die Lehmwand gestochen, so tief, daß jede Kugel über uns hinwegpfeift, und so lang, daß man die müden Glieder ordentlich strecken kann. Heute morgen, wo ich diesen Brief schreibe, scheint die Sonne seit zehn Tagen wieder einmal aus allen Löchern. Wie wir sie suchen! Da sind denn nun alle Kameraden fleißig an der Arbeit, um die Bärenhöhlen für die kalte Nacht und die Regenstunden so behaglich und warm wie nur möglich zu machen. Zweige werden durcheinander geflochten, mit Stroh und Erde bedeckt, und bilden ein schönes Dach. Stroh finden wir in Masse, der Franzos hat nicht wie Ihr die Ernte einbringen können, sie steht im Felde.

Eben kommt eine Gruppe Jäger von der Feldküche zurück. Sie bringt in den Feldkesseln das Essen zu uns. Die Küche selbst steht 10 Minuten zurück, hinter einem Felsen völlig gegen einen Treffer vom Feinde sicher. Wir würden sie auch nicht entbehren können. Ihr, die Ihr daheim von Müttern alle Tage das Mittagbrot vorgesetzt bekommt, könnt Euch wohl denken, wie man sich freut, wenn man pünktlich zu rechter Stunde seinen Schnapf voll hat. Denn Hunger gibt's hier draußen, Ihr glaubt es kaum. Darum kocht unsere Küche zweimal am Tage. Ochsenfleisch ist hier ganz entschieden billiger als bei Euch, Kohl, Steckrüben, Wirsing, Kartoffeln, Möhren und Bohnen stehen uns in „unsern“ Gärten zur Verfügung. Brot wird jeden Tag, für jeden Mann ein halbes, ausgegeben. Gestern gab es sogar ein Niegelchen Schokolade und für jeden

Mann der Kompagnie eine Zigarre. Vor dem Schlafengehen tat uns ein heißer Grog wohl. Freilich, es war eine Ausnahme, daß wir heute nacht einmal ohne Störung schlafen konnten. Die Engländer, die vor uns liegen, sind eine zähe Gesellschaft, wir ringen ihnen aber dennoch Tag für Tag die Kilometer, Tal und Hügel, ab. Nachts müssen wir dann Schützengräben werfen, die als Schutz gegen Schrapnellfeuer uns als Stütze für den nächsten Tag unentbehrlich sind. Der Krieg besteht ja nach unsern Erfahrungen nicht mehr aus einzelnen Schlachten, sondern aus einem regelrechten Belagern. So stehen wir in unsern augenblicklichen Stellungen bereits zehn Tage. Aus Zeitungen, die allerdings schon immer ein ziemliches Alter haben, erfahren wir, wie wichtig hier unsere Aufgabe ist. Daß wir sie lösen, darüber herrscht hier bei uns eine solche feste Überzeugung, daß auch nicht einer daran zweifelt. Wir haben den Willen zum Sieg und das macht jeden Widerstand zuschanden. Dazu kommt das Bewußtsein, daß wir auf der ganzen Linie auch tatsächlich nur einen einzigen Sieg kennen, und so sind wir von einem Vertrauen beseelt, daß es nur so eine Freude ist, die entschlossenen, frohen Gesichter der Waffenbrüder zu sehen. Manchmal freilich sieht man auch andere Mienen aufziehen. Wenn die feindliche Artillerie, deren Hartnäckigkeit keiner von uns verkennt und unterschätzt, uns in die Gegend bollert, geht freilich nur ein ärgerliches Brummen durch die Reihen. Bücken tut sich niemand mehr. Enttäuschung malt sich manchmal in den Gesichtern, wenn man Tabak „fechten“ geht. Er fehlt uns. Bekommt jemand ein Paketchen von Haus, da übernehme ich jede Gewähr, daß

die Schachtel binnen fünf Minuten leer ist. Zigarren und besonders Zigaretten werden schwer verlangt. Angebot: gering. Wieder andere Gesichter sieht man morgens, wenn man die Nacht im strömenden Regen zugebracht hat. Ich will sie lieber nicht schildern, hätte aber doch manchmal gern einen Photographen zur Hand. Heute morgen lacht die Sonne, wir lachen mit. Da kommt eine Patrouille zurück, die lachen auch alle drei. Sie haben nämlich drunten im Waldgrund fünf Engländer ergriffen. Um die Lumpen ist's eigentlich zu schade, daß sie sich in der Gefangenschaft bei uns zu Hause satt füttern. Hoffentlich gebt Ihr ihnen nur Kommißbrot. Ihren vorzüglichen Shagtabak nebst der sonstigen, wirklich hervorragenden Ausrüstung liefern sie prompt an uns ab. Arbeit werdet Ihr für sie daheim ja auch wohl haben. Hier behauptet man z. B., daß der berühmte Sandweg in der Senne, der den schönen Namen Neumühlenweg führt, und die Bielefelder Poststraße dringend der Pflasterung bedürfen. — Die beschauliche Morgenstimmung wird plötzlich unterbrochen. Krankenträger bringen auf Bahren Verwundete. Voll Teilnahme grüßt sie jeder Kamerad. Man möchte jedesmal den Tschako abnehmen. Unsere Patrouillen haben im Walde noch Verwundete gefunden. Da ist ihnen gestern ein ganz wunderbares Erlebnis zugestoßen. Sie fanden einen Infanteristen, der vor acht Tagen einen Lungenschuß bekommen hat. Er hat sich unter einen Busch geschleppt und dort bis gestern ausgehalten. Die Nester im Brotbeutel, und, wie er ganz fröhlich erzählt, Gras und rote Mehlbeeren, hätten ihn genügend ernährt. Die Wunde schmerzte nicht mehr, nur der dumme zweite Schuß im Bein

habe ihn nicht aus dem Loche fortkommen lassen. Wir waren erstaunt über derartige Gefäßtheit und gaben ihm Kaffee. „Der tut gut“, meinte er aber doch. Nun ist er gerettet. Hier im Lazarett gibt's nämlich keine Wassersuppe wie in der Garnison. Essen ist reichlich da, und die Franzosen haben gemeinhin alle einen vorzüglichen Weinkeller. —

Die Kompagnie tritt an. Ich schließe und grüße Euch alle, die Ihr daheim unser gedenkt. Wir Schaumburg-Lipper halten hier alle zusammen. Es gibt doch kein festeres Band unter Kameraden als gemeinsam erlittene Not und — die gemeinsam geliebte Heimat. Einer für alle!

Humor im Schützengraben.

Auf irgendeinem widerlichen Berg
südlich von X bei Y.

Seit 28 Stunden liegen wir hier in einem im Schweiß unseres Angesichtes gebuddelten Schützengraben und warten, daß die roten Kollegen uns angreifen sollen, wozu sie aber bisher anscheinend noch keine Lust haben. Deshalb kann ich Euch — falls natürlich nichts dazwischen kommt — sogar mal einen richtiggehenden Brief schreiben; hoffentlich gelangt er in Eure Hände. Ich habe schon nettere Stunden verbracht als augenblicklich; denn während die Lage vorher zum Marschieren, was wir in reichlichstem Maße besorgten, eine erdrückende Hitze herrschte, regnete es gestern, als wir hier waren, und seitdem ist es kühl, so daß es reichlich lange dauerte, bis uns die Kleider

am Leibe wieder trockneten. Stroh oder gar Zelte gibt es hier natürlich nicht — man liegt eben in einem Graben, über den von Zeit zu Zeit eine Unmenge feindlicher Granaten mit angenehmem Pfeifen und der löblichen Absicht, uns kaput zu machen, hinwegsausen, letzteres bisher angenehmerweise ohne besondern Erfolg. Trotzdem geht es mir aber gut, wenn ich auch, wie wir alle, allmählich übel aussehe: Pfoten wie ein Kanalarbeiter am Schluß der Woche, in der Bisage ein schwarzes Stoppelfeld von $\frac{1}{2}$ cm Länge, eine nicht gerade salonfähige Hose und ähnlichen „Komfort der Neuzeit“. Halbwegs gewaschen habe ich mich erst noch vor fünf Tagen, so glücklich sind nicht alle! Aber man gewöhnt sich schnell an die ganze Sache, genau so, wie man sich auch schnell an die schauderhaften Bilder auf dem Schlachtfeld gewöhnt. Vor drei Tagen hatten wir ein ekelhaftes Ortsgefecht in X, wo alles verrammelt war und, als wir eingedrungen waren, französische Soldaten und Franktireurs aus allen Kellerfenstern und Dachluken schossen, so daß wir ziemliche Verluste hatten, ohne die Bande überhaupt zu sehen und schießen zu können. Nachdem aber die Artillerie das Nest in Brand geschossen hatte, kriegten wir sie doch und steckten den Rest der Stadt an. Die Kerls sind so gemein, daß sie z. B. unsern prächtigen Assistenzarzt, der gerade einem Verwundeten half, anschoffen und darauf aus nächster Nähe vollends töteten — das alles trotz Rotem Kreuz, Genfer Konvention und der sogenannten französischen Kultur! Wir haben aber zur Abschreckung sofort fünfzehn Franktireurs, die wir erwischten, zusammengebunden und erschossen.

Nachdenkliches aus dem Schützengraben.

...., 27. September.

... Wir liegen jetzt vor der Festung Loul seit etwa acht Tagen. Wir haben uns, immer je zwei Mann, eingegraben. Dieses Eingraben von zwei Mann hat den Vorteil, daß, schlägt eine Granate ein, es nur immer zwei Mann das Leben kostet und nicht, wie früher, 20 bis 30, wenn es Volltreffer waren. Die Löcher sind klein, nur zusammengekauert hocken wir darin und nur bei Nacht können wir etwas heraus. Wir dürfen uns tagsüber nicht zeigen, denn die französische Artillerie kennt noch nicht genau unsere Stellung und beschießt somit das ganze Gelände. Das Essen wird, wie vorher, nachts geholt. Der allgemeine Zustand der Leute ist gut. An Durchfall leiden wir sehr viel, das macht die Witterung; bedenkt, daß wir gestern vor acht Tagen, also Sonnabend, den 19., das letztemal in einer Scheune schliefen. Seitdem unter freiem Himmel. Die Nächte sind bereits kalt. Man kann sich auch nicht allzuviel warmes Zeug anziehen, denn kommt dann ein Marsch, so müssen wir es im Tornister mitführen, und unser Gepäck ist schon schwer genug, zumal da alles feucht ist. Auch heute Sonntag wütet die Artillerie schrecklich, überall kracht es, und manchmal sind wir mit Erde geradezu überschüttet, die die Granate in die Luft wirft. Eine Granate von den Forts schlägt ein Loch in den Boden von zwei Meter Tiefe und einem Umfang von vier bis fünf Meter. Da könnt Ihr Euch denken, welche Masse von Erde in der Luft herumfliegt. Aber wir ertragen alles ge-

duldig. Gestern haben wir wieder unseren am Tage getroffenen Kameraden die letzte Ehre erwiesen und sie begraben, was überhaupt bei Nacht unsere Arbeit ist. Dabei spricht keiner, jeder hat seine Gedanken und arbeitet. Unser Gemütszustand ist sehr gleichgültig. Wir liegen im Loch, vor und hinter uns kracht es, neben uns schlägt es ein und kostet etlichen das Leben. Wir liegen dazwischen, den Körper an die Wand gepreßt, ohne etwas zu denken, ohne zu zucken, stundenlang in ein und derselben Lage. Rauchen tun wir sehr viel, denn das regt uns an. — Liebe Eltern! Wir halten aus, gilt es doch, Euch daheim vor Schaden zu bewahren, unser deutsches Vaterland zu schützen. Jeder einzelne stirbt den Heldentod, und sollte mein Gott zu mir sagen: „Komm wieder, Menschenkind“, gern und freudig ginge ich mit dem Bewußtsein, mein Leben dem Vaterland geopfert, für eine heilige, ernste Sache gekämpft zu haben. Und so denken alle, darum unsere unerschütterliche Ruhe. Am 22., 23., 24. September hatten wir in der Division sehr große Verluste, die Verwundeten mit eingerechnet. Aber auch diese Verluste brachten uns nicht eine Minute ins Wanken, jeder hielt auf dem ihm zugewiesenen Posten aus, und noch heute, nach acht Tagen, sind wir, obwohl geschwächt, noch an derselben Stelle, nur um so eifriger unsere Pflicht tuend und für die Gefallenen mitkämpfend. Jeder einzelne tut seine Pflicht für drei, und sollte es von uns verlangt werden, wir tun sie für fünf Mann. Unsere Offiziere gehen uns mit gutem Beispiel voran. Sie geben uns den letzten Schluck Wasser aus ihrer Feldflasche, und wir teilen mit ihnen unseren letzten Rest Brot. Jeder einzelne ist ein Held, aber wir wissen,

das Vaterland wird es uns einst danken. Und solange Deutschland solche Söhne, wie sie bis jetzt hier sind, ins Feld schickt, kann es nicht untergehen! Da steht der Oberlehrer neben dem Maurer, der Landwirt neben dem Künstler. Kein Unterschied, denn sie wissen, es gibt jetzt keine Klassen mehr. Unser Kaiser ließ uns sagen am ersten Mobilmachungstage: „Meine Kinder! Ich kenne keinen Unterschied unter euch, ich kenne nur Deutsche!“ Und dieses Wort hat sich in uns eingewurzelt, sitzt fest, und danach handeln wir. — Nun grüße ich Euch herzlich und wünsche Euch alles Gute. Mir kommt es manchmal so traurig an, mir ist es, als solltet Ihr mich nicht verlieren, sondern ich Euch, und dann könnte ich weinen. Aber nur kurze Minuten dauert die Schwäche, und ich brauch' mich dessen nicht zu schämen, geht es doch jedem so. Wenn wir nachts unsere Toten begraben, sieht man fast kein Auge tränenleer. Aber keiner sagt etwas zum anderen, keiner gibt einen Befehl, alles geschieht lautlos, jeder verrichtet stumm seine Arbeit ...

Die belagerte Landwehr.

N..., den 2.? September 1914.

In der letzten Woche bin ich mehrfach per Dienstauto in der Gegend hier um N. herumgekommen. Es gibt viele Dörfer und kleine Städtchen, die interessante Bauten und malerische Straßen haben. Lebhaft habe ich daher bedauert, daß ich doch zu vorsichtig gewesen bin und meine sonst so getreue Begleiterin, die Kamera, daheimgelassen habe. Leider war das

Wetter bis einschließlich gestern ganz schlecht, fast fortgesetzt Regen, so daß ich ständig mit schweren Sorgen an unsere armen kämpfenden Truppen im Felde denken mußte. Die Breusch führt denn auch infolge der starken Niederschläge gewaltige Wassermassen mit großer Geschwindigkeit zu Tal und an vielen Stellen sind die tiefgelegenen Wiesen vollständig überschwemmt. Heute war das Wetter etwas freundlicher, so daß ich mich entschloß, nicht mit der Drahtseilbahn von unserer Feste herunterzufahren, sondern auf Schusters Rappen abwärts zu steigen. Es wurde mir aber nicht leicht gemacht, diese Absicht auszuführen, denn ich entdeckte plötzlich, daß unser Hauptausfalltor regelrecht von einer starken „Truppe“ belagert wurde. Wenn es auch unserem wachsamem Posten gelungen war, die Belagerer vom Eindringen in die Feste abzuhalten, so schien doch der erste Angriff einigen Erfolg bereits gehabt zu haben, denn ich sah, daß verschiedene unserer braven, meist bärtigen Landwehrlente sich schon gefangengegeben, ja sogar den „unwiderstehlichen“ Angreifern buchstäblich in die Arme geworfen hatten. Es ist wirklich rührend, wie die Frauen und Mädchen, alt und jung, besonders des Sonntags hierher gepilgert kommen, um ihre Männer, Brüder und Väter zu sehen und mehr oder weniger wohlgefüllte Pakete abzuliefern. Meistens kommen sie wohl aus der engeren Heimat, denn die große bekannte „Elsaß-Schleife“ war besonders zahlreich vertreten. Aber ich weiß, daß viele, namentlich bessergestellte Frauen auch weitere Reisen nicht scheuen, aber auch oft recht unüberlegt, ohne genau zu wissen, wo ihr Mann steht, aufs Geratewohl losreisen, weil sie die Angst um den Mann nicht daheim läßt. So

war in letzter Woche in unserem, jetzt besonders stark von den „männersuchenden“ Frauen frequentierten Hotel sogar ein Dame aus Zürich abgestiegen, die trotz möglichster Unterstützung hier ihren Zweck nicht erreichen konnte, und dann weiter an die Grenze nach Saales gefahren ist. Ob dort ihre Aufopferung und Ausdauer belohnt worden ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Als ich mich dann heute vormittag glücklich durch die langhaarige Zernierungstruppe, die von Sachverständigen auf 140—150 geschätzt wurde, hindurchgearbeitet hatte, um nach meinem Hotel zu gelangen, war bereits eine von den wenigen, die verständig genug gewesen waren, ihre Männer vorher schriftlich von dem beabsichtigten Überfall zu benachrichtigen, mit ihrem „Gefangenen“ dort eingetroffen. Ich kam gerade dazu, wie sie in unserem Gastzimmer den Inhalt eines umfangreichen Korbes auspackte und ihrem strammen Landwehrmann im reinsten Elsässer Ditsch den Zweck und Gebrauch einer selbstgestrickten, handfesten, wollenen Leibbinde mit den Worten: „Da schlupfst dann so nei“ unter erläuternden Gebärden auseinandersetzte. Begreiflicherweise schmunzelte der glückliche Gatte und Landwehroffizier beim Anblick all der Herrlichkeiten nicht wenig, und ich mußte unwillkürlich denken, wenn doch nur von Zeit zu Zeit einmal einen jeden von unseren braven Leuten, die dicht vor dem Feinde liegen, so unmittelbar die Liebe erreichen könnte, sie würden gewiß all die fast übermenschlichen Strapazen und Entbehrungen, auch Verwundungen und selbst den Tod noch leichter ertragen.

Auf dem Marsch.

Sonntag morgen! Wir sitzen in einem großen Obstgarten. Der Bauer ist fort, alle seine Räume sind mit der 4. Kompagnie belegt, über 200 Mann. In einem kleinen Zimmer (zwei Türen) 14 Mann. Den Betrieb müßtet ihr mal sehen; aber es geht alles. Wenn man sechs Nächte in der Bahn gefessen und schwere Märsche hinter sich hat, freut man sich, einmal seine Glieder strecken zu können, schläft eine Stunde oder länger, bis man vor Schmerzen aufwacht. Dann dreht man sich auf die andere Seite und schläft wieder ein Stündchen. Freitag früh begann unser Marsch; 12 km von L. ging es los, aber nicht nach N., sondern Richtung B. Marsch 19¹/₂ km. Der Rucksack wird da doch furchtbar schwer. Vor L. wurde haltgemacht und abgekocht. Hier kam unsere Kompagnie ins Gerichtsgebäude, 160 Mann in einen Saal. Als wir es uns dort bequem machen wollten, kamen fast immer zwei Mann aufeinander. Zum Glück kam ich dann mit drei Kameraden in ein Privathaus zu einer netten Familie. Auf dem Boden konnten wir auf Strohsäcken unsere Glieder strecken. Leider bin ich vor Kälte immer wieder aufgewacht. Der erste Marsch war sehr unangenehm. Sturm schräg links von vorn und Staub, so daß man kein Auge aufmachen konnte. Jeder von uns sah im Gesicht aus wie ein Schornsteinfeger. Die Zoppen waren grau, nun konnte man uns für Feldgraue halten. Trotzdem wurde beim Einmarsch in die Stadt doch tüchtig gesungen. L. hat eine Riesenkirche, mit dem Turm zu Köln und Aachen die schönste.

Am nächsten Tage wieder marschiert. Der Morgen war

sehr schön, es hatte in der Nacht geregnet. Gestern wurde mir der Marsch blutsauer, 20 km; dann kochten wir ab, als wir dabei waren, kam Sturm und Regen. Aber unser Essen ist immer großartig, denn im ersten Zug ist ein Koch, und dann kommt immer eine Unmenge Fleisch hinein. Freitag gab es Reissuppe, gestern Kartoffeln in Brühe und wieder für jeden ein Stück Fleisch. Ich hatte mein Geschirr fast voll von Brühe, und habe mich daran gelabt, wie selten im Leben. Nachher war jeder wie neugeboren; denn man muß immer erst 3—4 Stunden frieren, ehe alles fertig ist. Wir machten noch 5 km und kamen im Finstern kurz vor 8 $\frac{1}{2}$ Uhr in unser Quartier. Heute — Sonntag — ist Ruhetag, damit vor allen Dingen die Füße wieder ins Lot kommen. Früh $\frac{1}{2}$ 6 Uhr ging's schon hinaus, Stiefel, Sachen, Gewehre!! Das Feuer bei meinen fünf besten Freunden brennt schon fünf Stunden. Wir haben alles mögliche gekocht, Kaffee, Tee und anderes mehr. Jetzt $\frac{1}{2}$ 3 Uhr nachmittags wird Wäsche gewaschen. Beim Donner der Kanonen. Wo die Schlacht eben schon wieder tobt, weiß man nicht; denn vom Gang des Krieges erfährt man nun leider fast gar nichts. Gestern kam ein Auto durch unsere Marschkolonnen gesaust und warf Zeitungen aus. Man teilte uns mit, daß es günstig steht. Eben hellt es sich auf, und die Sonne scheint, so daß ich nachher noch einmal in die Stadt gehen werde. Leider ist es immer sehr schwer, etwas zu bekommen, da kein Ort auf unser Eintreffen vorbereitet ist. Denn wir kommen immer gleich in Stärke von drei Bataillonen. Wenn ich in ein Lokal kam, war das Bier immer schon alle. Heute wird es mit wieder so gehen, aber es schadet nichts, ich trinke dann eine Kanne Kaffee,

wenn ich sie bekommen kann. Jetzt zerkleinert ein Kamerad mit einer Flasche Kaffeebohnen auf einem Brett; wir wollen schnell noch einmal Kaffee kochen. Eine Frau mit vier Kindern kommt eben, Flamländerin. Kameraden, die Plattdeutsch können, unterhalten sich mit ihnen. Das Wetter wird immer schöner, hoffentlich haben wir morgen keinen Regen, denn bis B. sind noch 60 km; das werden wir in zwei Tagen wohl gar nicht schaffen. Na, meine Stiefel kommen heute auf den Bagagewagen, und ich gehe in Schnürschuhen; dadurch wird auch mein Rucksack leichter. Ich hoffe, daß es gehen wird, ohne schlapp zu werden. Nun Schluß. Hoffentlich bekommen wir in zwei bis drei Tagen Postfächer. Auf Wiedersehen!

Der Normaltag des Automobilisten im Felde.

Heute will ich nun endlich einmal Wort halten und Dir mal eine Schilderung eines Normaltages oder einiger Normaltage geben, damit Du Dir ungefähr ein Bild von unserem Leben hier im Felde machen kannst:

Es ist 12 Uhr nachts. Unser Riesenauto knattert durch die Nacht, die Scheinwerfer leuchten weit auf die dunkle Straße hinaus. Ich sitze auf dem Führersitz neben den beiden Chauffeuren, die übrigen sieben Mann sitzen hinten im Wagen, im Dunkeln, denn die Beleuchtung würde das Zielen erleichtern. Die Gegend soll unsicher sein, es sind feindliche Patrouillen gemeldet. Deshalb habe ich in der einen Hand die gespannte achtschüssige Pistole, in der anderen die Karte. Der Chauffeur stiert geradeaus in die Nacht, ich beobachte rechts die

Chaussee und die Karte, der zweite (Hilfs-)Chauffeur beobachtet links und hält den Karabiner zwischen den Knien. Der Wagen knattert mit unheimlicher Geschwindigkeit durch die Nacht. Wir haben bis vor einer halben Stunde die Station Compiègne besetzt, sind von der Etappen-Telegraphendirektion abgelöst worden und eilen nun 50 km vor nach dem Armeeoberkommando. Die Leitung dorthin ist von einem anderen Trupp gebaut worden. Rechts und links in der Chaussee sieht man tote Pferde liegen, die teilweise einen entsetzlichen Gestank verbreiten. Jetzt kommen wir durch ein Dorf, in dem heute nachmittag Gefechte stattgefunden haben, wie wir aus telegraphischen Nachrichten wußten. Da wird es keine Franktireurs und Patrouillen geben, die haben die Nase noch voll. Die Pistole gleitet in die lederne Patronentasche, statt ihrer wird die elektrische Taschenlampe hervorgeholt, und ein vorüberfliegender Wegweiser und dann die Karte beleuchtet, ob wir auch richtig fahren.

Ja, es stimmt, jetzt muß gleich eine Brücke über ein Flüsschen kommen. Hoffentlich ist sie nicht zerstört, denn dann müssen wir riesige Umwege machen, und die eventuelle Nachtruhe ist dahin. In der Ferne erscheinen die brennenden Trümmer eines Dorfes, der ganze Himmel ist rot. Jetzt kommt ein dunkler Strich, es ist das Flüsschen, und da ist auch die Brücke. Zwei wackere Infanteristen stehen als Wache davor. Unser Auto mäßigt das Tempo, dem Posten wird zugerufen: „Oberkommando I.“ Er ruft uns zu: „Vorsichtig fahren!“ und mit einem kurzen Ruck sind wir über die 5 m lange Brücke. Es wird vorsichtig gefahren, denn die brennenden Balken der Häuser liegen bis mitten auf

der Straße, Gewehre, Tornister, Mäntel, tote Pferde, zertrümmerte Wagen liegen auf dem Wege umher, einige Infanteristen, die als Wache zurückblieben, sitzen am Lagerfeuer und braten Hühner, andere zer schlagen die fremden Gewehre, andere schleppen aus irgendeinem Keller Weinflaschen herbei, einer spielt Mundharmonika, die brennenden Giebel knistern dazwischen.

Jetzt geht es langsam, denn eine Granate hat den halben Kirchturm heruntergerissen, und die Ziegel bedecken die Straße. Im Hintergrunde sieht man die weiße Fahne mit dem roten Kreuz — eine Verbandstation, einige Sanitäter tragen Bahren mit Verwundeten vorbei. Und weiter hinaus geht's in die Nacht. Unser Wagen knattert mit 50 km Stundengeschwindigkeit durch die Nacht. Die letzten Posten des Dorfes mit den blinkend aufgepflanzten Bajonetten verschwinden, die Pistole wird fester gefaßt — da, ein Schatten vor uns, der Chauffeur hat ihn auch gesehen, er verlangsamt das Tempo, ein Mann auf der Straße — es ist ein Sanitäter, er winkt, wir fahren ganz langsam, wir sind in einem Hohlweg, vorsichtig fahren. — Da stehen drei Lastautos auf der Straße, total verbrannt, nur an den Trümmern noch erkennbar — ein Überfall — einige Chauffeure stehen noch neben den glimmenden Trümmern, den Karabiner fest in der Hand. — Nun steht unser Auto ganz still. Wir springen vom Wagen; vor uns auf der dunklen Straße leuchten im grellen Scheinwerferlicht dunkle Klumpen: es sind Tote, etwa 30 Mann. Die leuchtenden roten Hosen sagen uns, daß es Franzosen sind. Im ersten Moment sind wir erschüttert von dem Anblick, wie die armen Kerle in den Stellungen, in denen sie von dem tödlichen Geschöß

erreicht wurden, liegen geblieben waren. Auch zwei deutsche Infanteristen liegen im Chausseegraben, wegen der feldgrauen Uniform kaum sichtbar. Dann rufe ich meine sieben Leute aus dem Wagen, die Toten werden aus dem Wege geräumt, einer meiner Leute nimmt einem Franzosen noch sein Gewehr zum Andenken ab, es wird aufgefressen, und weiter geht's in die dunkle Nacht.

Wir nähern uns der Kampflinie, einzelne Kanonen- und Gewehrschüsse hallen durch die Stille, die rechte Straßenseite ist kilometerweit mit Bagage-, Sanitäts- und Munitionskolonnen gefüllt, wir rasen links vorbei, immer zwischen Armeen und Chausseegräben balancierend, doch wir drängeln uns vorwärts, wir müssen zum Armeeeoberkommando. Die Chaussee ist wieder leer, wir jagen im alten Tempo weiter. Eine Chausseekreuzung, ein Wegweiser, ich steige ab, beleuchte ihn mit der Taschenlampe, es stimmt, wir müssen rechts, und über schlechte Feldwege schaukelt der Wagen dem Ziele entgegen. In trübem Lichtschein, es muß (... Ort ...) sein, da erscheinen schon Posten in Mengen, riesige Autoparks, viele Pferde, Wagen, erleuchtete Dachfenster, Offiziere, da, von einer Laterne trübe beleuchtet, die bekannte Fahne. Der Wagen hält. Ich steige aus und gehe in die Station. Ein Duzend Offiziere schreiben, telephonieren, dazwischen mein Hauptmann. Ich melde mich zur Stelle. Er ist gut gelaunt, denn wir haben erfreuliche Nachrichten: „Gut gemacht, mein Lieber“, sagte er, „morgen geht's wieder vorwärts, da müßt ihr wieder ran. Nun geht schlafen. Quartiere müßt ihr euch selber suchen. Und ich bin entlassen. Draußen befehle ich: „Lichter aus! Wagen auf dem freien Platz neben der Kirche! Wachen nicht nötig (da das Oberkommando

durch Infanterie und Maschinengewehre genügend bewacht wird). Nachtlager in dieser Scheune!“ Und jeder nimmt seine Waffen, seinen Mantel und seine irgendwo „gekaufte“ Decke, sucht sich ein wenig Stroh zusammen, genehmigt noch einen Schluck kalten Kaffees aus der Feldflasche und schläft vor Müdigkeit schon bei dieser Beschäftigung ein.

Landsturm.

Seit 8 Tagen bin ich nun hier in ... beim Landsturm. Ich war doch gespannt auf die militärischen Qualitäten, die die Über-Dierzigjährigen entwickeln würden, von deren manchem galt, was Shakespeare seinen Julius Cäsar sagen läßt von „wohlbeleibten Männern“ „mit dicken Bäuchen und die nachts gut schlafen“. Mir sollte bald ein Licht aufgehen! Der erste Morgen kam, an dem ich zum ersten Male seit 15 Jahren wieder vor einem Zuge stand, ein Zug, dessen Mannschaft zum Teil seit 20 Jahren kein Gewehr mehr in der Hand gehabt hatte. Also, wollen mal sehen — „Stillgestanden! Das Gewehr — über!“ Der kurze, rauschende, klappende Ton, den jeder Infanterist von seiner Dienstzeit her kennt, und drin saß das Gewehr in der Schulter, als hätten wir gestern erst die Kompagnieschule beendet. „Achtung — präsentiert das Gewehr!“ — ein Ruck, ein derbes Hineingreifen harter Männerhände in die alte „Anarre“, und ein Präsentiergriff ohnegleichen stand da. Ich bin nicht „weickmäudig“, aber mir ging doch ein eigenartiges Gefühl durch Leib und Seele, als ich in diesen zwei Griffen sah und begriff, was selbst in unseren ältesten Jahrgängen steckt, welche militäri-

schen Qualitäten diese alten Leute noch mitbringen. Wir haben seitdem natürlich noch manches andere schon getrieben, Felddienstübungen haben diese Landsturm-
männer gemacht, daß einem das Herz im Leibe lacht. Unser Hauptmann etwa 60, der von der anderen Kom-
pagnie 65 Jahre, aber alle lebhaft und schnell. Nur wenn Siegesnachrichten kommen, wird der Landsturm
verstimmt: „Da bleibt ja gar nichts für uns mehr
übrig“ — aber nicht in scherzendem Ton, in bitterem
Ernst, fast vorwurfsvoll kommt das heraus. — Man
muß das gesehen haben, wie diese Leute zwischen 40
und 45 über den tiefen Sand des großen Exerzierplatzes
sprungweise vorgehen, muß sie haben exerzieren sehen,
um zu erkennen, daß das Wort von dem „Volk in
Waffen“ plötzlich eine ganz andere, viel konkretere und
tieferere Bedeutung für einen gewonnen hat. Wir sind
in der That ein Soldatenvolk, das lehren diese alten Leute
viel eindringlicher und überzeugender noch, als die wun-
dervolle Waffenfreudigkeit unserer Jungmannschaft.
Ein gefangener französischer Offizier soll beim Anblick
der einberufenen Landsturmmänner auf die Antwort,
daß das alles auch noch Soldaten seien, seufzend gesagt
haben: „Pauvre patrie“ — wenn er unsere alten
Leute gar erst beim Exerzieren und im Felddienst sehen
könnte, er würde noch viel sorgenvoller seines Vater-
landes gedenken.

Was der Leipziger Landsturm alles zu tun hat —
und was er sonst noch tut.

Die eine der Leipziger Landsturmkompanien wurde
mit dem Bataillon zusammen am 27. August d. J.

per Bahn über Sangerhausen, Coblenz, Trier, Luxemburg, L. nach B. in Belgien befördert. Von dort trat sie ihren ersten Fußmarsch, etwa 25 km, an, nach St. C. Nach einem Aufenthalt von drei Tagen marschierte die Kompagnie über E., M., S. nach Br., wo sie einige Tage verblieb. Dann wurde sie geteilt. Ein Zug verblieb in Br. unter der Führung des Leutnants S., während der Rest der Kompagnie unter Führung des Hauptmanns H. nach U. verlegt wurde. Hier liegt die Kompagnie nun bereits 8 Tage im Quartier. Hauptmann H. ist sonst seines Zeichens Teilhaber und kaufmännischer Leiter einer Flachsgarnspinnerei im Vogtlande und einer Weberei in Böhmen. Leutnant S. ist Ingenieur beim Tiefbauamt der Stadt Leipzig, ein Offiziersstellvertreter N. ist Direktor einer großen Braunkohlengrube, Offiziersstellvertreter R. ist im Konsulatsdienst, der vortreffliche Feldwebel M. ist Gefängnisbeamter beim Landgericht Leipzig, der Bizfeldwebel Postassistent. Unter den Unteroffizieren finden wir einen Rechnungsrat beim Reichsgericht, sowie einen richtiggehenden „Leipziger Sänger“. Unter der Kompagnie sind so ziemlich alle Berufe vertreten: Lehrer, Kaufleute, Ratsbeamte, Sattler, Schneider, Schuhmacher und andere Gewerbe. Sehr angenehm für die Kompagnie ist die Zuteilung eines Barbiers und Haarkünstlers, eines Kochs und eines Schlächters und Bäckers. Die Kompagnie ist dadurch in die glückliche Lage versetzt, für alle ihre Bedürfnisse gelernte und geübte Professionisten zu haben, so daß auch den außergewöhnlichsten Anforderungen entsprochen werden kann. Es ist natürlich, daß die ersten Märsche für die Leute sehr anstrengend waren. Der Mangel der Gewohn-

heit, das vielleicht nicht immer gut sitzende Schuhzeug, die enorme Hitze im August, die Staubplage, vermehrt durch die vorüberfahrenden Kraftwagen, die ganze Wolken von dichtem Staub aufwirbeln und hinter sich lassen, die ungewohnte Nachtruhe, zum Teil in Kleidern, in Scheunen, auf Stroh und Heu, alles das stellte in der ersten Zeit ungewöhnliche Anforderungen an die körperlichen Kräfte und an die Opferwilligkeit und Entschagungsfreudigkeit der Landsturmmänner. Aber sie haben sich mit der Zeit geradezu glänzend eingerichtet. Der Dienst besteht in der Hauptsache aus Wacht- und Patrouillendienst, aus Exerzier- und Geländeübungen, Appells mit Gewehren und Ausrüstungsstücken, Streifen in die Umgebung der Orte, aus Sicherung der Bahnen und Telegraphenlinien und aus den vielen Fahrten und Märschen, welche durch Bedeckung von Transporten Verwundeter und Gefangener, aus der Heranschaffung von Lebensmitteln und dem Dienst für die Etappenkommandantur hervorgehen.

Folgen wir mal dem Tageslauf der Kompagnie. Um 5 Uhr bläst der Sänger aus Leipzig die Reveille: Habt ihr denn noch nicht genug geschlafen? worauf wohl jeder Landsturmmann im stillen antworten wird: Nein, es könnte ruhig noch ein Stündchen länger sein. Aber es hilft nichts. Die Morgenwäsche wird vorgenommen, teils im Hausflur, teils draußen vor den Türen. Die Leute liegen — wie man sagt — in Bürgerquartieren, teils bei Einwohnern, welche den Ort nicht verlassen haben, teils in unbewohnten Häusern, deren Besitzer oder Mieter geflohen sind. Es wird quartier- bzw. korporalschaftsweise gekocht. Bald steht denn auch eine umfangreiche Menge Kaffee auf dem Tisch, in den

seltfamsten Gefäßen, in Kannen und Töpfen, Kesseln und Schüsseln. Zu den etlichen „Schälchen Heeßen“ wird das Kommißbrot mit Fett oder Honig gegessen. Das Fett stammt von den selbstgeschlachteten Schweinen, der Honig aus Bienenkörben, die einige beherzte Leute, allerdings in der nötigen Umhüllung, ausgeleert haben. Es ist prachtvoller Wabenhonig. Überhaupt — an kleinen Extratöpfchen mit Fett, Schmalz, mit Weißkäse, Sülze und ähnlichen Zutaten ist wohl in keinem Quartier Mangel. Unsere Landstürmer haben das Kochen, das Auslassen und Konservieren brav gelernt.

Um 8 Uhr tritt die Kompagnie in der Regel an. Dann geht es auf die Anhöhen in der Umgebung des Ortes, wo eine Gefechts- oder Belehrungsübung stattfindet, wo auch mal ein Schützengraben ausgehoben, Anschlag und Zielen geübt wird. Die um den Ort herum vor sich gegangenen Kämpfe der deutschen und französischen Truppen bieten mannigfache Gelegenheit zu belehrenden Ausführungen und zu einem Anschauungsunterricht, wie er im Frieden nie geboten werden kann. Nach Rückkehr wird noch beim Einrücken in den Ort ein kleiner Parademarsch gemacht, und dann geht es zur Reinigung der Sachen und Gewehre in die Quartiere. Ein Teil der Kompagnie ist jedoch auf Wache gezogen. Sie stellt an allen Straßenausgängen je einen Doppelposten aus, schickt außerdem noch Patrouillen um das Dorf und durch die Straßen und Höfe. Wenn ein Angriff feindlicher Kräfte aus der fechtenden französischen Armee auch wohl ausgeschlossen ist, so können doch versprengte, zurückgebliebene Trupps, waghalsige feindliche Kavallerietrupps, die sich durchgeschlagen haben, oder Freischärler einer Etappe erheblichen Schaden zufügen. Im

Jahre 1870 wurde nicht weit von hier eine Etappe völlig aufgerieben. So bleibt der Wachtdienst immer der wichtigste Zweig der Tätigkeit des Landsturms. Die Kompagnie hat aber am Vormittage noch allerlei Kommandierte zu stellen. Da ist ein Wagen mit Weizen nach einer Mühle zu geleiten, das Mahlen dort zu beaufsichtigen, das Mehl zurückzuleiten. Da muß 18 km entfernt Brot oder Tee usw. empfangen werden, die Post ist zu holen, eine Meldung an das Bataillonskommando zu schicken, zu einem abgezweigten Zug in einem benachbarten Ort ist Proviant zu fahren, kurz, ein großer Teil der Leute verkrümelt sich durch allerlei Kommandos. Von 11 Uhr ab wird gekocht. Frisches Fleisch wird täglich in nicht zu kleinen Mengen empfangen. Die Kompagnie hat ja einen Schlächter in ihren Reihen. Da geht denn ein Kommando von einem Unteroffizier und 6 Mann auf die benachbarten Felder und Weiden hinaus, begleitet von den beiden Kompagniehunden, Hallax, der sich der Kompagnie bereits in Leipzig angeschlossen hat, und..., der von dem Leipziger Säger an Kindes Statt angenommen ist! Dieser Hund entwickelt bei diesen Viehkommandos geradezu unbezahlbare Eigenschaften. Wird eine kleine Herde Hammel getrieben, und einer dieser braven Moutons will seinem Schicksal entfliehen, so sitzt ihm der Hund sehr bald in den Beinen und treibt ihn in Reih und Glied, oder er faßt den entfliehenden Hammel so fest in der Wolle, daß er ganz artig stille halten muß, bis er mit mehr oder weniger sanfter Landsturmüberredung wieder einschwenkt und tritt. Neulich wurde... sogar zum Lebensretter. Die Kompagnie hatte es mit einem gefährlichen Gegner zu tun: eine ganz widerspen-

stige Kalbe stieß und wehrte sich, als sie zur Schlachtbank sollte. Dabei hatte die Kompagnie den ersten Verwundeten, denn ein Mann verlor durch einen Stoß unter das Kinn drei Zähne, und wenn ... nicht dazwischengefahren und die wütende Kalbe zur Käson gebracht hätte, so konnte die Sache sogar einen bösen Ausgang nehmen. Dieser Verwundete genießt seitdem die sorgfältigste Pflege des „Oberstabsarztes“, des Sanitätsunteroffiziers, dessen Haupttätigkeit bisher allerdings in der Verabreichung von Choleratropfen und Baldrian bestand, weil der Erfolg des genossenen Obstes, das Durcheinander der in oft allzu großen Mengen genossenen Speisen bei vielen einen einfach „durchschlagenden“ Erfolg hatte. Das Fleisch, in tadelloser Güte, wird mit Reis, Kartoffeln, Gemüse gekocht, von Kunstverständigen auch mal gebraten oder geschmort, zu Beefsteaks verarbeitet, in Hackfleisch, falschen Hasenbraten umgewandelt, kurz in den verschiedenartigsten schmackhaften Arten zubereitet.

Nach dem Essen herrscht auf den sonst stets belebten Dorfstraßen Stille. Da gibt es wohl wenige, die nicht so viel Zeit fänden, um ein paar Augen voll Schlaf zu nehmen. Aber lange dauert die Freude nicht, denn es gibt täglich allerlei Arbeit. Ein kleines Kommando holt von einer benachbarten Anhöhe die schönen glatten Messinghülsen abgeschossener französischer Schrapnells. Sie sind in einer Artilleriestellung gelegentlich einer Geländeübung entdeckt worden und müssen als wertvolle Kriegsbeute gesammelt und nach der Heimat geschafft werden. Durch die Etappenkommandantur hat der Bürgermeister inzwischen einen Bauern mit der hier üblichen hohen zweirädrigen Pferdekarre gestellt. Die Hülsen

werden nach dem Platz vor der Wache gefahren, damit sie unter der Aufsicht des Postens sind, aber es sind so viele davon, daß der Bauer viermal fahren muß, und immer begleitet ihn das kleine Aufsichtskommando. Außer den leeren Kartuschen wurden aber auch drei noch geladene Granaten gefunden, entweder Versager oder in der Eile vergessene. Die dürfen nicht angerührt werden, da dies mit Lebensgefahr verbunden ist. Viel mehr wird davon eine vorgesezte Stelle benachrichtigt, die Feuerwerkmansschaften entsendet und die Granaten ebenso wie sogenannte Blindgänger, d. h. nicht krepierete Granaten, entladet oder sprengt. Ein anderes Kommando trägt große Massen von Heu und ungedroschenem Weizen in die beiden großen schönen und hellen Schulsäle. Es werden viele Verwundete erwartet, und so muß beste Vorsorge für sie getroffen werden. Warum ungedroschener Weizen über die dicke Heuunterlage gebreitet wird? Nun, weil es fast gar kein Stroh gibt und die Leute den schönen Weizen noch nicht ausgedroschen haben. Aber darauf kann keine Rücksicht genommen werden. Aus allen verlassenen Häusern werden nun die Matrazen und Betten, Kissen, Bettwäsche, wollene Decken zusammengetragen, über die Weizenstreu gebreitet, und so ist ein kleines sauberes Lazarett entstanden. Sogar einige reine gute Hemden sind aufgetrieben worden und liegen bereit, um Verwundeten zugute zu kommen. Für Gefangene sind große Scheu- nentennen zu säubern, gegen Entweichen durch Verstellen und Zunageln der hinteren oder seitlichen Türen zu sichern. Häuser sind zu reinigen und aufzuräumen, um Quartiere für durchziehende Leute zu schaffen. Lastwagen sind vor der Wache zu einer Wagenburg zusam-

menzufahren, um sie bei Abtransport von Verwundeten und Kranken zur Hand zu haben und gegen Fortnahme durch fouragierende Truppen zu sichern. Unser Landsturm ist also nicht nur Soldat, nicht nur Polizei, er ist auch Keinemachefrau, Dekorateur, Kollkutscher, Fahrer, Begleiter, ein Mädchen für alles, ohne Kündigung — bis der Friede ihm die Stellung kündigt.

Und nun erschalle laut das Lob der 2. Kompagnie Leipzig I. Eine solche Willigkeit, eine solche unverdrossene Freudigkeit, auch die weniger angenehmen Arbeiten zu verrichten, ein solcher Ehrgeiz, es anderen vor auszutun, verdient die höchste Anerkennung. Schon wie die Kompagnie ihre Quartiere bald nach dem Besetzen reinigt, von allem überflüssigen Papier und Plunder befreit, den Schutt zusammenkehrt, verbrennt, vergräbt, das zeugte von einer anerzogenen Ordnung und Sauberkeit, die wohltuend wirkt. Die vielen, vielen verschiedenen Arbeiten und Dienste, zu denen die Landsturmkompagnie herangezogen werden muß, lassen sich unmöglich alle aufzählen. Es gibt fast nichts, was sie nicht tun müßte, und sei es Kinder wiegen und Tee für alte Kranke Leute kochen. Aber alles und jedes wird mit der größten Freudigkeit ausgeführt. Wenn dann das Abendessen verzehrt ist, zu dem der Koch der Korporalschaft zuweilen eine Überraschung in Form von Speckkartoffeln, Salat, Sülze, Klößen oder dergleichen bereitet hat, wird eine Partie Schafkopf — auch doppelt — gedroschen, und dann geht's so sachte in die Klappe, während der Sänger erst das Locken um $\frac{3}{4}9$ und dann um 9 Uhr den Zapfenstreich bläst. Dabei wechselt er zwischen dem preußischen und dem hübschen sächsischen Signal ab, den einen Tag dies, den anderen

jenes. Wenn ihr zu Hause in Leipzig das Signal hört, dann werdet ihr euch immer erinnern an euren Gatten, Vater, Bruder und Freund, der ebenfalls treu die Wacht hält draußen in Frankreich.

Ein Buch könnte man schreiben über diese ganz ungewöhnliche Kompagnie aus Leipzig. Haben sie da irgendwo bunte Lampions aufgegabelt, vermutlich in der Schule beim Lehrer, der sie zu Kinderfesten verwendet hat — schon ist die italienische Nacht fertig! Da Truppen aus benachbarten Orten ab und zu dem Dorfe einen Besuch abstatten und dabei ein Schwein oder ein Kalb mitgehen heißen, so hat die Kompagnie sich einen kleinen Viehstall angelegt. Da werden drei Rinder, zwei fette Schweine, eine Anzahl Hammel gefüttert und getränkt und liebevoll behandelt, bis sie eines Tages auch in den Kesseln und Töpfen verschwinden. Schnittfrei liefert der Fleischer die Haut ab, die dann, etwas eingesalzen, an eine Sammelstelle gebracht wird. Auch das ist eine Anordnung der Etappenleitung, die verständlich wird, wenn man bedenkt, daß viele Tausende und aber Tausende von Rindern, Kälbern und Schafen geschlachtet werden. Eine besondere Persönlichkeit ist der umfangreiche Koch der Kompagnie. Er war Schiffskoch, hat vieler Herren Länder bereist, auch auf der Leipziger Messe schon Kostbratwürstel verkauft. Er kocht für die Offiziere und für alle, die keine eigene Küche führen, für Kommandierte und Kranke usw. Täglich muß er einen Riesenkessel mit Fleisch und Reis und Kartoffeln zusetzen und bereithalten für Verwundete und durchziehende Truppenteile. Wird er mal nicht verbraucht, dann wird er abends an die Kompagnie verteilt. Der Koch ist unermülich in der Erfindung neuer Ge-

richte und Zusammenstellungen. Der Schneider flickt und näht, sogar auf der Maschine, die irgendwo immer gefunden wird, er füttert Beinkleider mit den Fellen von Kaninchen ab, macht Umhänge und Unterjacken und wird von allen Seiten um seine Kunst bebettelt. Unübertrefflich sind die Landstürmer in der Auffindung von Vorräten allerart in den verlassenen Häusern. Entdeckten sie doch neulich für 10000 Mark allerbesten Leders, nahmen sich davon einen Posten auf den Wagen, um Schuhe und Lederzeug damit zu flicken, während das andere der Inspektion zur Abholung angemeldet wurde. Ein verlassener Schneiderladen wurde aufgefunden, da gab es Stoffe allerart, aus denen sich viel Nützliches machen läßt, Knöpfe und Haken, Zwirn und Nadeln, Petroleum, Benzin, Benzol, Lichte, Wäsche, Säcke, Roggen und Weizen, Mehl und Eingemachtes, alles finden diese Männer. Nur mit der Suche nach Wein haben sie sowenig Glück wie andere. Den haben die Herrschaften, die vor uns hier waren, Franzosen und Deutsche, längst bis auf den letzten Tropfen gefunden und ausgetrunken. Ab und zu findet sich noch eine verlassene Flasche Pflaumenschnaps oder dergleichen. Neulich fanden einige Leute eine rote Flüssigkeit, die nicht übel schmeckte und für eine Art Likör gehalten wurde. Leider stellte sich heraus, daß es eine Art Abführungsschnaps war und der „Oberstabsarzt“ hatte wieder alle Hände voll zu tun, um die Folgen abzuwenden. Einen Franzosen haben sie übrigens auch bereits gefangengenommen, leider keinen lebendigen, sondern jenes höchst zweckmäßige Werkzeug, welches unter dem Namen „Franzose“ allgemein bekannt ist und wohl auch Schraubenklemme genannt wird. Die einzige

Flasche Sekt, die die Kompagnie besitzt, und die nur getrunken werden darf, wenn ein Franzose gefangen genommen wird, durfte in diesem Falle nicht geöffnet werden. Auch der Geburtstag des Herrn Hauptmanns, der neulich begangen wurde, war etwa kein Anlaß, diese einzige Flasche zu leeren. Übrigens war der Geburtstag — am Sonntag — wirklich hübsch arrangiert. Früh gab es unter Leitung des Leipziger Sängers, der uns auch ab und zu durch den geschulten und stimmungs-vollen Vortrag eines Liedes erfreut, ein Morgenständchen. Das Zimmer des Hauptmanns war ein wahrer Blumenhain und auf der Mittagstafel im „Offizierkasino“, welches gleichzeitig Schreibstube der Kompagnie ist, und auch mal in dem großen Himmelbett in der Ecke einen Kranken beherbergt, standen prächtige Sträuße. An diesem Sonntag war auch Kirchgang. Der Pfarrer hatte die Kirche bereitwillig zur Verfügung gestellt. Erst wurde das Lied „Lobe den Herren“ gesungen, dann sprach ein Unteroffizier einige einfache kernige Worte, worauf mit dem Gesange von „Nun danket alle Gott“ und dem Vaterunser der Gottesdienst beschlossen wurde. Der französische Pfarrer sprach sich nachher dahin aus, daß der volle gute Gesang auf ihn einen großen Eindruck gemacht habe.

Unseren Landsturmännern geht es also gut, und sie tun ihre nicht immer ganz leichte Pflicht mit Eifer und Freudigkeit. Vielleicht nächstens mal mehr davon. Alle senden nach der Heimat herzliche Grüße!...

Mütter.

Ein Brief einer deutschen Mutter an eine französische.

Gnädige Frau!

Eine Mutter, die wie Sie ihren Sohn zur Verteidigung seines Vaterlandes in den Krieg ziehen sah, eine deutsche Mutter, möchte Ihnen einige Worte schreiben.

Freitag, den 28. August, kam hier ein großer Transport verwundeter Soldaten an, unter denen Ihr Sohn, Herr Lucien Paul, sich befand. Er hatte eine schwere Verletzung am Kopfe. Man trug ihn mit großer Sorgfalt ins Krankenhaus der Schwestern des heiligen Vincent von Paul, wo er mit großer Fürsorge verpflegt wurde. Einer unserer Chorherren, Prälat Monsignore Hilpisch, der die Verwundeten besuchte, war von den Schwestern benachrichtigt worden, daß Herr Paul die Beichte abzulegen wünschte. Monsignore fand ihn, wie er mir sagte, sehr schwach. Ihr lieber Sohn sprach mit Mühe und sagte daher zu Monsignore: Wollen Sie mich, bitte, befragen. Er erhielt die Absolution. Da für den Augenblick keine direkte Gefahr vorzuliegen schien, wollte Herr Monsignore die heilige Kommunion und die letzte Ölung am nächsten Tage geben, um Ihren Sohn nicht zu sehr zu ermüden. In der Nacht aber um 3 Uhr trat ein Krampf ein, dem Ihr Sohn um $\frac{1}{2}$ 5 Uhr erlag, ohne wieder zur Besinnung zu kommen. Offenbar war das Gehirn schwer verletzt worden.

Sie können versichert sein, gnädige Frau, daß Ihr lieber Sohn mit der größten Sorgfalt verpflegt worden ist und daß man nichts vernachlässigt hat, um sein

junges Leben zu retten. Das wird Sie ein wenig trösten, Sie und Ihren Gatten in Ihrem großen Schmerze. Der Gedanke, daß ein Priester ihm in den letzten Stunden beigestanden hat und daß sein Tod ein heiliger gewesen ist, wird Ihnen helfen, Ihr Haupt unter die Hand des höchsten Herrn über Leben und Tod zu beugen. Ihr Sohn ist als Held für sein Vaterland gestorben und schläft jetzt zwar in fremdem, aber gesegnetem Boden, wo er die Auferstehung erwartet und wo er die Seinen, die jetzt seinen Verlust beweinen, wiedersehen wird, um sie nicht mehr zu verlassen.

Seine Bestattung fand am Dienstag, den 1. September, statt, beim Geläute der Glocken der Kathedrale. Er erhielt alle militärischen Ehren. Unsere zwei Kriegervereine mit ihren Fahnen, die von schwarzem Flor bedeckt waren, bildeten das Ehrengeläute. Ein blauer Himmel glänzte über dem offenen Grabe, als die drei Ehrensalven abgegeben wurden. Möge er in Frieden ruhen!

Ich erlaube mir, Ihnen einliegend einige Zweige von dem Lorbeerkrantz zu schicken, den die Kriegervereine auf dem Grabe niedergelegt haben, sowie einige Ausschnitte aus der hiesigen Zeitung. Sie werden darin sehen, wie sehr man Ihren lieben Sohn geehrt hat, als man ihn in seine letzte Wohnung brachte. Er ruht im neuen Kirchhof unserer Stadt. Sein Grab trägt die Nummer 1.

Gnädige Frau, man hat mir gesagt, daß der so schwer verwundete junge Franzose vor allem seine Mutter wiederzusehen wünschte. Das ist mir so sehr zu Herzen gegangen, daß ich beschloß, seiner armen Mutter sofort zu schreiben und ihr alles, was ich über den jungen

Soldaten erfahren konnte, mitzuteilen. Denn auch ich, gnädige Frau, habe einen einzigen Sohn, der voller Enthusiasmus dem Rufe seines Kaisers gefolgt ist, und seit dem 22. August fehlt uns jede Nachricht von ihm.

Dieser Brief soll Sie ein wenig in Ihrem großen Schmerze trösten, Sie und Ihre ganze Familie über den großen Verlust Ihres teuren Sohnes, der sein junges Leben für sein Vaterland geopfert hat.

Genehmigen Sie, gnädige Frau, die Versicherung der aufrichtigsten Teilnahme einer Mutter, die innig mit Ihnen empfindet.

Berliner Mädel.

(Brief einer siebenjährigen Berlinerin an den Schriftsteller Paul Oskar Höcker.)

Lieber Herr Hauptmann!

Ich danke ihnen herzlich zu den schönen Briefen die sie drucken lassen haben. Wir wissen dann immer ob mein Onkel Hermann dabei war. Er ist Pfiezfeldweber sie sind sein Hauptmann. Ich bitte sie das sie aufpassen das ihn keine Granate trifft. Wenn sie mir diese Freude bereiten wollen dann lege ich ihnen eine Tafel Schokolade zu dem Brief. Wenn ein Banbeamter die Tafel aufisst dann müssen sie ihn ernstlich bestrafen. Ich bin 7 Jahre alt und wohne ... Ich freue mich das sie heil aus dem Herenkessel raus gekommen sind. Wenn sie eine kleine Tochter haben dann grüßen sie sie bitte von Gisela und können ihr erzählen das ich einen langen Brief an sie geschrieben. Sie können wenn sie wollen ihre Frau auch grüßen. Schießen sie mann noch viele böse Franzosen Tot.

Ich Gratuliere ihnen zum Eisernenkreuz das sie bekommen haben und Onkel Hermann hat es an Tante Fridel geschrieben. Grüßen sie meinen Onkel jetzt stricke ich für in einen Schaal und ich bitte den lieben Gott das sie nicht Tot geschossen werden dann können sie ja gar keine schönen Briefe schreiben und wir können dann die schönen Briefe nicht mehr lesen. Es Grüßt die Treue Gisela S.

Die Schokolade ist von Ruhts Geburtsag und Ernst Günther hat zwei Gedichte gemacht vom Krieg Onkel Hermann hat sie.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig=Neudruck

Deutschland zur See

Ein Buch von der deutschen Kriegsflotte

Von

Graf Ernst zu Reventlow

Mit 48 meist ganzseitigen Abbildungen im Text und 4 Farbenbildern
Gebunden 6 Mark

Das Reichsmarineamt bestellte 700 Exemplare dieses Buches

Urteile: Es fesselt das Interesse des Lesers und gibt gemeinverständlich und unter Hervorhebung alles für weitere Kreise Wissenswertes einen klaren Begriff von der Bedeutung der Seemacht für die Geltung und für die Wohlfahrt des Reiches... (Deutsch. Reichsanzeig.)

In überaus lebendiger Form wird die Geschichte der deutschen Flotte, ihre Entstehung, Gliederung und Bedeutung von einem berufenen Kenner dieses Gebietes anschaulich gemacht. (Leipzig. Illustr. Stg.)

Wir begrüßen das Buch als eine höchst schätzenswerte Bereicherung des Materials, das der Ausbreitung der Seekenntnisse in unserem Volke gewidmet ist. (Marine-Rundschau.)

Seehelden und Seeschlachten

in neuerer und neuester Zeit

Geschildert von

Korvetten-Kapitän a. D. von Holleben

Mit 60 Abbildungen. Dritte Auflage

Geheftet Mark 5.50, gebunden Mark 6.50

Urteile: Das hervorragend hübsch ausgestattete Werk ist geeignet, die Begeisterung für die See und im besonderen für Seehelden bei alt und jung wachzurufen oder zu steigern. (Die Flotte.)

Über diese Stoffe sind schon viele Jugendbücher geschrieben; sie sind aber auch danach. Vorliegendes ist das einzig empfehlenswerte, denn es stammt aus der Feder eines gediegenen Fachmannes. Alles in allem: ein Werk von seltener Güte und ebenso interessantem Stoffe. (Berliner Tageblatt.)

Verlag von Otto Spamer in Leipzig-Neuditz

Tobias Käferbeins seemännische Laufbahn

Eine vergnügliche Geschichte

von

Fritz Brehmer

Mit Bildern von B. D. Stolz * Preis gebunden 4 Mark
Ein prächtiges Buch für jung und alt, gerade jetzt, wo aller Augen auf unsere Kriegsflotte gerichtet sind! Die kernige Frische und der unverwüßliche Humor unserer blauen Jungen weht uns aus dieser wirklich „vergnüglichen“ Geschichte entgegen, nicht minder aber auch die treue Kameradschaft und das eiserne Pflichtgefühl, die Offiziere und Mannschaften in gleicher Weise beseelen. Der Verfasser ist früherer Marineoffizier; nur ein solcher konnte ein derartiges Buch schreiben.

Valentin Upp der Legionär

Nach Berichten eines alten Afrikaners

von

Max Geißler

Bilder von Th. Kocholl * Einbandzeichnung von B. D. Stolz
Preis gebunden 3 Mark

Der Deutsche Schutzverband gegen die Fremdenlegion urteilt über das Buch: Valentin Upp der Legionär, von Max Geißler, ist ein Buch von eigenartigem Reiz, aus dem eine starke, tief empfindende Dichterseele spricht, die sich nicht begnügt, Abenteuer, Gefahren und die grenzenlosen Härten des Legionärlebens zu schildern und auszumalen, wie Hunderte es vordem taten, sondern darüber hinweg den Leser mit dem prachtvoll gezeichneten Helden empfinden läßt, daß die Heimat und das Vaterland Rechte an ihre Söhne haben und daß — wäre auch die Fremdenlegion ein Paradies auf Erden — doch die Schmach, als Deutscher unter Frankreichs Banner zu kämpfen, einen Deutschen zu Boden drücken muß. Durch die schlichte und doch wieder so reiche Sprache leben wir das Legionärleben mit dem Empfinden des märkischen Bauernjungen mit, bleiben unberührt wie er von den abenteuerlichen Bildern und bewahren von Beginn des Buches bis zum Ende den einen Gedanken: „Wir gehören nicht dorthin.“ Ein Gedanke, den sicherlich auch besonders die gereifere Jugend aus dem Buche in sich aufnehmen wird. Es kann ihr deshalb nur auf das wärmste empfohlen werden.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig-Neudnitz

Der Nationalkrieg gegen Frankreich 1870/71

Von

Oskar Höcker

Neunte Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen nach Zeichnungen
von Richard Knötel u. a.

Preis gebunden Mark 4.50

Der gegenwärtige Weltkrieg hat auch das Interesse neu belebt an den schweren Kämpfen, die vor vier Jahrzehnten unsere Väter gegen den Erbfeind zu bestehen hatten. Und das Studium der damaligen Ereignisse reizt zweifellos vielfach zu Vergleichen mit den heutigen Stimmungen, Zuständen und Geschehnissen. Durch seine volkstümliche Schreibweise und den reichen, anregenden Bilderschemata bei völlig neuer, moderner Ausstattung wird das Höckersche Werk, zumal bei dem wohlfeilen Preise, seinen alten Ruf als wirkliches Volksbuch bewahren.

Friedrich der Große

Die Geschichte seines Lebens, erzählt für Jugend und Volk

Ein vaterländisches Gedenkbuch

von

Gotthold Klee

Zweite Auflage. Mit 102 Abbildungen

Geheftet 6 Mark, gebunden Mark 7.50

Ein Urteil: Ausgerüstet mit umfassenden und gründlichen Quellenkenntnissen, erfüllt von einer edlen Begeisterung für den selten großen Preußenkönig und ausgestattet mit einem feinfühligem Verständnis für die Bedürfnisse der Jugend und des Volkes, gelang dem Verfasser der große Wurf, ein durch anschauliche Einzelzüge belebtes, historisch treues und erschöpfendes Lebensbild von Friedrich II. zu entwerfen. . . Das Buch sollte in keiner gebildeten Familie, vornehmlich aber in keiner Schülerbibliothek fehlen. (Blätter f. d. Schulpraxis.)

Verlag von Otto Spamer in Leipzig-Neudnitz

Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika

Von

Major Maximilian Bayer

Zweite Auflage. Mit 100 Abbildung. u. 1 Karte

Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark

Empfohlen durch mehrere Generalkommandos deutscher Armeekorps

... Sein Buch ist von sehr großem Interesse, nicht bloß für den Soldaten, sondern für jeden, der sich mit unserer noch jungen und doch schon sehr lehrreichen Kolonialgeschichte befassen mag. Es ist ferner sehr ansprechend geschrieben, mit warmer Vaterlandsliebe, hohem Verständnis für unsere nationalen Kulturaufgaben und sittlichem Ernst, dabei an geeigneten Stellen mit frischem Soldatenhumor gewürzt; es ist also ein unterhaltendes Buch im besten Sinne des Wortes. Die Absicht, ein wahrheitsgetreues Bild der Gesamtkämpfe zu zeichnen, scheint mir in vortrefflicher Weise erreicht zu sein. (Generalltnt. Litzmann im „Militär-Wochenblatt“.)

Unsere Chinafahrt

Feldzugserinnerungen eines deutschen Offiziers

Von

Franz Max

Mit 39 Abbildungen nach photographisch. Aufnahmen des Verfassers

Preis Mark 3.50

Max ist das Pseudonym eines deutschen Offiziers, der selbst als guter Beobachter an dem Chinafeldzuge teilgenommen hat. Als gewinnender Erzähler weiß er den Leser nicht nur mit den Begebnissen des eigentlichen Feldzuges vertraut zu machen, sondern auch unauffällig eine packende Schilderung von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen zu geben. Mit einer Abteilung Bayern und Württembergers führt uns der Verfasser bis zur „Großen Mauer“, und es muß jeden Deutschen mit Stolz erfüllen, mit welcher Selbstverständlichkeit die Freiwilligen von 1900 die Strapazen und Gefahren des Feldzuges auf sich genommen haben: Es galt die verletzete Ehre des Vaterlandes zu rächen. Ein reiches Bildermaterial nach eigenen photographischen Aufnahmen belebt die anregende Schilderung.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig-Neudnitz

Der große König und sein Knecht

Lebensbild aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges
für Volk und Heer, insbesondere für die reifere Jugend

bearbeitet von Franz Otto

Sechzehnte Aufl. Mit 8 Wollbildern nach Aquarellen
von Richard Knödel sowie 77 Textabbildungen

Geheftet 5 Mark, fein gebunden 6 Mark

Kleine billige Originalausgabe. Gebunden Mark 3.50

Der „Große König“ hat jetzt seit seinem Erscheinen rund 50 Jahre hinter sich, ohne daß er an Zugkraft eingebüßt hätte. Im Gegenteil, was die Alten früher in helle Begeisterung versetzt hat, das geben sie am liebsten dem Nachwuchs in die Hände. Ist es doch auch Tatsache, daß aus keiner Biographie das Bild des großen Preußenkönigs so lebensvoll und greifbar vor das jugendliche Auge hintritt, wie gerade aus dieser kerndeutschen, wahrhaft nationalen Erzählung. Und die reichhaltige Illustrierung, darunter vor allem die Zeichnungen von Menzels Meisterhand und die Knödelschen Farbenbilder, vervollständigt das Buch zu einem wahren Prachtgeschenk für die deutsche Jugend.

Der Burggraf und sein Schildknappe

Historische Erzählung

aus der Zeit des ersten Kurfürsten von Brandenburg

Von Richard Roth

Achte Auflage. Mit 8 Farbendruckbildern von Richard Knödel

Geheftet Mark 4.50, fein gebunden 6 Mark

Der erste Hohenzoller in der Mark Brandenburg ist es wohl wert, zum Mittelpunkt einer vaterländischen Erzählung gemacht zu werden, und Richard Roth hat es trefflich verstanden, ihn den Herzen der Jugend nahe zu bringen. Er weiß nicht nur spannend zu erzählen, sondern auch auf Geist und Herz zu wirken. Lebendigkeit und Klarheit der Darstellung, gelungene Zeichnung der Charaktere, Wärme der Empfindung und ehrliche patriotische Begeisterung heben das Buch weit über den landläufigen Durchschnitt hinaus.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig-Neudnitz

Deutsche Geschichte

Von

Prof. Dr. Otto Raemmel

Dritte, durchgesehene und bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts fortgeführte Auflage

Mit 497 Abbildungen und 6 Karten * Zwei starke Bände

Geheftet 17 Mark, in zwei Prachtbänden 20 Mark

Raemmel's Deutsche Geschichte wendet sich an die weiten Kreise jener gebildeten und denkenden Leser aus den verschiedensten Berufsclassen, die nicht imstande sind, umfanglichere Werke durchzuarbeiten, sich jedoch von kurzgefaßten Handbüchern nicht befriedigt fühlen. In frischem Tone, getragen von einem gründlichen und ausgebreiteten historischen Wissen, durchweht von einem erwärmenden Hauch wahrhaft nationalen und patriotischen Geistes, führt das schöne Werk durch die Schicksale des deutschen Volkes von seinen ersten Anfängen an. Das Werk ist, nicht zuletzt unserer reifen männlichen Jugend, ein zuverlässiger und gewissenhafter Führer durch die deutsche Geschichte, es hilft, durch die Erkenntnis des Werdeganges unseres Volkes ein vertieftes Verständnis für seine gegenwärtige Lage und für die Aufgabe der Zukunft zu gewinnen. Die besonders vornehme Ausstattung und die völlig neue, ebenso reichhaltige wie moderne Illustrierung machen das Buch zu einem vorzüglichen Geschenkwerk.

Urteile: Gediegen und zuverlässig im vollsten, schönsten Sinne des Wortes — das ist wohl das passendste Prädikat für diese großdeutsche Meisterleistung! (Dr. Hans F. Helmolt i. d. „Illustr. Stg.“)

Eine so kluge Auswahl des Stoffes, eine so durchsichtige Gruppierung und vorurteilsfreie Beleuchtung konnte nur einem durchaus harmonischen, in sich gefestigten Geiste gelingen, der zugleich über die lebhafteste innere Anschauung und eine hohe Gestaltungskraft verfügt. So sind gerade die letzten Kapitel des Raemmel'schen Werks eine künstlerische Tat, die beim Leser den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck hinterläßt. (Grenzboten.)